

Südsee-bilder

Arthur Baessler

SÜDSEE-BILDER



VON

ARTHUR BAESSLER.

BERLIN
VERLAG VON GEORG REIMER
1895.

TAFEL I.



SAMOANISCHE TÄNZERIN.

Südsee-Bilder

von

ARTHUR BAESSLER.

MIT 26 TAFELN UND 2 KARTEN.

BERLIN
VERLAG VON GEORG REIMER
1895.

INHALT:

Tafeln:

Samoanische Gastfreundschaft.

Das unglücklichste Reich der Südsee bilden augenblicklich die Samoa-Inseln.

Nicht nur liegen dort die Eingeborenen untereinander in beständiger Fehde, sondern die Weissen, von denen Deutschland, England und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika ein gemeinsames Protektorat übernommen haben, intriguiren fortwährend dermaassen gegen einander, dass an Ruhe nie zu denken ist. Alle unparteiischen Reisenden, welche in letzter Zeit die Inselgruppe besuchten, stimmen darin überein, dass es ein unverzeihlicher Fehler von Seiten Deutschlands war, seiner Zeit Samoa nicht annektirt zu haben. Die auf den Inseln lebenden Weissen sind zumeist Deutsche, die grossen dort angelegten Plantagen gehören Deutschen, das meiste von den Eingeborenen an Weisse abgetretene Land ist im Besitz von Deutschen, fast alle dort geleistete Arbeit haben Deutsche verrichtet: warum sollten nun Deutsche nicht auch einmal das ernten dürfen, was sie gesäet haben? Hoffen wir, dass es dahin

kommen möge und dass die Inseln bald in den alleinigen Besitz Deutschlands übergehen!

Ist dies aber nicht möglich, so wäre es wahrhaftig besser, irgend eine andere Macht übernähme die endgültige Schutzherrschaft über die Inseln; unmöglich kann der gegenwärtige Zustand, unter dem die Eingeborenen und die deutschen Plantagenbesitzer in gleicher Weise leiden, länger fortbestehen.

Malietoa Laupepa (Tafel II), der von den Protektoratsmächten eingesetzte König von Samoa, zeichnet sich weder durch eine königliche Erscheinung, noch durch hervorragende Herrschertugenden oder einen mächtigen Anhang aus. Seine Gegenkönige waren imponirendere Leute als er und wurden stets von den angesehensten Häuptlingen unterstützt. Wollte man aber den Regenten wechseln, so würde trotzdem das Land nicht dabei gewinnen. Sobald der Mächtigste zur Regierung käme und als König Steuern ausschriebe — das muss er, seitdem die Weissen ins Land kamen, wenn auch die Abgaben nach unseren Begriffen nicht drückend sind, da sie nur einen Dollar für Jeden betragen von der Zeit an, wo er auf eine Kokospalme klettern, sich also das Geld für seine Kopfsteuer schnell zusammenstehlen kann —, so würden alle Uebrigen wieder von ihm abfallen und sofort zu einem neuen Gegenkönig übergehen.

Malietoa wohnt dicht bei Apia an der schmalen Landzunge Mulinuu, in einer für einen König recht primitiven Hütte. Kennbar ist sie bei aufgezogenen

Seitenwänden an einer im Innern stehenden eisernen Bettstelle, die als sichtbarer Beweis dafür dienen soll, wie weit die Civilisation schon ihren Einzug in den königlichen Palast gehalten hat.

Mehrfach hatte ich zu Beginn meines Aufenthaltes auf den Inseln den »König« zu sprechen versucht, aber stets sein Haus leer gefunden. Während des Tags sah sich Majestät gezwungen, sein *Talo*-feld zu bestellen, da ihm seine von den Vertragsmächten garantirte Apanage von dreihundert Dollars jährlich sehr unregelmässig ausgezahlt wurde. Das Eintreiben der Steuern hatte seine Schwierigkeiten und die Reichskasse zeichnete sich deshalb durch beständiges Fehlen jeglicher Baarmittel aus. Liefen dann und wann Gelder ein, so wurden vor dem König zuerst die europäischen Beamten mit den bei weitem höheren Gehältern berücksichtigt. Erst als der deutsche Konsul in liebenswürdiger Weise dem König meinen Besuch offiziell anzeigen liess, fand ich ihn zur festgesetzten Stunde daheim; der deutsche Vizekonsul und der Konsulatsdolmetscher begleiteten mich. Beim Betreten des Hauses erhob sich neben dem erwähnten Bett vom Boden eine in Weiss gekleidete, männliche Gestalt, die uns die Hände schüttelte und nachdem ich ihr vorgestellt, wieder Platz nahm. Wir folgten ihrem Beispiel.

Der König sah weder hübsch noch intelligent aus, das Gesicht mit den breiten Backenknochen hatte nichts Vornehmes, eher etwas Aengstliches, und die stets nach

vorn gebeugte Figur machte den Eindruck des demüthig Ergebenen. Die Willenskraft des Fürsten war in der Verbannung in Kamerun und auf Jaluit, wohin ihn nach seiner 1887 erfolgten Absetzung ein deutsches Kriegsschiff gebracht hatte, gebrochen. Als er 1889 auf den Thron seines Vaterlandes zurückberufen wurde, fügte er sich geduldig in sein Schicksal und regierte Samoa nach den Wünschen der Protektoratsmächte, soweit ihm seine Frau, die ihn jeden Morgen zur Feldarbeit anhielt, dazu Zeit liess.

Malietoa trug einen weissen *Lavalava* — ein Hüftentuch, das früher aus Baumbast oder geflochtenen Matten hergestellt wurde, jetzt aber meist aus importirtem Kattun besteht, das oft sehr kurz ist, bei dem König aber bis zu den Füssen reichte —, ein weisses Hemd mit Stehkragen und eine weisse Jacke nach europäischem Schnitt; er war also unten samoanisch, oben europäisch gekleidet, ohne durch letzteres zu gewinnen. Bei feierlichen Veranlassungen, z. B. wenn er ein Kriegsschiff besucht, trägt er eine goldgestickte Uniform, die ihn noch weniger hübsch erscheinen lässt. Uebrigens vermeidet er in neuerer Zeit, wenn irgend möglich, den Besuch deutscher Schiffe, die ihn nur als Häuptling begrüssen, während er gern zu den Engländern geht, die ihn in Flaggenparade erwarten und als König mit Salut und Nationalhymne empfangen.

In dem kleinen, aus einem Raum bestehenden Haus sah es, wie fast bei allen Samoanern, ziemlich ordentlich

aus; freilich war dies nicht schwer, denn ausser der Bettstelle enthielt es nicht viel Gegenstände. In einer Ecke hockte ein dickes, unschönes Weib (Tafel II) mit zwei nachlässig angezogenen jungen Mädchen, von denen das eine bis zu unserem Eintreten auf einer Nähmaschine gearbeitet hatte.

Die Unterhaltung währte nicht lange, da sie durch den Dolmetscher geführt werden musste, und weil der König, der ungemein leise sprach, nicht gerade sehr redselig war. Er freute sich aber, wie er mir sagen liess, in mir einen deutschen Reisenden zu sehen, bat mich, alle Inseln seines Reichs zu besuchen und über ihn und Samoa recht günstig in Deutschland zu berichten.

Nachdem wir uns durch einen Händedruck empfohlen hatten, flüsterte mir der Dolmetscher zu, das erwähnte dicke Weib sei die Frau des Königs. Ich ging deshalb auf sie zu, reichte ihr die Hand und begrüsste sie auf Samoanisch, worauf ich mich noch einmal zum König wenden wollte. Der hatte mir aber den Rücken zugekehrt und war bereits damit beschäftigt, sein weisses Zeug wieder abzulegen, um es wahrscheinlich am nächsten Sonntag noch einmal beim Kirchgang benutzen zu können. Jacke und Hemd lagen schon auf dem Bett; da nunmehr der Lavalava folgen sollte, beeilte ich mich, um nicht die Audienz mit dem zu erwartenden Rückenbild des Königs zu beschliessen, zum Hause hinaus zu kommen.

Einen weit besseren Eindruck als Malietoa machte Mataafa (Tafel II), der sich gerade wenige Tage bevor

ich ihn besuchte, zum König von Samoa erklärt hatte. Er residirte in Malie in einem prächtigen Hause, das früher anderswo gestanden hatte, dann abgebrochen, in drei Theilen hierher transportirt und wieder aufgerichtet worden war.

Beim Hausbau (Tafel III) werden zuerst drei Pfeiler senkrecht errichtet, jeder ungefähr 1 *m* vom andern entfernt, auf ihnen ruht ein Querbalken, während sie kreuzförmig je drei Holztheile tragen, deren Arme, unten grösser als oben, die eigentlichen Träger des Daches sind. Nunmehr wird die halbe Breite des Hauses von der Mitte aus gleichmässig nach zwei Seiten abgemessen und daselbst je drei Pfähle von nicht ganz Mannshöhe eingerammt, welche die Seitenwände bilden. Diese werden mit dem Dachquerbalken durch ein bienenkorbförmiges Lattengestell verbunden, auf welches das Dach zu ruhen kommt, das gewöhnlich aus mehreren Schichten von Blättern des wilden Zuckerrohrs oder bei sehr guten Häusern aus Pandanusblättern besteht. An dieses Mittelgestell wird das übrige Haus nach den beiden noch freien Seiten hin angebaut; in der Nähe von Apia sind diese Theile ellipsenförmig, weiter von der Hauptstadt entfernt runden sie sich immer mehr, sodass das Haus ohne die kurzen Seitenwände einen regelrechten Kreis bilden würde. Das grosse, dicke, das Innere kühl haltende Dach ruht auf Pfählen von der Höhe der Seitenwände, die nur ein Eintreten in gebückter Haltung erlauben. Zwischen ihnen sind die Wände in der Art



MALIETOA LAUPEPA MIT GEMAHLIN.



MATAAFA.

SAMOA.

angebracht, dass sie entweder seitlich verschoben oder jalousieartig in die Höhe gezogen werden können, wodurch sich das Haus zu jeder Zeit lüften lässt. Geschlossen ist es eigentlich nur während der Nachtstunden, am Tag findet man viele vollkommen offen stehen, ohne dass sich Jemand darin aufhält.

Der Boden ist ein wenig erhöht und mit grossen Steinen eingefasst; über den ganzen Raum liegt eine dicke Schicht kleiner Steine, von denen man gern möglichst abgerundete nimmt, darüber sind Matten gebreitet. Auf dieser Unterlage sitzt, liegt und schläft der Samoaner, und da die Steinchen nachgeben und sich den Körperformen anpassen, so ist das Lager gut. Eine Feuerstelle ist mit grossen Steinen ausgelegt, dient aber nicht zum Kochen, was auf einem besonderen, neben dem Haus gelegenen und mit einem Blätterdach vor dem Regen geschützten Platz vorgenommen wird, sondern nur dazu, dass man stets bequem seinen Tabak anzünden kann. Um einen Ort zum Aufbewahren von Gegenständen zu gewinnen, wird an die drei erstgenannten Pfeiler in Schulterhöhe ein Querbalken mit vorstehenden, nach oben gebogenen Enden angebracht; hier liegt gewöhnlich das Vermögen des Hausherrn in Gestalt von *Falas*, Matten, von grösseren und kleineren Rollen von *Tapa*, ein aus geklopfter Baumrinde hergestellter Stoff, und von *Afa*, aus Kokusnussfasern geflochtene Seile, mit denen die einzelnen Balken unter einander befestigt werden.

Will Jemand ein Haus bauen, so ist es Pflicht aller Verwandten und Freunde, ihm dabei zu helfen; Bezahlung findet nicht statt, doch muss der Erbauer das Essen für seine Mitarbeiter liefern und zwar in solcher Menge und Güte, dass schon mancher reiche Mann während des Baues arm gegessen wurde und schliesslich ein schönes grosses Haus, aber sonst nichts mehr sein eigen nannte.

Das Haus Mataafas besitzt ausnahmsweise vier Mittelpfeiler und sechs Querbalken, woraus man auf seine Grösse schliessen kann; das *Faletele,* Versammlungshaus, wörtlich »grosses Haus« seines Dorfes sogar fünf mit zehn Querbalken; es war 18 *m* lang und 15 *m* breit. —

Ich war zur Einführung beim Rebellenhäuptling mit zwei ihm bekannten Herren nach Malie geritten, um nicht etwa als Unbekannter abgewiesen zu werden. Am Eingang und Ausgang des Dorfes war die Proklamation angeschlagen, welche Mataafa erlassen hatte und die mit: *Maoto o le Tupu,* »Ich der König« anfing und unterschrieben war: *O du, o Malietoa Mataafa Le Tupu o Samoa*; *Launuu o Samoa Malie 6 Me 1893.* »Ich Malietoa Mataafa der König von Samoa; in meiner Residenz Malie gegeben am 6. Mai 1893.« Neben des Häuptlings Hause wehte auf hohem Mast die rothe samoanische Flagge mit weissem Kreuz und weissem Stern im oberen linken Felde, mit dem Unterschied jedoch, dass der Stern sechs Zacken zeigte, während der

Malietoas nur deren fünf zählt. Von Kriegsvorbereitungen war nirgends etwas zu sehen, obgleich der Kampf nicht mehr lange ausbleiben konnte; man ass und trank, rauchte und faullenzte hier noch eben so ruhig wie in Mulinuu.

Wir kamen unangemeldet zu Mataafa, aber der Empfang war ein ganz anderer als beim König.

Er sass allein in der Mitte seines Hauses, weit von ihm entfernt kauerten drei Häuptlinge, mit denen er gerade Rath gepflogen hatte. Bei unserem Nähertreten erhob er sich nicht, sondern führte nur die Hand zur Stirn, ehe er sie uns reichte, dann nahmen wir in seiner Nähe Platz, während er einem jungen Mädchen befahl, *Kawa* zu bereiten. Sofort entspann sich eine lebhafte Unterhaltung; da wir aber jede Anspielung auf die letzten Ereignisse vermieden, so berührte sie auch der Häuptling mit keinem Wort, nur als die Kawa gebracht wurde, liess er sich die erste Schale reichen, wandte sich jedoch, ehe er trank, entschuldigend an uns, dass dies nach alter samoanischer Sitte geschähe, wodurch er seinen hohen Rang dokumentiren wollte.

Vor dem Trinken liess er einige Tropfen der Flüssigkeit zur Erde fallen, als Opfer für die Götter, die einst im alleinigen Besitz von Kawa gewesen waren, bis Pava, ein »schlechter Mann«, der heimlich zusah, als sich Tangaloa, der oberste Gott, bei einem Besuch auf der Erde, das Getränk bereiten liess, weggeworfene Wurzelstücke stahl und pflanzte. Aus den vom Setzling gewonnenen Wurzeln bereitete Pava den Trank und seitdem

fehlte Kawa auch nie mehr bei den Festen der Menschen. Anfangs durften sich an den Gelagen nur Häuptlinge und Vornehme, erst später niedere Leute betheiligen, doch nur dann, wenn sie vollständig tätowirt waren und alle Vorrechte der Männer erlangt hatten. Die Fidschileute besingen den mythischen Vogel Fuipau, als den, der ihnen die Kawa gebracht, deren Bereitung sie mit grossen Festlichkeiten verbanden. Auf einzelnen Inseln der Südsee blieb Kawa ein Trankopfer für bestimmte Gottheiten, die nicht eher auf gestellte Fragen Antwort ertheilten, als bis ihrem Priester ein Trunk gereicht war. Auf den Neu-Hebriden wird die erste Schale den Göttern durch Ausgiessen geweiht und die Trinker spucken den Rest auf den Boden mit den Worten: »Das, Götter, ist für Euch!« Der Samoaner lässt die ersten Tropfen aus der Schale zur Erde fallen, und dies Opfer bringt auch der getaufte Mann heute noch dar.

Die aus der Wurzel des Pfefferstrauchs, Piper methysticum, bereitete Kawa ist das Lieblingsgetränk der Südsee-Insulaner, das dem Gast fast regelmässig beim Besuchen eines angesehenen Mannes vorgesetzt wird. Gewöhnlich bringt der Kommende selbst ein Stück der Wurzel mit, welches in Grösse dem Range des zu Besuchenden entsprechen muss und das er bei der Begrüssung dem kauernden Hausherrn vor die Füsse wirft, worauf dieser sich ein anderes Stück reichen lässt, um es seinem Gaste zuzuwerfen, natürlich stets unter entsprechender Rede und Gegenrede. Auf Samoa und Tonga ist

mir in allen Häusern, die ich besucht, Kawa angeboten worden, mit Ausnahme der beiden Königspaläste, deren Besitzer mir gegenüber einheimische Sitten möglichst zu verleugnen suchten. Doch nimmt, wie ich erfuhr, selbst der schon stark europäisirte König von Tonga gern ein Geschenk Kawa — (*Kawa* heisst sowohl die Wurzel als auch das Getränk) — entgegen, nur muss es seinem Range gemäss recht gross sein und Weisse, die mit einem Anliegen zu ihm gehen, versäumen daher nicht, stets das grösste Stück mitzunehmen, welches gerade in Nukualofa zu haben ist.

Junge Mädchen, deren Mund mit den frischen Lippen und schönen Zähnen durchaus nicht unappetitlich ist, kauen die Wurzeln, bringen sie als breiigen Kloss in eine Holzschüssel und zerdrücken sie in Wasser, filtriren die Bowle und reichen diese den Gästen und dem Gastgeber dar. Ausschlagen darf man den Trank nicht; man gewöhnt sich schnell an denselben, auch der, dem die eigenthümliche Zubereitung anfangs nicht zusagen mag. Ich werde weiter unten Gelegenheit haben, noch mehrmals auf die Kawabereitung zurückzukommen. —

Nach dem Fürsten erhielten wir unseren Ehrentrunk, wozu uns Mataafa die prachtvolle Trinkschale, *Ipu*, reichen liess, welche er sonst nur persönlich gebrauchte und die, aus einer riesigen Kokosnuss hergestellt, durch ihr Alter im Innern einen wunderbaren Metallglanz von dem Getränk erhalten hatte. Die Häuptlinge bekamen ihren Theil in einer einfacheren Schale servirt. Das Mädchen, welches

die Kawa brachte, wagte im Innern des Hauses nur so gebückt einher zu gehen, dass es fast auf allen Vieren zu kriechen schien.

Mataafa war für einen Samoaner nicht besonders gross, aber dennoch eine imposante Erscheinung, ein Häuptling vom Kopf bis zu den Zehen und mit Malietoa nicht zu vergleichen. Er hatte etwas Gebieterisches und verstand vorzüglich den Ersten zu spielen. Dabei waren seine Reden gewandt und höflich, die Ausdrücke gewählt, seine Manieren einfach und natürlich. Seine Untergebenen nahten sich ihm stets aufs Ehrfurchtsvollste, auch die Häuptlinge. Sein Gesicht hatte einen intelligenten Ausdruck, der Körper war wohlgebildet. Das kurzgeschnittene Kopfhaar war gekalkt, der Backenbart zum Theil rasirt, der Schnurrbart ziemlich grau. Nach samoanischer Sitte trug der Fürst nur den Lavalava.

Die Samoaner sind grösstentheils schöne, grosse, stark gebaute Männer; ihre stattlichen Erscheinungen gewinnen durch ein ausdrucksvolles Gesicht mit lebhaften dunklen Augen, wenn auch die Gesichtszüge eher derb als fein sind. Das schwarze Haar wird kurz getragen, mittelst Kalk röthlich-braun gefärbt, der Backenbart meist rasirt. Die Frauen, nur wenig kleiner, sind ebenfalls gut gebaut und oft recht hübsch. Beide Geschlechter begnügen sich mit einem Lavalava als Bekleidung, doch verbergen die Frauen, wenn die Schönheit ihres Busens abnimmt, diesen jetzt gern unter den lang herabhängenden Enden eines um den Hals geschlungenen Tuches.

Jacken und Blousen sind ziemlich ungebräuchlich, selbst in Apia. Die Mädchen, welche hier sich aufhalten und mit den Weissen schon in nähere Berührung gekommen sind, kleiden sich in ein, auch auf anderen Inseln der Südsee beliebtes, hemdartiges Kleid oder kleidartiges Hemd, welches aus einem Stück besteht, am Halse beginnt und möglichst weit hinter der Trägerin endet.

Eine der ersten Reden Mataafas drückte sein Bedauern aus, dass er unseren Besuch nicht vorausgewusst und somit für unseren Empfang nichts vorbereitet hätte; nach der Länge der Ansprache musste dies Bedauern ein aufrichtiges sein. Wir beeilten uns, ihm zu versichern, dass wir nicht des Essens halber gekommen seien und dass uns der Trunk vollkommen genüge, kamen aber so leichten Kaufs nicht davon. Zwar waren alle Leute bis auf zwei Dienerinnen in die Plantagen gegangen, um die wöchentliche Ration an Feldfrüchten zu holen, doch uns ohne Imbiss zu entlassen, verstiess gegen die gute Sitte und gegen die Gefühle des Häuptlings; deshalb befahl er, da am vergangenen Tag gefischt worden war, einige Seefische zu bereiten. Gern hätte ich die Zeit bis zum Essen dazu benutzt, Mataafa, der gewiss viele schöne Matten und alterthümliche Sachen besass, zu bitten, mir seine Schätze zu zeigen, doch unterliess ich es, um ihn nicht in die Zwangslage zu versetzen, mir etwas zu schenken. Der Samoaner ist ungemein gastfrei und freut sich, wenn er seinen Gast durch eine Gabe erfreuen kann. Findet man daher irgend etwas besonders

hübsch, so nennt man es bald sein eigen, Sachen ausgenommen, die unveräusserlich sind, wie alte Matten, welche als Erbstucke in bestimmten Familien verbleiben und hochgeschätzt sind. Unter letzteren giebt es einige, die ihrem Besitzer sogar einen höheren Rang verleihen, wie die über 200 Jahre alte Matte »*Pipi ma le eleele*«, welche ich trotz eifriger Bemühungen nicht zu sehen bekommen habe, weil sie deren Besitzer dem Fremden nicht zeigen wollte und mich auf der Suche nach derselben von einem Häuptling zum andern, ja sogar von einer Insel zur anderen schickte. Eine gewöhnliche, alte, gut erhaltene Matte ist unter 400 Mark nicht zu haben.

Das Schenken beruht immer auf Gegenseitigkeit; habe ich heute bei einem Samoaner viel und gut zu essen bekommen, so kann ich sicher darauf rechnen, dass er bald eine Gelegenheit findet, mein Gast zu sein, wobei er dann mein Eigenthum fast wie sein eigenes betrachtet, jedenfalls es ganz natürlich findet, wenn seine Begleiter, (gewöhnlich kommt die ganze Verwandtschaft mit), z. B. so viele Kokosnüsse, wie sie trinken, essen und mitnehmen können, sich einfach von den Bäumen holen. Die Weissen, welche früher mit den Samoanern häufig Besuche wechselten, hatten dabei die traurige Erfahrung gemacht, dass ihre mit Mühe gepflanzten und grossgezogenen Plantagen nach einem »Freundschaftsbesuche« stets regelrecht geplündert waren, ohne dass sich ihre Gäste etwas Böses dabei dachten; konnten sich diese doch nicht denken, dass die Nüsse zu etwas anderem



HAUSBAU IN SAMOA.



SAMOA-MÄDCHEN KAWA BEREITEND.

daseien, als um verzehrt zu werden. Das thaten sie lieber selbst, als zuzusehen, wie der getrocknete, ölige Kern in grossen Schiffsladungen nach Europa, besonders nach Südfrankreich, versandt wurde, um, ausgepresst und raffinirt, später die Menschheit als feinstes Provenceröl zu erfreuen. Da einer meiner Begleiter der Malie zunächst gelegenen Plantage vorstand, so war er ungern mitgekommen, da er fürchtete, dass der Gegenbesuch der Samoaner seinen Anlagen gelten und er demnächst sämmtliche Bewohner von Mataafas Residenz beim Nüssepflücken antreffen würde; ich hatte ihm aus diesem Grunde versprochen, wenigstens grösseren Geschenken des Häuptlings auszuweichen.

Bei einer Besichtigung des Dorfes verfloss schnell die Zeit, während der unser Essen bereitet wurde. Wir erhielten *Ias*, Fische, *Talos*, die auf anderen Inseln *Taros* genannten Knollenfrüchte und als Getränk diente der Inhalt junger grüner Kokosnüsse. Alles schmeckte vortrefflich, die Fische waren, ohne ausgenommen zu sein, in Bananenblätter gewickelt, über heissen Steinen unter Luftabschluss gedämpft, eine Bereitung, die mit etwas Salz jede andere übertroffen haben würde. So fett und saftig erwiesen sie sich, dass wir es am Schluss des mit den Händen verzehrten Mahles, dem Mataafa und die Häuptlinge nur zugesehen hatten, freudig begrüssten, dass der Fürst bereits ein Waschbecken und ein Handtuch besass, die uns eine Dienerin bringen musste.

Auch beim Abschied blieb Mataafa sitzen; nur seine Rechte hob er wieder in Stirnhöhe, ehe er sie uns reichte, und als wir uns draussen auf die Pferde geschwungen, winkte er uns nochmals freundlich zu. —

Unter den Honoratioren der Hauptstadt beanspruchte Seumanu, der Häuptling von Apia, den ersten Rang. Er wohnt ebenfalls in Munilnuu, etwas weiter von der Stadt entfernt als der König und besitzt ein besseres Haus als dieser; dasselbe ist leicht daran kenntlich, dass es nur von einem Mittelpfeiler getragen wird, einem mächtigen Baumstamm, dessen starke Aeste die Querbalken ersetzten.

Ich hatte mich mit einigen Herren eines Abends bei ihm ansagen lassen in der Hoffnung, dass er ein kleines Tanzfest, *Siva*, veranstalten würde, traf aber einen ungünstigen Tag. Seine Damen hatten sich von früh bis abends an einem *Cricketmatch* betheiligt und waren deshalb zu müde, um uns noch mit Tänzen erfreuen zu können. Nur Kawa konnte uns seine Adoptivtochter Tomaimanu, die bei der Taufe den Namen Suenga empfangen hatte, bereiten.

Nach freundschaftlicher Begrüssung nahmen wir auf der Seite Seumanus Platz, wo Frau und Tochter hockten, während diesen gegenüber einige Häuptlinge bis zu unserem Eintritt Karten gespielt hatten, ein Spiel, das solchen Anklang auf Samoa gefunden hat, dass es oft von Frauen und Männern den früheren Belustigungen vorgezogen wird. Als Suenga die Kawa gereicht hatte,

wurde ihr der Platz neben mir angewiesen; war das schöne Mädchen auch anfangs zurückhaltend, so hatte sie doch nichts dagegen, dass man ihr von Liebe sprach und sie väterlich ans Herz drückte.

In früheren Zeiten bekam stets jeder Gast eine junge hübsche Nachbarin und es war selbstverständlich, dass er sich mit ihr befreundete, da sie immer in seiner Nähe blieb, auch wenn der Besuch auf mehrere Tage ausgedehnt wurde. Erst beim Abschied wurde das Mädchen den Eltern zurückgegeben. Diese Sitte hat abgenommen, weil die Samoaner bei den Weissen nicht das gleiche Entgegenkommen fanden, dieselbe wurde aber bei einflussreichen Gästen noch bis vor Kurzem geübt und kommt da wohl auch heutigen Tages noch vor. Auf Sawaii, wo samoanische Sitten und Gebräuche sich noch am meisten erhalten haben, wird dieser Brauch jetzt in der Form geübt, dass der Gast wohl das Mädchen erhält, ihm aber auch deren Mutter mitgegeben wird, die das Töchterlein gar sorgsam bewacht.

Unter den Samoanern findet Niemand etwas dabei, wenn ein junges Mädchen näher mit einem Manne verkehrt, nur die Repräsentantin der Jungfräulichkeit, zu welcher hohen Ehre in jedem Ort gewöhnlich die Tochter des ersten Häuptlings bestimmt wird, muss den Umgang mit Männern meiden. Verschwand früher eine solche Vestalin mit einem Jüngling im Busch, so setzten alle Dorfbewohner den Sündigen nach und der Tod traf das Liebespaar, wenn es sich erwischen liess. Jetzt

wartet es ruhig ab, bis der Zorn verraucht ist, dann kehrt die Jungfrau zurück und waltet ihres Amtes weiter. Nur ein Häuptling oder ein Weisser darf die hohe Dame zur Ehe begehren, worauf eine andere Jungfrau als Repräsentantin gewählt wird.

Trotz der freien Sitten heirathen auf Samoa nur Jungfrauen, was dem Bräutigam am Hochzeitstag auf sehr drastische Art bewiesen wird. Der Beweis wird den Gästen gezeigt und dann in der Familie aufgehoben, selbst wenn noch so viel Betrug dabei mitgespielt hat. Auch in Apia hat die hohe Behörde nichts dagegen, wenn ein Mädchen mit einem Manne »geht«, »geht« es aber mit mehreren, so wird es unter Polizeiaufsicht gestellt.

Auf Tongà wird auf gute Sitten der Damen sehr gehalten und ein auf unrechtem Wege ertapptes Mädchen mit 25 Dollars, im Wiederholungsfalle mit 125 Dollars, eine verheirathete Frau das erste Mal sogar mit 60 Dollars bestraft, während der Mann frei ausgeht. Kann eine Verurtheilte nicht zahlen, so muss sie die Strafe abarbeiten und zwar hat sie für 125 Dollars dem Staate drei Jahre zu dienen. Trotz dieser hohen Strafen lassen sich aber die Mädchen nicht abhalten, nach wie vor ihre Liebe frei zu verschenken, und da sie es sogar für eine Ehre halten, nach dieser Richtnng hin bestraft zu sein, so ist die Busse zu einer der wichtigsten Einnahmequellen des Staates geworden. Es gilt dort für schimpflich, wenn ein Mann über Liebesabenteuer spricht, das Mädchen aber

erzählt seine Erlebnisse mit den intimsten Details so bald als möglich seinen Freundinnen und noch keines hat, vor Gericht geführt, versucht, durch Ausreden von der Strafe frei zu kommen. —

Da wir uns wegen des erwarteten *Siva* auf einen langen Abend gefasst machten, so hatten wir einen ziemlichen Vorrath Bier mitgenommen, um übrigbleibendes als Geschenk zurücklassen zu können. Dazu kam es aber nicht: die Samoaner sprachen dem ihnen jetzt von der Obrigkeit verbotenen Getränk so zu, dass, als wir aufbrachen, alle Flaschen leer waren, selbst eine Flasche Whisky, die sich unter das Bier verlaufen, aber besondere Werthschätzung bei den eingeborenen Fürsten gefunden hatte. Da wir die Unterhaltung hauptsächlich nur mit Seumanu und dessen Familie führten, so waren wir den anderen Häuptlingen schnell langweilig geworden; ich konnte es ihnen daher nicht verdenken, dass sie wieder zu ihren geliebten Karten griffen. Nach samoanischer Sitte war dies aber eine grosse Ungehörigkeit, die z. B. im Hause Mataafas nicht vorgekommen wäre, die aber erkennen liess, wie geringes Ansehen Seumanu bei den Seinigen genoss. Ein energischer Hausherr hätte während unserer Anwesenheit entweder das Spiel verboten oder die Spieler an die Luft gesetzt. —

Gleich am Tage meiner Ankunft hatte mich der Leiter der Plantage »Le Uto Soo Vaa« nach Mulifanua, seinem Wohnorte, eingeladen und mich bald

darauf in seinem Boot dorthin mitgenommen. Ich brauche nicht erst zu erwähnen, dass die Gastfreundschaft, die ich dort genoss, die samoanische noch bei weitem übertraf und es meinem liebenswürdigen Wirth gelang, meinen Aufenthalt daselbst so angenehm zu gestalten, dass ich nur schweren Herzens von dem schönen Flecken schied.

»Le Uto Sao Voa« ist die grösste der drei auf Upolu angelegten Plantagen der »Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln«, die ihren Hauptsitz in Apia hat. Diese musterhaft verwalteten Anpflanzungen von Kokospalmen sind die schönsten, die ich gesehen, und wenn nicht die Ungunst der Verhältnisse hemmend und zerstörend wirken, so werden sie allein, abgesehen von den Baumwoll-, Kaffee-, Kakao- und anderen Plantagen bald so reichen Ertrag liefern, dass selbst die grössten Feinde der Kolonien vor diesem ihre Fahnen streichen werden. »Le Uto Sao Voa« wird, wenn vollständig bepflanzt rund 225 000 Bäume tragen. Da man für jede Palme nach Abzug aller Spesen inkl. des Transportes der *Kopra* (der getrockenete Kern der Nuss) nach Europa, einen Reinertrag von 2 Mark rechnet, so wird diese Plantage eine halbe Million einbringen.

Der Gewinn würde ein noch viel grösserer sein, wenn man die Samoaner zur Arbeit erziehen könnte. Bis jetzt ist dies nicht gelungen, alle Arbeitskräfte müssen noch eingeführt werden. Die »Deutsche Firma«

besitzt mehrere Schiffe, welche alle Inseln der Südsee besuchen und Arbeiter anwerben, die sich für drei Jahre verpflichten müssen, worauf sie kostenfrei in ihre Heimath zurückgeschafft werden, wenn sie nicht vorziehen, einen neuen Kontrakt einzugehen. Die Gesellschaft beschäftigt ungefähr Tausend solcher fremden Arbeiter und dem Anthropologen bietet sich hier ein reiches Feld für seine Thätigkeit, denn er findet alle Rassen der Südseevölker vertreten und kann meist besser arbeiten, als in der Heimath der Leute, wo diese von Messungen oft nichts wissen wollen. Auch kann er sich hier leichter mit ihnen verständigen, weil sie alle mehr oder weniger *Pidjin* - Englisch sprechen, welches sie sogar untereinander gebrauchen, da ihnen die einzelnen Volkssprachen nicht geläufig sind, während Pidjin - Englisch auf allen Südsee-Inseln Eingang gefunden hat. Es ist ein verdorbenes, mit vielen Brocken anderer Sprachen vermengtes Englisch, welches sich den Anschauungsweisen der Eingeborenen angepasst hat; daher werden meist nur Wörter aneinander gereiht, Konjugation und Deklination umgangen. So entstehen oft ganze Sätze für ein Wort und der Neuling erfasst nicht immer sofort den tieferen Sinn.

Welch gelungene Wendungen vorkommen, mag ein Beispiel zeigen: Ich maass einen Mann und wollte wissen, ob er ein Christ sei, ohne ihm meine Frage verständlich machen zu können. Da half mein Wirth mit den Worten: *You sabi this fellow on top?* »Du kennst

den Kerl daoben?« worauf jener freudig bejahte. Mir war dieser Ausdruck für Christus neu und fand ich ihn auch nicht sehr schön, hier wurde er allgemein gebraucht. Als es einmal mit Regnen nicht aufhören wollte, bat mich ein Schwarzer, der die Gebete eines Weissen wohl für einflussreicher als die seinigen hielt: *»you speak fellow on top he make finish rain.«*

Da den Eigenthümlichkeiten der Leute soviel wie möglich Rechnung getragen wird und die einzelnen Stämme, um Streit unter einander zu vermeiden, getrennte Wohnungen erhalten, die sie sich ebenso einrichten dürfen, wie sie es in ihrer Heimath gewohnt waren, so fühlen sie sich ganz wohl. Im Anfang behagt ihnen die Arbeit zwar nie recht, aber sie gewöhnen sich schnell daran, um so mehr als ihnen nur solche aufgetragen wird, für die sie taugen, und die mit ihren Körperkräften im Einklang steht; sie begreifen meistens schnell was sie zu thun haben, wozu allerdings keine grossen geistigen Fähigkeiten nöthig sind, und werden bald gute Arbeiter. Dass auch faule und nichtsnutzige Kerle unterlaufen, ist selbstredend; immerhin berechtigen diese Versuche doch zu der Hoffnung, dass es mit der Zeit gelingen wird, nach und nach auch solchen Völkern den Nutzen der Arbeit begreiflich zu machen, welche sich jetzt noch davor scheu zurückziehen.

Unvergesslich werden mir die Abende bleiben, an denen die einzelnen Stämme ihre Gesänge und Tänze vorführen durften, von denen besonders ein Gesang der

Gilbert-Insulaner wunderbar wirkte. Wäre ich Musiker, so hätte ich ihn sofort niedergeschrieben, um ihn als Rachechor in einem Finale einer grossen Oper zu verwenden. —

Unweit von Mulifanua, dessen Name »Das Ende des Landes« schon andeutet, dass der Ort an einem, und zwar dem westlichen, Ende von Upolu zu suchen ist, liegen zwei kleine Inseln Apolima und Manono, erstere interessant wegen ihrer Formation, letztere weil sie von jeher der politische Mittelpunkt des ganzen Archipels war.

Ohne Hülfe meines freundlichen Wirthes, der mir sein Boot und genügende Ruderer zur Verfügung stellte, wäre es mir jedenfalls schwer geworden, diese Inseln zu besuchen. Die Samoaner sind selbst zu gewöhnlichen Zeiten nur für sehr viel Geld zu bewegen, Jemanden hinüber zu rudern, jetzt aber, wo ein neuer Gegenkönig erstanden war, gab es soviel zu bereden und zu berathen, dass sich selbst ein einzelner Steuermannn schwer auftreiben liess. Ohne den ging es aber nicht. Ueber die Riffe wären wir vielleicht allein gekommen, aber die Einfahrt von Apolima ist so eng, dass nur ein Kundiger den Weg zu finden weiss. Endlich wurde ein solcher aufgetrieben, der für diese Tagestour ausser Essen, Trinken, Tabak und Geschenken noch fünf Dollars baar verlangte und erhielt.

Tautala, eine junge Samoanerin, die im Hause meines Wirthes verkehrte und mit den angesehensten

Leuten auf Apolima, sowie mit dem Häuptling von Manono verwandt war, begleitete uns, indem sie noch ihre Schwester Sivao und eine entfernte Verwandte, Taufasina, mitnahm, so dass wir zu sechs das Boot bestiegen, da mein fürsorglicher Wirth es sich nicht nehmen liess, mich zu begleiten und sich noch ein anderer Herr uns anschloss. Die Bemannung bestand aus vier Ruderern und dem samoanischen Steuermann.

Zuerst wurde auf Apolima Kurs genommen. Sie ist eine kleine längliche Felseninsel, der Rand eines alten Kraters, die sich von Nordost nach Südwest erstreckt, wo sie eine ungefähre Höhe von 140 *m* erreicht, während nach Nordost zu die Felsen bedeutend niedriger werden. Nach dem Innern zu fallen diese ziemlich steil ab, sodass sich ein kleines Thal bildet, in welchem eine Ortschaft liegt. Davor befindet sich ein kleiner See (Kratersee), der mit dem Meere in Verbindung steht. Nur an dieser Stelle kann man bei ruhigem Wetter der Insel nahen. Die eng aneinander gerückten Felsen lassen eine Durchfahrt, gerade so breit und so seicht, um einem nicht zu grossen und nicht tiefgehenden Boot bei Hochwasser Eingang zu gewähren, während bei Ebbe kaum ein Kanu über die Riffe hinweg kommt. Man muss die Wellen geschickt benutzen, denn in der Passage selbst ist an Rudern nicht zu denken. Die Kunst des Steuermanns besteht darin, im richtigen Augenblick das Zeichen zum Einziehen der Riemen zu geben, sich durch die Enge tragen und drüben rechtzeitig das

Rudern wieder aufnehmen zu lassen, um von den zurücktreibenden Wogen nicht an die Felsen geworfen zu werden. Erschwert wird die Einfahrt noch durch einen vorgelagerten Felsen, Nuuneanea, der ein direktes Steuern auf dieselbe ausschliesst, so dass man zuerst rechtwinklig auf sie zufahren muss uud erst, wenn man sich dicht davor befindet, das Boot wenden kann.

Die Sage erzählt, der *Aitu,* Teufel, (wahrscheinlich sind damit frühere Eruptionen gemeint), habe einst tüchtig lachen müssen und dabei kräftig ausgespuckt, der Brocken flog etwas über die Insel und blieb davor liegen; zugleich rann Speichel aus seinem Mund, der sich zu dem Bach bildete, welcher jetzt noch die Insel mit frischem Wasser versorgt.

Apolima ist die beste natürliche Festung, die sich denken lässt, und da sie zu der Insel Manono gehört, so hat sie deren Bedeutung in Krieg nnd Frieden stets noch erhöht. Sie gilt für uneinnehmbar. Allerdings soll es an der Aussenseite einen Punkt geben, wo man an ganz ruhigen Tagen mit einem Kanu anlegen kann, da diese aber kaum vorkommen und der Weg, welcher die Felsen hinaufführt, so schmal und steil ist, dass ihn ein Kind mit einigen Steinen vertheidigen könnte, so kommt er gar nicht in Betracht. Wer aber die Einfahrt erzwingen wollte, würde, ehe er die Insel erreichen könnte, von den Kugeln der hinter den Felsen liegenden unsichtbaren Schützen getroffen sein, während eine Beschiessung des Innern der Insel durch ein Kriegsschiff wegen des vorgelagerten Felsens ausgeschlossen ist.

Die Ariadne, eine deutsche Corvette, ist im Jahre 1879 zwischen Insel und Felsen hindurchgefahren, aber zum Aufhalten dürfte die gefährliche Passage nicht eingerichtet sein und steht ein gutes Geschütz auf Apolima, so könnte dieses einem, den Versuch wiederholenden Dampfer mehr Schaden zufügen, als das Schiff der Insel.

Aufregend ist beim Einfahren der Moment, wenn man von der Welle in die Höhe gehoben wird, wenn der Gischt über den Köpfen zusammenschlägt und rechts und links zackige Felsen so nahe kommen, dass man sie mit der Hand greifen kann. Sind wir über die gefährliche Stelle hinweg, so befinden wir uns plötzlich auf einem kleinen ruhigen See in der Mitte einer idyllischen Landschaft. Vom Ufer grüssen unter Palmen gelegene Hauser, eingeschlossen von den Kraterwänden, die längst mit dichter tropischer Vegetation überzogen sind. Hinter dem Dorf liegen an einem Bächlein, dessen klares Wasser zum Baden einladet, Taloplantagen, am Strande mehrere Kanus.

Unter letzteren ragte ein *Taumualua*, grosses samoanisches Boot, hervor, den wir in der letzten Nacht an Mulifanua hatten vorbeifahren hören. Die Samoaner begleiten das Rudern stets mit Gesang und aus der Art und Stärke desselben kann man bei einiger Uebung leicht beurtheilen, was für ein Boot man vor sich hat und wie viele Ruderer es enthält, auch wenn man das Schiff nicht zu sehen vermag. Dieses von zwanzig Leuten bediente Fahrzeug hatte eine zehn Mann starke Gesandtschaft Mataafas nach Apolima gebracht, um

Heeresfolge zu erbitten. Augenblicklich sass die ganze Gesellschaft im Verein mit allen Männern des Ortes im *Faletele*, wurde mit Kawa begrüsst und hielt grosse Reden, bis das Festmahl bereit war.

So kam es, dass wir beim Besuch von Tautalas Verwandten nur Frauen vorfanden, was uns veranlasste, zuerst eine Besichtigung des Innern der Insel vorzunehmen. Lautes Schreien lockte uns zurück und wir kamen gerade recht, um zu sehen, wie eine Anzahl Samoaner, die mit Blumen und Blättern dermaassen geschmückt waren, dass sie fast unsichtbar im Grünen staken, auf grossen Bananenblättern unter lautem Geschrei die Gerichte für die Gäste von der Kochstätte nach dem Versammlungshaus trugen.

Nunmehr erschien der Hausherr, der zur Begrüssung ein grosses Stück Kawa brachte. Ein Mädchen, am ganzen Körper stark gesalbt und mit Blumen behangen, ging sofort daran, dasselbe mit den Zähnen zu zermalmen, während der Geber eine feierliche Ansprache hielt. Zuerst drückte er seinen Dank für unseren Besuch aus, hierauf sein Bedauern darüber, dass wir uns nicht angesagt hätten, damit etwas Essen vorbereitet gewesen wäre; er sei nur ein armer Mann, würde aber gern alles hergeben, um uns zufrieden zu stellen; schliesslich bat er uns, den Besuch bei vorheriger Anmeldung bald zu wiederholen, um uns würdiger empfangen zu können, da er heute nur Kawa anzubieten habe. Dies alles sprach der Mann mit einer so rührenden Stimme, dass man leicht an die Wahrhaftigkeit seiner Gefühle glauben konnte, wenn auch ein

grosser Theil der schönen Redensarten nur auf Rechnung der Höflichkeit zu setzen war.

Die Einladung machte eine längere Erwiderungsrede nothwendig, die Tautala übertragen wurde. Dann nahm mein Mentor noch das Wort zu einer kurzen Erklärung unseres Besuches, der um meinetwillen unternommen sei; er hätte, weil ich Land und Leute kennen lernen möchte, besonders darauf gehalten, mich an diesen interessanten Platz zu führen, denn hier seien noch schöne Häuser und tüchtige Menschen zu finden. Worte die von allen Anwesenden, es waren nach und nach noch mehrere Männer hinzugekommen, höchst beifällig aufgenommen wurden.

Der Kawa-Kloss war inzwischen aus dem Mund in die *Tanoa*, Kawa-Schüssel, gewandert, worauf das Mädchen eine sorgfältige Ausspülung seiner Kauwerkzeuge vornahm. Dann setzte es Wasser zu dem Brei, knetete das Ganze, fischte die Fasertheilchen mit einem Bastbündel, *Fau*, heraus (Tafel III) und füllte eine Schale, die ein zweites Mädchen hielt, das den Trank denen reichen sollte, deren Namen der Hausherr rufen würde.

Die erste *Ipu* wurde dem *Foomai Pesila* kredenzt; damit wurde ich bezeichnet, denn ein Doktor musste natürlich auch ein Arzt sein — *fo-o* heilen, *mai* krank. Mochte ich auch noch so sehr gegen diesen Titel protestiren, überall wo ich hinkam, strömten mir alle Kranken zu, und er verschaffte mir eine Praxis, um die mich vielleicht mancher Arzt in Europa beneidet haben würde. Nach mir er-

hielten die Schale zwei Samoaner, erst dann meine beiden Begleiter, hierauf die übrigen Samoaner, während die Frauen nicht mittranken. Ungemeine Heiterkeit erregte es, als der Hausherr sich in dem Namen eines meiner Freunde irrte, der für Samoaner so schwer auszusprechen war, dass er bereits früher mit einigen Umänderungen eine Verwandlung in »Ossibuka« hatte erdulden müssen. Gegen solche Verunstaltungen lässt sich nichts machen, als nun aber gar der »Ossibuka« als *Pusibuka* aufgerufen wurde, was »dicke Katze« bedeutet — *pusi*, Katze, *buka*, dick, — brachen wir in lautes Lachen aus, in das die Samoaner, die trotz des lächerlichen Namens anfangs ganz ernst geblieben waren, fröhlich mit einstimmten, als sie den Irrthum merkten.

Nachdem die Kawa getrunken, gedachte ich die Besichtigung der Insel zu beenden, dann nach Manono zu fahren, wo Tautala uns angemeldet hatte. Aber die Leute, die anfangs versichert hatten, nur Kawa anbieten zu können, drangen jetzt in uns, auch einen Imbiss anzunehmen; wollten wir sie nicht kränken, so blieb nichts anderes übrig, als ihrem Wunsche zu willfahren. Ich erklomm die mit *Jungle* dicht bewachsenen Felsen, machte eine Skizze von der Insel und als ich zurückkehrte, war in der That schon das Mahl bereitet.

Eingeleitet wurde es wieder mit grossen Entschuldigungsreden, dass es so wenig und so wenig gut sei, aber wegen der Kürze der Zeit, der Armuth der Leute etc. etc., dabei wurden *Nius*, Kokosnüsse, und *Fais*,

Bananen, in solchen Mengen vor uns aufgestapelt, dass wir davon allein schon einige Tage hätten leben können. Junge Mädchen, mit Blumen geschmückt, brachten als ersten Gang das beliebte *Tafolo* oder *Taufolo*. Dieses Gericht gilt auch bei den Samoanern nur als Vorspeise und wird stets in hölzerner Schüssel servirt. Kleine Klösse aus Brodfrüchten, gemengt mit dem weissen Fleisch der Kokosnuss, schwimmen in einer warmen Sauce, die aus dem Saft der ausgepressten Kerne dieser Nüsse und aus Seewasser bereitet ist. In grossen Blättern des Brodfruchtbaumes erhält jeder seinen Theil. Leider wurde ich als der angesehenste Gast betrachtet, meine Klösse waren daher nicht zu zählen. Sie schmeckten wie frischer Brodteig, die Sauce war gut, nur leider sehr fett. Nach einer grösseren Pause, die mit einer Bowle Kawa ausgefüllt wurde, erschienen wieder die Dienerinnen, bedeckten den Boden des Hauses mit grossen Bananenblättern und legten darauf Unmengen gerösteter *Talos* und *Ufis*, Yamswurzel, neben mehrere Sorten gedämpfter *Ias*, sowie ein gebratenes *Puaa*, ein schon erwachsenes Spanferkel, und *Palusami*. Dass dabei trotz der vielen Speisen eine Rede über Armuth und über das Wenige wegen der nur kurzen Vorbereitungen gehalten wurde, versteht sich von selbst. Das Essen war vorzüglich und da wir Salz bei uns hatten, schmeckte es vortrefflich. Die Ufis waren gut geröstet, die Ias, auf dieselbe Art zubereitet wie bei Mataafa, schmackhaft,

die Blätter des Palusami, Taloblätter mit Kokosnussmilch in Taloblättern gekocht, ungemein zart, die weisse Sauce allerdings etwas süss und ölig, doch wohlschmeckend für einen Liebhaber von Kokosnussöl, nur das Fleisch war zu frisch. Nicht genug damit, kamen auch noch andere Verwandte mit Speisen an, die wir nicht zurückweisen durften, so dass wir, trotz der grössten Mühe, nicht den zehnten Theil des Vorgesetzten vertilgen konnten, da nur der Hausherr und seine Frau uns bei dieser Arbeit halfen. Zurücklassen durften wir nichts; wir packten denn alles in Körbe und Bananenblätter und nahmen es mit in unser Boot.

Nach dem Essen liessen wir einige recht bunt bedruckte Lavalavas, grosse Schachteln Biskuits, kleine Büchsen mit Sardinen in Oel, die die Samoaner als besondere Delikatessen hochschätzen, nebst mehreren Flaschen Bier aus unserem Kahn holen und vor die Gastgeber als Zeichen des Dankes legen. Sichtlich erfreut nahmen die Leute alles an, erklärten aber, die Geschenke für unnöthig, da das Essen so bescheiden, der Besuch nur ein verwandtschaftlicher gewesen sei und man auf keine Gegengeschenke gerechnet habe.

Alle Dorfbewohner gaben uns zum Boot das Geleit, die Mädchen sprangen ins Wasser, schwammen über den See, erkletterten die Felsen, warfen, als wir die Durchfahrt passirten, uns ihre Blumen zu und riefen Abschiedsgrüsse nach; als wir, draussen angelangt, durch Winken mit den Taschentüchern dieselben erwiderten, banden

sie ihre Lavalavas ab und liessen diese so lange flattern, bis wir ihnen aus dem Gesichtskreis entschwunden waren. —

Manono ist grösser als Apolima; die ziemlich flache Insel, die sich nur in der Mitte zu einer Höhe von 150 *m* erhebt, ist dicht bevölkert und, da sehr fruchtbar, gut angebaut.

Wir fuhren an einem grossen Theil der Westküste entlang, bevor wir unseren Bestimmungsort Lepuiai, die Residenz des Gouverneurs erreichten. Die Häuser stehen bis dicht an den Strand; sie sind meist auf hohem Steinwall errichtet, nicht aus Gesundheitsrücksichten, sondern weil die grossen Steine in solchen Mengen überall herumliegen, dass es bequemer ist, dieselben so zu verwenden, als sie fortzuschaffen. Auf den Steinen ruht eine Schicht weissen Sandes, darauf die Matten; der Sand vertritt die kleinen abgerundeten Steine Upolus, die man auf Apolima durch kleine, vom Meer abgeschliffene, Korallenstücke ersetzte. Auch bei Häuptlingsgräbern werden die Steine verwendet; mitten im Dorf liegt ein solches, das aus zwei hohen Terrassen besteht, dessen oberste mit kleinen schwarzen Steinen ausgelegt ist.

Das Landen war hier einfacher als in Apolima, hundert helfende Hände zogen uns an den Strand. Man hatte uns schon lange erwartet, ja bereits ein Boot nach Mulifanua gesandt, weil man sich unser langes Ausbleiben nicht zu erklären vermochte. Wir brachten einige Entschuldigungen vor, die angenommen wurden;

das Diner auf Apolima verschwiegen wir, es hätte beleidigt, weil hier ein solches unser harrte.

Das Haus der Verwandten Tautalas war von oben bis unten mit Blumen und grünen Zweigen geschmückt, auf dem Boden lagen kostbare Matten und schöner Tapa. Alle Leute im Dorf kamen zusammen uns zu begrüssen, denn Jeder fühlte sich durch den Besuch mitgeehrt. Geraume Zeit verging unter mancherlei Reden; wer nicht im Innern Platz hatte, kauerte vor dem Hause. Als aber Toaina und bald darauf ihr Vater Puniwalo erschienen, änderte sich das Bild schnell. Einer nach dem Andern erhob sich und schlich, tief gebückt, hinaus, sodass wir bald mit diesen Beiden allein sassen. Auch draussen verlor sich die Menge, um erst später bei Beginn der Tänze wiederzukommen.

Puniwalo ist der Gouverneur von Manono und eine der einflussreichsten Persönlichkeiten Samoas. Früher hatte er als Freund Malietoas diesem zum Throne verholfen, jetzt stand er natürlich auf Seiten Mataafas. Seine Unterthanen sind als Krieger geschätzt, denn von jeher haben die Manonoleute für tapfer gegolten und durften deshalb auch stets als die ersten in den Kampf rücken. Der Fürst ist eine grosse imposante Erscheinung, hält sich beim Gehen, welches er nie übereilt, sehr gerade, und schon von weitem erkennt man in ihm den Häuptling. Er mag ungefähr fünfzig Jahre zählen, das kurz geschnittene Kopfhaar ist schon etwas grau, ebenso der Schnurrbart und der kurze struppige Backen-

bart; letzterer schien für gewöhnlich rasirt zu sein, doch war dies in den letzten aufregenden Tagen wohl übersehen worden.

Seine Tochter Toaina ist die »Dorfjungfrau« und als Mädchen eine noch kolossalere Erscheinung, als ihr Vater als Mann. Die starken Gliedmaassen passen jedoch zu ihrer Grösse; das Gesicht ist, wenn auch dick, doch nicht unschön und gewinnt sehr durch ein Paar lebhafte dunkle Augen; das kurze, in Folge von Kalken rothbraune Haar ist heute stark gesalbt. Ausser dem Lavalava trägt sie eine grünseidene, mit einer Reihe Wachsperlen benähte, blousenartige Taille ohne Aermel, die ihren keuschen, aber sehr entwickelten, Busen bedeckt, den sie sorgsam vor den Blicken Unberufener hütet. Sie steht betreffs ihres Lebenswandels unter fortwährender Kontrolle einiger alter Frauen und hat sich noch nichts zu Schulden kommen lassen.

Um unsere Gastgeber nicht in ihren Vorbereitungen zu stören, unternahmen wir einen Gang durchs Dorf; als wir zurückkamen, fanden wir den Tisch bereits gedeckt oder vielmehr es war gut, dass das Essen auf der Erde stand, denn ein Tisch wäre unter der Last zusammengebrochen. Durch das ganze Haus erstreckte sich über den Boden ein breiter Streifen grosser Bananenblätter, darauf lagen riesige Haufen von *Talos* und *Ufis*, viele Sorten *Ias*, *Ula Kais*, Hummer, *Ula wais*, Krabben, ein *Feë*, Tintenfisch, gebratene *Moas* Hühner, gekochte *Moas* in einer grossen mit Bouillon gefüllten Holzschüssel, *Fua*

moas, Hühnereier, *Tolo*, Zuckerrohr, *Faïs* und *Nius* in ungezählter Menge und natürlich fehlte auch hier wieder nicht ein ganzes gebratenes *Puaa*. Den Samoanern gingen bei diesem Anblick die Augen über, uns aber erbebte das Herz im Busen, denn wir wussten, dass die Zufriedenheit der Geber im Verhältnis zu dem von uns Vertilgten stand. Nun, wir leisteten unser möglichstes, selbst der klebrig-zähe Tintenfisch wurde versucht und Puniwalo und Toaina halfen wacker mit, aber gegen solche Haufen kämpfen Samoaner selbst vergebens. Als wir das Mahl beendet, war an den Vorräthen kaum zu bemerken, dass wir etwas weggenommen. Das Uebrigbleibende wurde uns beim Abschied ins Schiff getragen und nicht zufrieden damit, schenkte man uns auch die Fächer, die uns während des Essens geborgt worden waren und mir, da ich meine Freude über den schönen Tapa geäussert, ausserdem noch die beiden Stücke, welche den Boden bedeckt hatten.

Kurz nach dem Essen erschienen sechs Tänzerinnen, angethan mit recht kleinen Lavalavas aus Tapa, vielen Guirlanden, Kränzen und Blumen und so stark gesalbt, dass sie Fettflecke zurückliessen überall, wo sie gingen und kauerten oder wohin sie mit den Händen griffen. Sie nahmen ausserhalb des Hauses Platz, rund herum hockten die Dorfbewohner, theilweise mitsingend und taktschlagend; wir blieben im Innern, Puniwalo verschwand geräuschlos mit einer Flasche Bier: der oberste anwesende Häuptling darf nie dem Tanz zuschauen.

Die Tänzerinnen waren schlanke, schön gewachsene Erscheinungen mit hübschen Gesichtern, die Tänze sehr verschieden, einige recht hübsch, andere von der Civilisation schon zu stark beeinflusst. Vor mehreren Jahren hatte eine amerikanische Seiltänzerbande in Apia gastirt und bei den Samoanern einen ungeheuren Erfolg erzielt; alles, was sie dort gesehen, erschien ihnen nachahmungswerth. Auch die Lieder, die sie von den Deutschen öfters singen hörten, passten sie ihren Verhältnissen an und einer der jetzt beliebtesten Tänze wurde, unter beständigem Singen der Worte Jupheidi-Jupheida, nach der bekannten Krambambuli-Melodie vorgeführt. Die alten *Sivas* waren die schönsten, sie wurden meist sitzend ausgeführt und bestanden in anmuthigen Bewegungen, Drehungen und Neigungen des Kopfes, der Arme, Hände und des Oberkörpers, nur bei einem derselben spielten auch die Beine eine grössere Rolle, indem die übereinander geschlagenen Knie in ziemlicher Geschwindigkeit nach oben und unten bewegt wurden, ohne dadurch dem Oberkörper die Ruhe zu nehmen. Stehende *Sivas* waren nur hübsch, so lange die Aufführenden bei dem früher gebräuchlichen Chassiren mit einfachen Vorwärts- und Rückwärtsbewegungen blieben, als aber clownhafte Sprünge eingeflochten wurden, verlor die Vorführung sehr, während gerade dieser Theil die Samoaner am meisten amüsirte. Den Schluss bildete der Jupheiditanz, wozu erst die *Prima-Ballerina* erschien. Diese war eine geradezu blendende Erscheinung; sie trug nur

einen sehr kleinen, aus Baststreifen, Blumen und rothen Beeren hergestellten *Titi*, Tanzgürtel, und um den Hals eine dünne *Ula*, Blumenkette (Tafel I). Der Tanz war weniger schön und weniger dezent, als die vorhergehenden; die einem europäischen Ballet nachgeahmten Beinbewegungen nahmen sich ungeschickt aus, obgleich die Tänzerin selbst graziös war. Die Vortänzerin stand, die anderen sassen. Dann und wann wurde Tanz und Gesang unterbrochen, um einem recht freien Zwiegespräch Platz zu machen; je unzweideutigere Wendungen dabei gebraucht wurden, desto grösser war die Freude der Zuschauer. Zum Schluss entledigte sich die Schöne ihres Titis und der Ula, schenkte mir beide und verschwand. —

Es war spät geworden und wir mussten Abschied nehmen. Als wir den südwestlichsten Punkt der Insel erreichten, sank die Sonne gerade ins Meer. Ein grosser Felsen, mit der Insel nur durch ein schmales Riff verbunden, ragt hier aus dem Wasser hervor; eine Steinpyramide ist darauf errichtet, neben der eine einsame, hoch, aber schräg zum Himmel emporragende Kokospalme Wache hält. Ein schönes, aber melancholisches Bild im Abendsonnenglanz: es ist die Ruhestätte einer Fürstentochter, der verstorbenen Schwester Mataafas. —

Toaina hatte versprochen, den Besuch am nächsten Tage zu erwidern und schon früh am Morgen erschien sie mit den Tänzerinnen in einem von zwei Männern geruderten Boot. Es wurden Matten für

die Damen auf der Veranda ausgebreitet, Toaina zog aber vor, sich neben uns auf einen Stuhl zu setzen, während nur die anderen erstere benutzten. Standen die Mädchen gelegentlich auf und mussten sie an der Häuptlingstochter vorbei, so gingen sie stets in gebückter Haltung. Diese Scheu verlor sich aber ziemlich schnell und es dauerte nicht lange, so wollten auch sie lieber auf Stühlen bei uns oder noch lieber mit uns zusammen auf einem Stuhle sitzen. Toaina trug heute, ausser ihrer grünseidenen Blouse, eine mit dünnen, braunen Baststreifen durchflochtene Matte, ihr Staatskleid, dessen ehrwürdiges Alter man leicht an schadhaften Stellen erkennen konnte. Da dies aber ihre Bewegungen hinderte, so gab ich ihr eins der gestern erhaltenen Tapastücke, in das sie sich im Verein mit einem seidenen Tuch von oben bis unten hüllte, ihre Reize ängstlich bergend. Trotzdem war sie nicht etwa männerscheu. Im Gegentheil, sie liebte es sehr, von den Männern beachtet und beschmachtet zu werden; machte ihr ein Nachbar nicht genug den Hof, so verliess sie ihn schnell und nahm neben einem anderen Platz. Am meisten freuten sich die Mädchen über einen kleinen afrikanischen Affen, der bald ihre ganze Liebe gewonnen hatte, während er die seinige nur auf die beiden hübschesten übertrug. Die anderen liess er zuerst unbeachtet, später jedoch, als er sah, dass die unzweideutigen Beweise seiner heftigen Zuneigung die Schönen nur amüsirte, ohne dass sie erwidert wurden, kratzte und biss er sie alle so heftig, dass meine Künste als *Foomai* die Verwundeten erst von ihren Schmerzen befreiten.

Am Nachmittag, nachdem die Gäste uns geholfen, die gestern erhaltenen Schätze zu vertilgen, fuhren sie nach Manono zurück. Zuvor schenkte mir Toaina noch einen samoanischen Ring aus Schildpatt mit eingelegten Silberstückchen, freilich ohne mich dadurch fürs Leben an sich zu fesseln, wenn ich mich auch ihrer und der auf Samoa genossenen Gastfreundschaft stets gern erinnern werde.

Kaiser Wilhelmsland

und

Der Bismarck-Archipel.

Für Charfreitag den 15. April 1892 war die Abfahrt des Norddeutschen Lloydschiffes Schwalbe von Singapore nach Neu-Guinea festgesetzt.

Die Schwalbe ist ein kleiner flachgehender Dampfer, der sich eigentlich für grössere Meerfahrten wenig eignet, hier aber, wo ruhige See vorherrscht, wenn nicht der Monsun wechselt, sogar zu einer Fahrt nach Neu-Guinea verwendet werden kann, die auf dem kürzesten Weg immerhin zwei bis drei Wochen in Anspruch nimmt.

Sechs Kabinen zu je drei Betten dienen zur Aufnahme der Ersteklasspassagiere, doch wäre es unmensch lich, in diesen tropischen Gegenden drei Leute in so enge Räume zusammenzusperren, um so mehr, als der Preis für die Reise nach der deutschen Kolonie hoch genug ist. Früher lief das Schiff zwischen Bremen und Hull und that Dienste als Fracht- und Viehdampfer, wurde aber später ein wenig umgebaut und nach Singapore gesandt, um entweder von Sumatra Tabak oder von Bangkok Reis zu holen.

Augenblicklich war es für sechs Monate von der Neu-Guinea-Compagnie zu Berlin für den monatlichen Preis von 16,500 Mark gechartert, wobei die Compagnie noch die Kohlen stellen, alle Lotsen- und Hafengelder bezahlen und die Fracht für eigene Kosten laden und löschen musste.

Die Kabinen sind auf dem unteren Deck erbaut; auf dem oberen liegt ein kleiner Salon, der zwar luftig ist, dafür aber soviel Raum wegnimmt, dass kaum noch ein Plätzchen übrig bleibt, auf dem man die steifen Glieder bewegen kann. Nur längs des Salons lässt sich einigermaassen auf- und abgehen, was bei hoher See jedoch unmöglich wird. Die erste Klasse befindet sich, wie auf allen nach und in den Tropen fahrenden Dampfern des Norddeutschen Lloyd, hinten im Schiff, während es gerade auf solchen Booten angebracht wäre, sie ins Vordertheil zu legen. Hat man Wind von vorn, so erhält man hinten nur dürftige Kühlung, wenn die Brise stark genug ist, während sie sonst bloss dazu dient, der ersten Klasse ausser Kohlenruss noch die unliebsamen Gerüche des ganzen Schiffes zukommen zu lassen.

Den besten Platz des Vorderdeckes nahmen 117 javanische Kulis mit 13 Frauen ein; dann kamen Ochsen, Kühe, Schweine, Enten, Hühner, die nach Neu-Guinea mit der Bitte geschafft wurden, sich so schnell und so viel als möglich zu vermehren, und erst hierauf die Passagiere der ersten Klasse, während die der zweiten zwischen den Kulis und dem Vieh kampiren mussten.

Hinter unserer Wohnung war wiederum das Vieh untergebracht, welches zu unserer Ernährung dienen sollte und das uns dafür in den Kabinen mit seinem Duft erfreute, wenn einmal der Wind von hinten blies und uns von dem Geruch des vorn befindlichen Thierreichs erlöste.

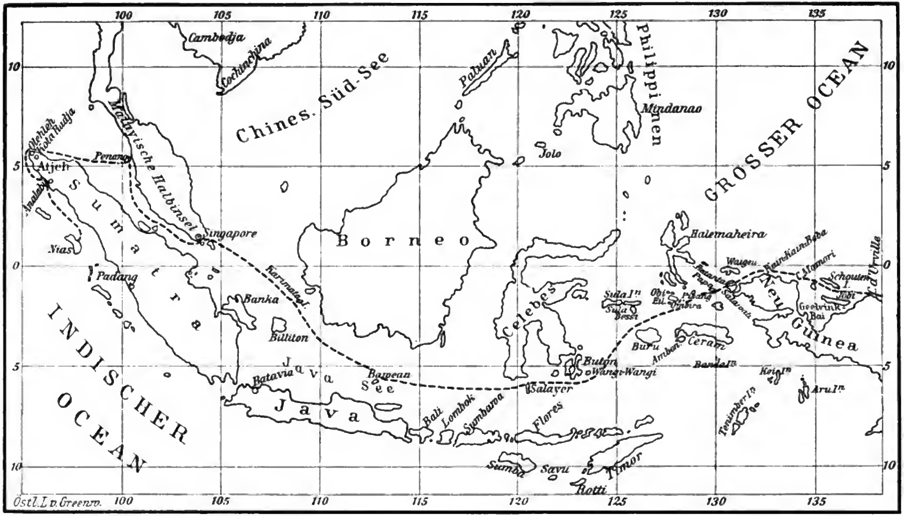
In der ersten wie in der zweiten Klasse befanden sich je sechs Passagiere, ausser mir und einem selbstständigen Kaufherrn von Matupi, nur Beamte der Neu-Guinea-Compagnie, die wohl fröhlicher nach der Kolonie fuhren, als sie von dort heimkehren werden.

Von lebhaften Hochs unserer am Ufer versammelten Freunde und Bekannten begleitet, löste sich die Schwalbe mittags 1 Uhr langsam von der Landungsbrücke und dampfte bei herrlichem Wetter an Singapore vorbei mit dem Kurs nach Osten. Die ersten Tage verliefen ziemlich regelmässig: der Morgen war meist herrlich, das Meer ungemein ruhig; gegen Mittag zogen stets schwere Wolken auf, die nachmittags in tüchtigen Güssen auf uns herniederfielen, während gleichzeitig eine starke Brise das Meer erregte. Da wir Borneo im Süden umfahren mussten, nahmen wir bald einen südöstlichen Kurs, passirten am 17. früh die Insel Karimata und lenkten am selben Abend noch in die Java-See, wo wieder eine mehr östliche Richtung eingeschlagen werden konnte.

Die Temperatur stieg am Tag nicht über 31° C., sank aber auch nachts kaum unter 27° C, sodass Alle

auf Deck schliefen, da die Luft in den Kabinen erstickend war, wenn wir auch, wegen der geringen Anzahl von Passagieren, glücklicherweise jeder eine für uns allein besassen. Am Mittag des Ostermontags trafen wir auf eine kleine Fischerflotille, Eingeborene der Insel Bawean, die sich auf ihren mit Auslegern und kleinen Segeln versehenen Booten weit ins Meer hinausgewagt hatten. Zwei Tage später bekamen wir Celebes in Sicht, an dessen südliche Küste wir uns hielten, um bei Dunkelwerden vor der Salayer-Strasse, einer schmalen Durchfahrt zwichen Celebes und der Insel Salayer, einzutreffen, leider einige Stunden zu spät, denn bei der finsteren Nacht wagte der Kapitän nicht, den Kanal zu passiren, sondern dampfte langsam zurück, um am nächsten Morgen bei Tagesgrauen dieselbe Stelle wieder zu erreichen.

Zu unserem Bedauern klärte sich der Himmel inzwischen nicht und eine sonst hübsche Aussicht ging uns verloren. Dafür empfing uns an der anderen Seite der Strasse, sowie wir das offene Meer erreichten, ein heftiger Wind aus Nordost, der im Verein mit der Strömung einen solchen Nachtheil auf unser Vorwärtskommen ausübte, dass wir, statt wie bisher neun bis zehn, nur noch sieben Meilen in der Stunde zurücklegten. Trotzdem erreichten wir abends die Südspitze von Buton und während der Nacht konnten wir die Lichter der einzelnen Ortschaften, *Kampongs*, deutlich erkennen, ebenso auf der Insel Wangi-Wangi, die »Wohl-



Cambodja
Cochinchina
Chines. Süd-See
Paluan
Philippinen
Mindanao
Jolo
GROSSER OCEAN
Malayische Halbinsel
Penang
Atjeh
Sumatra
Singapore
Nias
Padang
Borneo
Karimata I.
Banka
Billiton
Celebes
Halemaheira
Waigeu
Neu Guinea
Schouten I.
Geelvink Bai
Sula I.
Buru
Ceram
Buton
Wangi-Wangi
Salayer
Banda I.
Kei I.
Aru I.
Tenimber I.
INDISCHER OCEAN
Java See
Batavia
Bawean
Java
Bali
Lombok
Sumbawa
Flores
Sumba
Savu
Timor
Rotti
Östl. L. v. Greenw.

riechenden, deren Wohlgeruch leider zu schwach war, um bis zu uns zu dringen.

Der nächste Tag brachte ziemlich bewegte See, starken Wind und so bedeutendes Rollen des Schiffes, dass wir schon von früh an die sogenannten Schlenkerleisten auf den Tischen befestigen mussten. Am 23. früh passirten wir Buru mit dem 2600 *m* hohen Berg Tomahu und verloren für den ganzen Tag die Insel nicht wieder aus den Augen; zur Linken zogen Sula Bessi und die Obi-Eilande mit Ombira an uns vorbei. Der 24. gestaltete sich zum schönsten Reisetag. Schon bei Sonnenaufgang kam Land in Sicht: das kleine Eiland Pisang besteht anscheinend nur aus einem grossen, direkt aus dem Meer aufsteigenden, ungefähr 250 *m* hohen Berg. Bald darauf fuhren wir an der langgestrekten, ziemlich flachen, doch in der Mitte von einem Höhenzug durchzogenen Insel Papa vorbei, um nachmittags in die Sagowin- (Saguien- oder Pitt-) Strasse einzubiegen, die durch Batanta zur Linken und Salawati zur Rechten gebildet wird, zwei vor Neu-Guinea lagernde Inseln, dessen Berge dahinter sichtbar wurden. Die schöne Fahrt durch den schmalen Kanal dauerte mehrere Stunden; auf beiden Seiten fielen ungefähr 700 bis 1000 *m* hohe, dicht bewaldete Berge ins Meer, an dessen Ufern hier und da Kampongs der Eingeborenen lagen. Mehrere Kanus kamen auf uns zugesegelt und einem gelang es, so dicht heranzukommen, dass uns sein Insasse Mais zum Kauf

anbieten konnte. Als er sah, dass wir, ohne auf seinen Zuruf zu achten, weiterfuhren, versuchte er es, sich an der hinten ins Meer hinabhängenden Logleine festzuhalten. Er liess sie aber sehr bald wieder fahren, da das dünne Tau ihm bei der schnellen Bewegung des Schiffes wohl die Hände aufgerissen hatte, wenigstens besah er sich diese, wie man durch das Glas deutlich beobachten konnte, mit ziemlich verdutztem Gesicht, etwa so, wie ein Affe seine verletzte Pfote betrachtet. Die Leute waren dunkelbraune Papuas mit schwarzem, wolligem Haar, starkem Bart, breiten Nasen und dicken Lippen.

Bei Sonnenuntergang hatten wir das Ende der Strasse erreicht, aber während nach Westen sich noch herrliche Farben ergossen, stiegen im Osten schon wieder drohende Wolkenmassen auf; glücklicherweise nahmen sie heute die Rücksicht, nicht früher über uns herzufallen, als bis auch die letzten Strahlen der ins Meer tauchenden Sonne verschwunden waren. Ich begann gerade meine in regnerischen Nächten gewöhnliche Wanderung mit der Matratze, um mir irgend ein trocknes Fleckchen auf Deck aufzusuchen, als ein paar dröhnende Schläge an das Schiff mich und den neben mir schlafenden Kapitän aufspringen liessen. Da in der Finsternis nichts zu sehen war, eilten wir schnell zu den Maschinen, um vor allem diese ausser Thätigkeit zu setzen. Dann begann eine eingehende Untersuchung des ganzen Schiffes, bei der sich herausstellte, dass ein ziemlich starker

Baumstamm zwischen die Schraube gekommen war, zum Glück ohne dieselbe zu beschädigen. Mit grosser Anstrengung wurde sie wieder frei gemacht, das Schiff setzte seine Fahrt fort, und schon am nächsten Morgen konnten wir die nördlichste Spitze Neu-Guineas Kain-Kain-Beba oder Cap Goede Hoop peilen, worauf wir die hohen, grün bewachsenen, steil abfallenden Berge der Küste vorläufig in Sicht behielten, und das Land, bis auf einen Tag, an dem wir die Geelvink-Bai passirten, überhaupt nicht mehr aus den Augen verloren. Als wir in der Frühe des 28. Germania Huk erreichten, sahen wir endlich »Deutsches Land« voraus.

Die Vulkan-Insel, ein aus dem Meer ragender Krater, dessen ununterbrochene Ausbrüche wir nach der Erzählung des Kapitäns bald bewundern sollten, blieb leider in Wolken verborgen. Dafür bekamen wir Treibholz, dem wir schon seit der Pitt-Strasse häufig begegnet waren, nunmehr in solchen Mengen zu sehen, dass es oft schwer wurde, ihm auszuweichen. Nicht nur zeigten sich einzelne Bäume von oft Riesendimensionen, sondern ganze Massen von ungeheurer Länge und Ausdehnung dicht aneinander gedrängter, gleichsam ineinander verfitzter Stämme schwammen langsam an unserem Dampfer vorbei, sodass sie wie eine im Meer erbaute feste Strasse erschienen. Da nur bei starkem Regen solche Mengen Holz durch die Flüsse, hier wahrscheinlich durch den Augustafluss ins Meer geführt werden, so liess dies auf gewaltige

Regengüsse im Innern der Insel schliessen. Am 29. passirten wir vormittags Hatzfeldthafen, eine der längst verlassenen Stationen der Neu-Guinea-Compagnie und mittags hatten wir die ziemlich grosse Insel Dampier zu unserer Linken. Aber so sehr wir uns auch anstrengten, vorwärts zu kommen, es war keine Aussicht vorhanden, noch heute unser Ziel Stephansort zu erreichen. —

Finschhafen war einst der Hauptort der 1884 gegründeten Neu-Guinea-Compagnie, bis im Jahre 1891 dort eine Fieberepidemie ausbrach, die, bei dem an und für sich schon ungesunden Klima der Insel, so viele Opfer forderte, dass sich die überlebenden Europäer nur durch schleunige Flucht retten konnten, worauf die Gesellschaft ihre Thätigkeit auf das um die Astrolabe-Bai gelegene Land mit dem nördlich sich daran anschliessenden Friedrich-Wilhelmshafen beschränkte. Dieser Hafen war als Landungsplatz unbedingt nothwendig, da das Löschen und Laden grösserer Dampfer in der Astrolabe-Bucht mit grossen Schwierigkeiten verbunden war.

Die junge Kolonie hat seit ihrem Bestehen schon vielfache Veränderungen zu erleiden gehabt (siehe die von der Neu-Guinea-Compagnie zu Berlin herausgegebenen »Nachrichten aus Kaiser Wilhelmsland und dem Bismarck-Archipel«). Die Neu-Guinea-Compagnie gründete selbst wieder mehrere Gesellschaften in der Kolonie, von denen augenblicklich nur noch die Astrolabe-Compagnie besteht, die sich ausschliesslich mit

dem Tabakbau befasst, während die Neu-Guinea-Compagnie Versuche mit anderen Kulturen betreibt und vor allem die Verwaltung des Landes besorgt, bei der ihr ein vom Reich bestellter Kommissar zur Seite steht.

Die um die Astrolabe-Bai gruppirten vier Stationen: Konstantinhafen, Stephansort, Erima und Gorima vertheilen sich daher so, dass Stephansort, als Sitz der obersten Behörden, und Konstantinhafen, als Versuchsstation, der Neu-Guinea-Compagnie, die anderen, sowie eine hinter Stephansort angelegte Tabakplantage dagegen der Astrolabe-Compagnie unterstehen; Friedrich-Wilhelmshafen gehört als Hafenort zu ersterer, die in dessen Nähe gelegene Farm Jomba zu letzterer. Diese doppelte Verwaltung auf so eng begrenztem Raum zeitigt, meiner Ansicht nach, manche Unzuträglichkeiten, die vielleicht besser wieder beseitigt würden, um so mehr, als eine gewisse Eifersucht und Rivalität zwischen den beiden Gesellschaften unvermeidlich scheint.

Sämmtliche oberen Behörden waren augenblicklich in der Person des Reichskommissars Herrn Rose vereinigt, der nach dem Tode des Generaldirektors der Neu-Guinea-Compagnie nicht nur zum »Stellvertretenden Generaldirektor« dieser Gesellschaft ernannt, sondern auch mit der »Oberen Leitung« der Astrolabe-Compagnie beauftragt worden war. Die Machtbefugnisse dieses liebenswürdigen Beamten, dessen umsichtige Verwaltung von allen Weissen in und um Neu-Guinea anerkannt

wurde, waren in den beiden letzten Stellungen durch die allmächtige Direktion in Berlin ziemlich beschränkt.

Friedrich-Wilhelmshafen ist der Ort der Zukunft, d. h. man will ihn, da die Bucht einen ganz leidlichen, wenn auch kleinen Hafen bietet, zum Hauptplatz erheben. Nicht nur alle Behörden werden dahin übersiedeln, sondern es ist auch der Bau von grossen Lagerhäusern geplant, damit alle Schiffe ihre Ladung hier vollständig löschen und die einzelnen Stationen von hieraus verproviantirt werden können. Man wird dadurch einen grossen Fortschritt gegen den jetzigen Zustand machen, vorausgesetzt, dass der Ort sich bewährt. Vorläufig ist er weit davon entfernt, ein gesunder Aufenthalt zu sein. Fieber sind häufig, vorgelagerte dicht bewaldete Inseln versperren der Seebrise den Zutritt und die bei Ebbe freigelegten Korallenufer athmen fieberschwangere Dünste aus. So verrufen war sein Klima, dass kurz ehe ich hinkam, ein deutsches, mittags eingelaufenes Kriegsschiff vor Dunkelwerden die Bucht wieder verliess, nur um seine Mannschaft nicht ohne Grund den gewöhnlich heftig auftretenden Fieberanfällen auszusetzen.

Da sich in Stephansort auch die Zollbehörde der Neu-Guinea-Compagnie befand, so mussten alle nach Kaiser Wilhelmsland kommenden Dampfer zuerst diesen Platz aufsuchen.

Auch unsere Instruktionen lauteten dahin, uns in Stephansort zu melden, um daselbst weitere Weisungen entgegenzunehmen; da wir aber, wie gesagt, bei Tageslicht

kaum noch bis zur Astrolabe-Bai gelangen konnten und wegen des unsicheren Fahrwassers nicht während der Nacht dort vor Anker gehen mochten, so wurde Kurs auf das näher gelegene Friedrich-Wilhelmshafen genommen.

Die Einfahrt zum Hafen war durch die Ueberreste eines hier gestrandeten Schoners schon von weitem zu erkennen. Trotzdem freute sich der Kapitän, als zwei Boote uns entgegen kamen, die, von kräftigen Bukajungen gerudert, bald an unserer Seite lagen und uns deutsche Gäste brachten, von denen einer sich erbot, Lotsendienste zu leisten. Langsam wand sich die »Schwalbe« durch die kleinen Inseln hindurch, um mitten im Hafen vor Anker zu gehen. An Land anzulegen unterliessen wir, da solche Manöver stets zeitraubend sind und wir bei Tagesanbruch schnell weiter wollten.

Inzwischen hatten sich fast sämmtliche Bewohner des Ortes an Bord versammelt, um nach langer Zeit wieder einmal zu erfahren, wie es draussen in der Welt aussähe. Zuletzt erschien der Stationsvorsteher, augenblicklich zugleich »Stellvertreter des stellvertretenden Generaldirektors«, leider um der fröhlichen Stimmung, die uns alle ergriffen, schnell ein Ende zu bereiten. Aufgeregt fragte er den Kapitän, wie er hierher kommen könne, ohne einen Befehl dazu erhalten zu haben, wie er ferner erlauben dürfe, dass alle die Leute an Bord kämen? Die Gründe des Kapitäns liess er nicht gelten, sondern erklärte schliesslich, das Schiff sei nicht »frei«, infolgedessen dürfe bei hoher Strafe keiner der Passa-

giere dasselbe verlassen, während die anderen Herren ihm sofort an Land zu folgen hätten. Einige, ihm direkt Untergebene, leisteten dem Befehl Folge, die übrigen Herren zogen vor, bei uns zu bleiben.

Uns traf die Maassregel am härtesten. Nach genau vierzehntägiger Fahrt, hofften wir, endlich einmal wieder die Beine ein wenig vertreten zu können. Warum wollte man uns nicht die kleine Erholung gönnen? Das Schiff brachte keine Krankheit mit, an Bord waren Alle gesund, was der bereits anwesende Arzt von Friedrich-Wilhelmshafen festgestellt hatte, und auch der Zollbehörde konnte es, nachdem man uns auf Contrebande untersucht, gleichgültig sein, ob wir uns auf dem Land erfreuten oder auf dem Schiff ärgerten.

Statt dessen mussten zwölf Deutsche, die nach langer Fahrt auf einem deutschen Schiff nach einer deutschen Kolonie gekommen waren, um fast sämmtlich ihre Kräfte dieser Kolonie zu widmen, mitten im ungesunden Hafen liegen bleiben, ohne das kaum mehrere Meter abliegende Land betreten zu dürfen! Ich habe viele europäische Kolonien in der ganzen Welt besucht und kann nicht umhin, trotzdem ich gewiss ein guter Deutscher bin, die Behauptung aufzustellen: So etwas kann den Söhnen des Mutterlands nur in einer deutschen Kolonie geboten werden.

Als der Abend weiter vorrückte und nach Tisch sich auch viele der vorher Weggegangenen wieder an Bord einfanden, wurde der Raum auf der »Schwalbe«

doch zu eng. Wir machten deshalb einige Boote klar und fuhren an Land, um im Hause eines Landsmanns einen kühlen Trunk, d. h. ein mittelst Salpeter gekältetes Glas Münchener Bier, zu nehmen, was schnell als das beste Mittel erkannt wurde, die aufgeregten Gemüther wieder zu beruhigen. In einer kleinen, aus Bambus und Palmblättern hergestellten Hütte, in der augenblicklich vier Herren kampirten und welche wenige Tage später durch einen einzigen, bei einem heftigen Winde vom Baume fallenden Ast vollständig eingeschlagen wurde, verlebten wir einen recht vergnügten Abend.

Am nächsten Morgen lichteten wir frühzeitig die Anker, ohne viel von Friedrich-Wilhelmshafen gesehen zu haben. Als wir die Schering-Halbinsel passirt hatten und nach Süden abbogen, begann eine wunderschöne Fahrt. Nicht viele Buchten wird man auf der Erde finden, die sich landschaftlich mit der Astrolabe-Bai messen können. Von ziemlich grosser Ausdehnung, lässt sie sich doch vom Schiff aus nach allen Seiten hin mit dem blossen Auge übersehen, wenn man auch eines guten Glases bedarf, um die einzelnen Stationen zu erkennen. Nicht weit vom Strand fängt das Ufer an allmählich zu steigen; wenige Kilometer weiter beginnen Hügelketten, hinter denen höhere Gebirgszüge sich erheben, bis endlich der Blick durch ein majestätisches Hochgebirge im Hintergrunde begrenzt wird. Der Anblick ist schön, stellenweis grossartig, und wäre das Land für Kolonisation so günstig wie sein Aeusseres annehmen

lässt, so müsste hier ein zweites Paradies entstehen, aber leider verliert der Zauber der Aussenseite sehr, wenn man das Innere kennen lernt. Alle Berge schimmern im herrlichsten tropischen Grün und scheinen bis zu den höchsten Spitzen hinauf dicht bewaldet zu sein; einige zeigen in ihren Umrissen, von gewissen Stellen aus gesehen, Formen, die ihnen charakteristische Namen eingetragen haben, so z. B. der Nasenberg, der einem liegenden Kopf mit ungeheuerer Nase allerdings nicht unähnlich sieht. Solche Bezeichnungen sind jedenfalls glücklicher gewählt, als die jetzt beliebten langen deutschen Namen, mit denen sich die Eingeborenen niemals befreunden werden. Legt man neue Stationen an, so sollen selbstredend soviel wie möglich deutsche Bezeichnungen gewählt werden, wenn der Platz vorher noch namenlos war; im anderen Fall aber begreife ich nicht, warum man die meist schön klingenden alten Namen mit solchen vertauscht, deren Aussprechen dem Eingeborenen einfach unmöglich ist.

Leider war die schöne Fahrt von kurzer Dauer; in nicht ganz zwei Stunden legte die »Schwalbe« die Strecke zwischen den beiden Stationen zurück und so konnten wir zeitig vor Stephansort vor Anker gehen. Auch hier kamen sogleich alle Europäer an Bord, unter ihnen ein früherer *Trader*, der jetzt Schreiberdienste versah und zugleich die Zollbehörde vertrat. Nachdem er die Schiffspapiere durchblättert hatte, erklärte er das Schiff für »frei«, und endlich hinderte uns nichts mehr, unsere Kolonie zu betreten. Ich that dies sofort, denn es drängte

mich, meine schwarzen Landsleute in ihren Heimstätten aufzusuchen.

Zuerst sah ich mir Stephansort an. Lange Zeit nahm das nicht in Anspruch: hatte man erst das Land glücklich erreicht, was ohne nass zu werden nicht abging, da der Landungssteg morsch und zerfallen war und die Treppe am Ufer auch nur wenige heile Stufen aufwies, so waren drei Häuser, das Lazareth mit Doktorwohnung, einige halbverfallene Scheunen und ein kleiner Schuppen schnell übersehen. Weitere Gebäude zählte die Station nicht. Hinter derselben waren Leute mit dem Herrichten von Tabakfeldern beschäftigt, an deren Grenzen einige für Kulis bestimmte *Atap*-hütten lagen, während in den Boden gerammte Pfähle den Platz anzeigten, wo ein Haus für den Verwalter der Pflanzung erstehen sollte.

Kaum zehn Minuten von dieser Station entfernt lag Bokadjim, das Haus des Reichskommissars mit Nebengebäuden, nebst Gefängnis und der für den Sekretär bestimmten Wohnung; dann folgte eine, aus einem bescheidenen Häuschen bestehende Missionsniederlassung, hierauf das Papuadorf Bokadjim. Letzteres war für mich das Interessanteste dieses Platzes, wenn auch seine Bewohner durch den Verkehr mit Europäern schon viel von ihrer Natürlichkeit verloren hatten: man begegnete keinem Menschen, der nicht die Hand ausstreckte und in unverschämt bettelndem Ton das Wort »Tabak« krächzte. Tabak ist hier gleichbedeutend mit Geld, man bezahlt damit alle kleineren Einkäufe, während die Einge-

borenen sich für grössere Zahlungen Messer, Beile und dergleichen ausbedingen.

Stephansort liegt dicht am Meer auf einer sandigen Uferstelle, jedoch sind Korallenriffe nicht weit entfernt. Am ersten Haus begrüssen uns das Schild der Kaiserlich Deutschen Post, sowie Plakate mit Erlassen des Reichskommissars in deutscher Sprache; hier befindet sich die Amtsstube des Stationsvorstehers, an die rechts und links noch je ein Zimmer stösst. Eins derselben enthält das Postbüreau und dient ausserdem zwei Europäern als Schlaf- und Wohnzimmer, das andere beherbergt nur einen Würdenträger, dafür ist aber die Veranda durch Atapwände abgesperrt, um einem zweiten Kollegen als Wohnung zu dienen.

Das Haus selbst ist, wie alle von der Neu-Guinea-Compagnie errichteten, aus Brettern hergestellt, mit Wellblech gedeckt, besitzt eine schmale Vorder- und Hinterveranda und ruht auf Pfählen, sodass der Fussboden ungefähr 1 *m* über dem Erdboden schwebt. Von der Temperatur in einem solchen Hause kann sich nur der eine ungefähre Vorstellung machen, der bei uns einmal in der Mittagshitze während der Hundstage einen aus Wellblech erbauten, den unbarmherzigen Sonnenstrahlen preisgegebenen Schuppen betreten hat. Diese Häuser sind für die Tropen so unpraktisch wie möglich. Das Wellblechdach fängt allerdings in wasserarmen Gegenden das Regenwasser auf und als Wassersammler sind solche Buden oft von grossem Nutzen, ob sie aber hier zweckent-

sprechend sind, möchte ich sehr bezweifeln. Die Stationsvorsteher sind allerdings anderer Ansicht, doch spricht am lautesten der Umstand gegen sie, dass die jetzt von der Astrolabe-Compagnie angeworbenen Sumatra-Pflanzer ihre Häuser nach indischer Art mit dem kühleren Atapdach decken und trotzdem bis jetzt nicht verdurstet sind. Sie haben eben Brunnen gegraben, die genügend Wasser lieferten. Bei den vielen Regentagen in Neu-Guinea ist überhaupt Wassermangel kaum zu befürchten. Angenommen aber, das Blechdach sei wirklich nothwendig, so lassen sich selbst mit diesem die Häuser viel kühler herstellen, als es hier geschieht. Setzt man das Dach nicht direkt auf die vier Wände, sondern lässt man einen kleinen Zwischenraum, damit die Luft durchstreichen kann, so bleibt nicht nur die Luft im Hause kühler, sondern auch das Dach selbst glüht nicht mehr wie ein überheizter Ofen. Dann sollte auch nirgends eine Zimmerdecke fehlen; starke zwischen Zimmer und Dach gespannte Leinwand genügt hierzu vollkommen; führt man ausserdem noch die Veranda um alle vier Wände des Hauses oder lässt man wenigstens das Dach überall so weit vorspringen, dass es die Wände gegen die direkten Sonnenstrahlen schützt, so lässt sich auch dadurch das Ganze bedeutend kühler halten.

Bei diesem ersten Haus und später noch bei manchen anderen — ich kann nicht sagen vielen anderen, denn viele giebt es in allen Stationen zusammen

nicht — vermisste ich das in den Tropen unbedingt nothwendige Badehaus. Wie soll ein Mensch dort gesund bleiben, ohne nicht wenigstens einmal täglich zu baden? Es gehört das draussen ebensogut zum Leben wie Speise und Trank und es ist unglaublich, dass die Compagnie diese einfachste, aber unerlässlichste aller hygienischen Maassregeln vernachlässigt. Ist die Wasserscheu in Europa leider oft auch gross, so ist das Baden in den Tropen darum doch kein überflüssiger Luxus.

So machte das erste, was ich in der ersten deutschen Kolonie, die ich betrat, zu sehen bekam, durchaus keinen günstigen Eindruck und leider war der Rest nicht viel besser. In allen Gebäuden waren die Menschen in einer Weise zusammengepfercht, die für die Tropen durchaus zu verwerfen ist. In Finschhafen sollen früher bessere Zustände geherrscht haben und die unerfreuliche Lage in Stephansort nur eine Folge des eiligen Umzugs sein; aber schon über ein Jahr war man hierhin übergesiedelt und ehe andere Arbeiten unternommen wurden, wäre es Pflicht der leitenden Persönlichkeiten gewesen, für die Leute, die hier ihr Leben aufs Spiel setzten, ein anständiges Unterkommen zu schaffen, so gesund wie es in dieser traurigen Gegend eben möglich ist. Wie die Europäer damals lebten, ohne Luft, Licht und Wasser, konnten sie unmöglich ihre Widerstandskraft gegen das mörderische Klima behalten.

Das zweite Haus gehörte dem Stationsvorsteher und zugleich Leiter der anstossenden Tabakplantage.

Es bestand aus zwei engen Zimmern und einer viel zu schmalen Veranda, die als Esszimmer für die Angestellten der Pflanzung dienen musste. Immerhin war dies ein palastartiges Unterkommen im Vergleich mit dem erstgenannten Haus. Hier war sogar ein Badehaus zu finden, weil sein Besitzer schon längere Zeit auf Sumatra gelebt hatte, um dort den Tabakbau zu erlernen.

Viel freundlicher sah es im Hause der Schwestern des »Deutschen Frauen-Vereins für Krankenpflege in den Kolonien« aus, die zu zweien hier Samariterdienste leisten, noch unerfreulicher dagegen im Lazareth, das in einer verpesteten Umgebung lag, die den gesündesten Menschen krank machen musste, weil die schützende Lage seines Zaunes den auf der Station fehlenden Abort ersetzte.

Von dem Ort blieb nur noch ein Häuschen übrig, so »gross«, dass zwei nebeneinander stehende Betten den Innenraum vollkommen ausgefüllt hätten; augenblicklich stand nur eins darin und zwar eins, dem man ansah, dass es schon manchen Kranken, und nicht gerade den reinlichsten, als Lager gedient hatte; daneben ein wackliger Stuhl; mehr Möbel waren nicht vorhanden. Da die Villa gerade frei stand, wurde sie dem mit uns neu angekommenen Sekretär als Wohnung überwiesen, einem Manne, der zwar mit Flinte, Büchse und Repetirgewehr, sowie überhaupt mit einer Menge unnützer Sachen ausgerüstet war, der aber weder Bett noch Hänge-

matte, weder Waschgeschirr, Kochtopf, noch irgend ein Möbel mitgenommen hatte, weil man ihm, wie er erzählte, beim Engagement in Berlin auf dem Stadtplan ein grosses Haus gezeigt hatte, das vollständig eingerichtet zu seiner Verfügung stände. Keine Küche, keine Badestube, kein Abort war vorhanden, trotzdem quartirte man ihn mit seinen sieben Sachen hier ein und sagte ihm: »Nun sieh zu, wie Du Dich einrichtest und wo Du etwas zu essen bekommst«. Als der Herr am Abend aufs Schiff zurückkam, um das letzte seiner Habe abzuholen, gab ich ihm einiges aus meinem Vorrath an Konserven mit, damit er wenigstens etwas zu beissen hatte, und als ich ihn nach drei Wochen wiedersah und kaum wieder erkannte, — so sehr hatte ihn das Fieber in der kurzen Zeit mitgenommen, — da erklärte er mir, mit dem nächsten Schiff nach Deutschland zurückkehren zu wollen, da er es unter solchen Verhältnissen hier unmöglich aushalten könne.

Dieser Fall steht, so unglaublich er klingt, keineswegs vereinzelt da under beweist schlagend, welch' falsches Bild man sich oder Anderen in Berlin von den Stationen machte, obgleich gerade vom grünen Tisch in Berlin aus alle Anordnungen getroffen wurden und die Stationsvorsteher in Neu-Guinea nicht das Geringste ohne vorherige Anfrage in Berlin bestimmen durften.

Hinter dem Ort lagen einige baufällige Scheunen, deren beste als *Toko* diente, d. h. als Vorrathshaus und Verkaufslokal. In einem solchen Toko kann man anderswo



BOKADJIM, NEU-GUINEA.



MATUPI, BISMARCK-ARCHIPEL.

gewöhnlich alles bekommen, was der Mensch braucht: Möbel, Wäsche, Kleider, Waffen, Esswaaren und Getränke, von der kleinsten Kleinigkeit an bis zu vollständigen Hauseinrichtungen. Hier hörte ich darüber klagen, dass gerade die für die Beamten nothwendigsten Sachen fehlten. So konnte man keine Betten oder Stühle kaufen und Neuangekommene, die nicht ihre ganze Ausrüstung und Einrichtung mitgebracht hatten, wussten nicht, wohin sie ihr Haupt legen sollten. Freilich waren schon einmal von der Compagnie eine Menge Gegenstände angeschafft worden; da sie aber in Friedrich-Wilhelmshafen im Freien liegen mussten, weil kein Platz vorhanden war, sie vor der Witterung zu schützen, so waren sie längst verdorben und unbenutzbar geworden.

Ein Missstand dieses Toko war ausserdem noch, dass er zugleich einer Menge aus Indien importirter Sikhs als Wohnung dienen musste. Gehörten diese Leute auch zu der Klasse der Aufseher, so werden sie sich doch wenig um die Sachen bekümmert haben, die unverschlossen herumlagen. Der Verwalter des Magazins hatte daher einen schweren Stand und übernahm dieses Amt auch stets ohne jede Verantwortung. Dem damaligen Vorsteher muss ich übrigens nachsagen, dass er sich grosse Mühe gab, Ordnung zu halten; ebenso gewissenhaft verwaltete er das Postamt, obgleich die Arbeit schwierig war, weil alle seine Vorgänger das Zeitliche gesegnet hatten, ohne sich viel um die von der oberen

Behörde einlaufenden Anweisungen kümmern zu können. Der Toko war nur zweimal in der Woche an Vormittagen geöffnet, ausser dieser Zeit war es unmöglich in Stephansort etwas zu kaufen.

Die Scheunen gehörten zu der Plantage der Astrolabe-Compagnie, die noch während meines Aufenthaltes im Lande ein bedeutend besseres Aussehen erhielt, als die Station der Neu-Guinea-Gesellschaft. Einfache aber vollkommen ausreichende Hütten aus *Atap* (geflochtene Blätter der Nipapalme) waren bereits für die Kulis erbaut, neue wasserdichte Scheunen für die bevorstehende Ernte im Entstehen begriffen, ein ordentliches Haus für den Leiter und seine Assistenten der Vollendung nahe und der Tabak stand so schön, dass man wirklich Freude an dem Unternehmen haben konnte.

Das Gebäude wurde in dem Stil errichtet, den sein Erbauer früher auf Sumatra schätzen gelernt hatte. Solche Häuser ruhen auf hohen Pfählen; die Zimmer sind luftig, da frische Luft unter dem Fussboden und unter der Decke durchstreichen kann, ohne die Bewohner dem Zug auszusetzen; das Atapdach ragt, wenn die üblichen Veranden nicht ringsherum laufen, so weit an allen Seiten über die Hauswände heraus, dass es diese gegen die glühenden Sonnenstrahlen schützt. Die dahinter liegenden Badezimmer und andere nothwendige Räumlichkeiten sind, ebenso wie Küche und Vorrathskammer, mit dem Hauptgebäude durch überdeckte Gänge verbunden; an sie schliessen sich die Wohnungen für die Dienerschaft.

Unweit Stephansort lag, wie erwähnt, Bokadjim, die Dienstwohnung des leider augenblicklich abwesenden Reichskommissars. Das Wohnhaus war zwar etwas geräumiger, als die Häuser der Station, auch besser eingerichtet, aber dennoch: welcher Unterschied zwischen dieser Wohnung unseres Reichskommissars und der eines im gleichen Rang stehenden Beamten in einer englischen oder holländischen Kolonie! Wenn man solche Vergleiche zieht, kann man sich allerdings über die erbärmlichen Wohnungen der übrigen Europäer hier nicht mehr wundern.

Für die wenig erfreulichen Eindrücke, die ich in der europäischen Station erhalten, suchte ich mich durch einen Gang durch das Dorf der Eingeborenen zu entschädigen: waren es doch die ersten Papuas, die ich an der Ostküste von Neu-Guinea in ihrem Heim beobachten konnte, nachdem ich vor einigen Jahren ihre Landsleute auf der westlichen, holländischen, Seite der Insel besucht hatte. Grosse Scheu legten sie bei meinen Besuchen nicht an den Tag, nur die Frauen wollten oft nicht näher kommen; thaten sie es endlich doch, um den hingehaltenen Tabak zu nehmen, so rissen sie, laut schreiend, schnell wieder aus, sobald sie die Gabe in Empfang genommen hatten. Trotzdem liessen sie sich später, als sie mich besser kannten, zum Photographiren überreden und geruhten auch allerlei andere Geschenke als Tabak entgegen zu nehmen, freilich nur, um alles sofort wieder an die Männer abgeben zu müssen. Von diesen

waren manche gleich von Anfang an so zutraulich, dass sie sich nicht nur den oft garnicht für sie bestimmten Tabak unverfroren aneigneten, sondern auch, als ich einem kleinen hübschen Kind, um dessen Furcht zu verscheuchen, die Wange gestreichelt hatte, dies Manöver an mir selbst zu wiederholen versuchten.

Der aus fünf Dörfern zusammengesetzte Kampong Bokadjim war von ziemlicher Ausdehnung. Die Häuser (Tafel IV) sind hoch, die Seiten länger als die Front; zumeist bestehen sie aus Erdgeschoss und einem Stockwerk. Auf einem Gerüst von Holz oder Bambus liegt das, aus dicken Gras- oder Blattschichten hergestellte, oben kegelförmige, unten ziemlich breite Dach; es reicht fast bis zum Boden und bildet dadurch, dass es an der Front etwa 1 *m* über die Hauswand vorschiesst, Veranden, die von den Bewohnern viel benutzt werden. Im unteren Theil des Hauses halten sich die Männer bei Tage auf, im oberen schlafen sie gemeinsam mit den Frauen. Der untere Raum ist ziemlich einfach: der Boden gestampft, an einer Seite eine Erhöhung aus Bambus zum Sitzen, an den Wänden die nothwendigsten Geräthe für Feldarbeit, Fischfang, Jagd und Krieg.

Zum oberen Zimmer habe ich nie Zutritt erhalten. So oft ich versuchte hinaufzusteigen, so oft wurde mir von den Weibern die Thür vor der Nase zugeschlagen und wenn auch die Männer darüber anfangs lachten, so nahmen ihre Gesichter doch einen sehr bedenklichen Ausdruck an, wenn ich scheinbar Anstalten machte, den

Eingang zu erzwingen. Sie glaubten jedenfalls, das ewig Weibliche zöge mich an, und da sie in dieser Beziehung wenig Spass verstehen, so blieb mir nichts anderes übrig, als von meinen Versuchen abzulassen.

Die Leute waren von chokoladenbrauner Farbe, die Männer von mittlerer, schlanker Gestalt, die Frauen nur wenig kleiner. Die Gesichtsbildung und das kurze, spiralgerollte, schwarze Haar liessen keinen Zweifel, dass ich es mit reinen Papuas zu thun hatte. Freilich war ihr Haar nicht immer sogleich als solches zu erkennen; das Färben, oder vielmehr Einschmieren desselben mit einer feuchten, rothen Thonerde erfreute sich ungemeiner Beliebtheit; darum sah man entweder nur eine Menge kleiner, rothbrauner Klümpchen oder dicke, klumpenartige Strähne, die einer langen Waschung bedurften, um sich vom Kopf zu lösen. Das Haar der Frauen war meist kürzer gehalten, als das der Männer, von denen viele den Haarrand rasirt hatten, sodass eine runde perrückenartige Haarfläche übrigblieb, die man an anderen Orten so lang wachsen liess, dass ein richtiger Schopf entstand. Auch das Gesicht war durch breite, rothe Striche über Stirn, Backen und Nasenrücken verschönt, ebenso waren die inneren Handflächen roth gefärbt; diese Bemalung geschah jedoch nicht mittelst Thonerde, sondern mit einer aus Pflanzen gewonnenen Farbe; da die Herstellung derselben Mühe kostet, so ist Ocker die geschätzteste aller Tauschwaren.

Die Kleidung war sehr einfach: die Männer trugen einen schmalen Schurz aus Baumbast um die Lenden, der, durch die Beine gezogen, vorn herabhing; die Frauen ein, *Lavalap* genanntes, Kleidungsstück aus gespaltenen Palmblättern. Die Blätter werden hierzu mit den Fingern in ganz feine Fäden gesplittert, diese über einen Baststrick geflochten und stellenweise mit rother Farbe bestrichen, wodurch verschiedene Muster entstehen. Die oft recht hübschen Kleider bedecken, wenn die Frauen aufrecht stehen, dieselben rings herum wie ein kurzer Unterrock; an anderen Orten sind sie an den Seiten offen und bestehen aus einem grösseren Vorder- und kleinerem Hinterstück; die Länge ist sehr verschieden, gewöhnlich reichen sie nicht bis an die Knie, doch sah ich auch deren, die fast den Erdboden berührten. Setzen sich die Frauen, so werfen sie, nicht ohne Grazie, den hinteren Theil des Schurzes so zurück, dass er, nachdem sie Platz genommen, wie ein ausgebreiteter Pfauenschweif hinter sie zu liegen kommt, während das Vorderstück zwischen die Beine genommen wird. Auch bei ihren Bewegungen bedeckt der Lavalap, so weit er eben reicht, die Körpertheile vollständig.

Viel reicher als die Bekleidung ist der Schmuck der Leute. Das werthvollste Stück ist ein Halsschmuck, der bei den Frauen aus vielen Reihen von Perlen und Hundezähnen, *Bali*, bei den Männern aus demselben Material besteht, wozu noch grosse Muscheln und Eberzähne kom-

men, *Psamat*, trotzdem aber kleiner ist als bei ihren Gattinnen, bei denen er manchmal die halbe Brust bedeckt. Von diesem trennen sie sich nur schwer und obgleich ich dem Häuptling für einen seiner Frau gehörigen — seinen eigenen hätte er nie veräussert — ein Schwein, eine Mundharmonika, ein Beil, Messer und Tabak, die für ihn begehrenswerthesten Dinge dieser Welt, bot, habe ich das Stück nicht erhalten, weil sich der Herr nur für den Fall, dass alle seine Schweine, die an einer Seuche litten, sterben sollten, zum Verkauf entschliessen wollte.

Ausser diesem Halsschmuck trägt man grosse Ohrringe aus Muscheln, Schildpatt oder, wenn dieses fehlt, aus Kokosnussschale verfertigt, wobei die Leute sich, wenn ein Ohrloch zerreist, ein neues daneben bohren, sodass man oft unglaubliche Ohrlappen zu sehen bekommt; ferner werden Stirnbänder aus Zähnen um den Haarrand getragen, an Armen und Beinen mit Muscheln geschmückte Bastgeflechte, in den Haaren Kämme aus Bambus, roth und weiss bemalt, oder Federn, ja sogar lange, mit Federn besetzte Stöcke, die den Kopf ziemlich belästigen müssen. Beide Geschlechter stecken in ihre Arm- und Beinringe, in die Haare, hinter die Ohren und wo es überhaupt angeht, frische Blumen und Gräser, was ihnen recht gut steht. Den Männern eigenthümlich ist ein durch die Scheidewand der Nase nahe dem Lippenansatz gesteckter Pflock, der entweder aus einem verzierten Holzstäbchen, *Girn*, oder aus einem hufeisenförmigen Perlmutterstückchen, *Gagas*, besteht, dessen

Enden nach der Seite zeigen, nicht nach unten herabhängen.

Die Männer sehen meist gut aus, ebenso die jungen Mädchen, weniger schön die Frauen und Mütter mit ihren verblühten Busen; abstossend hässlich sind die um einen Toten trauernden Weiber, die Gesicht und Brust, ja oft den ganzen Körper, als Zeichen der Trauer, mit öligem Russ beschmieren und deren Haare statt in rothen, in schwarzen Klumpen um den Schädel hängen. Die schwarze Farbe stellen sie aus einer kleinen Nuss oder, wenn diese fehlt, einer Kokosnuss her, die theils verkohlt, theils zu Oel ausgepresst, zu einer Art Stiefelwichse gemengt und verrieben wird.

In den Dörfern traf man die Leute meistens friedlich auf ihrer Veranda hockend und rauchend an, wenn nicht gerade etwas ganz besonderes zu thun war; sobald die Männer aber das Dorf verliessen, trugen sie alle Pfeil und Bogen, selten Speere, und waren diese auch recht primitiver Art, so konnten die Eingeborenen doch gut mit denselben umgehen. Niemals fehlte beim Ausgehen der *Awelong*, eine aus Fäden geflochtene Tasche, die alles Nothwendige enthielt: zierlich geschnitzte Dosen aus Bambus oder Kürbissen für Kalk und Arecanüsse; Holzspäne, um beides zu mischen und zum Mund zu führen, da die Papuas dem Betelkauen eifrigst obliegen; Tabak und Blätter für ihre Cigarren, die sie aus sogenanntem Trade- oder Handelstabak, d. h. aus einem Tabak, der durch Pressen die

Härte und Form eines Dachziegels angenommem hat, dadurch herstellen, dass sie ihn zerkleinern und in grüne Blätter wickeln; etwas Essen, einige Geräthschaften und dergleichen mehr.

Von den übrigen Häusern im Dorf unterschied sich das Junggesellenhaus; es war einfacher, vorn und hinten offen und hatte in seinem Innern nur ein erhöhtes Bambusgestell, auf dem nachts die unverheirateten Männer schliefen, denen die väterliche Hütte verboten war, um jedes nächtliche Zusammensein mit dem schöneren Geschlecht auszuschliessen, das sie am Tage aber wenig zu benutzen schienen.

Aus einem der letzten Häuser erklang ein gräulicher Lärm, doch war Niemand, jedenfalls keine Frau, in der Nähe zu sehen. Als ich hineintrat, erblickte ich sechs Männer, die sich alle Mühe gaben, diese abscheulichen Töne 3 *m* langen Bambusrohren zu entlocken. Der Höllenlärm bezweckte weiter nichts, als den Frauen Furcht einzujagen, die in dem Glauben erhalten werden, dass es Geister sind, die ihre Nähe durch solche liebliche Musik bekunden. Keine Frau würde es darum wagen, dies Haus zu betreten, oder auch nur in dessen Nähe zu kommen, wie die Frauen überhaupt von allen, die Götter betreffenden Dingen ganz ausgeschlossen sind. Der Gottesdienst selbst wird stets im Wald abgehalten und nur die Männer nehmen daran Theil; werden die dazu erforderlichen Sachen aus dem im Dorf stehenden Gotteshaus hinausgetragen, so haben alle Frauen in

ihren Häusern zu bleiben. Keiner ist es erlaubt, über göttliche Dinge etwas zu erfahren; das einzige, was man ihnen gestattet, ist vor der Gottheit in beständiger Furcht zu leben.

Die ersten drei Dörfer lagen dicht beieinander, das vierte befand sich ungefähr eine Viertelstunde weiter im Urwald und nahe bei diesem das fünfte, von dem es wiederum nicht weit nach dem ersten zurück war. Mit einem Spaziergange durch diese fünf Orte musste ich mich für heute begnügen, um vor Dunkelwerden wieder an Bord der »Schwalbe« zurückzukehren.

Hier herrschte wenig Zufriedenheit; mit dem Löschen wollte es gar nicht vorwärts gehen, da die Einrichtungen dazu recht mangelhaft waren. Die Neu-Guinea-Compagnie war kontraktlich zum Ausladen verpflichtet, aber es fehlte an Böten und tüchtigen Leuten, denn die Arbeiter der Gesellschaft, Kanakas, Eingeborene aus dem Bismarck- und Salomon-Archipel, stürzten sich zwar stets in grosser Anzahl auf ein Boot, wenn es sich dem Lande näherte, um es unter grossem Spektakel auf den Strand zu ziehen, aber der Lärm, den sie dabei ausführten, übertraf bei weitem ihre Arbeitsleistung. Sie gebrauchten lange Zeit, bis sie glücklich ein Boot auf dem Trocknen hatten, während durch ein paar untergelegte Palmstämme die Sache in wenigen Minuten erledigt gewesen wäre. Ehe aber das Boot am Land ausgeladen war und nach dem Dampfer zurükkam, vergingen so viele Stunden, dass es gar nicht abzusehen war, wann wir von hier wieder wegkommen würden.

Am nächsten Tage schleppte allerdings die der Compagnie gehörende Dampfbarkasse Freiwald eine eiserne Schute heran, die mehr Ladung als die Boote einnehmen konnte; als diese aber gebraucht werden sollte, wurde sie sofort wieder nach Station Erima expedirt, um Proviant für die Kulis zu holen, an dem es in Stephansort mangelte. So konnte sie erst am dritten Tage benutzt werden, wodurch wir erst am vierten mit Löschen fertig wurden. Dabei blieb ein Theil der Ladung, wie der werthvolle Atap, am Ufer liegen und als ich nach drei Wochen Stephansort wieder betrat, lag dieser, trotz der vielen inzwischen niedergegangenen Regengüsse, immer noch auf derselben Stelle. Wenn man bedenkt, dass dieser Atap von Sumatra geholt worden war, wo man ihn für theueres Geld hatte erstehen müssen, und dass sich die einzelnen Plantagen förmlich darum rissen, weil er für den Bau der Tabakscheunen unerlässlich nothwendig war, so ist es unbegreiflich, dass man ihn nunmehr hier verfaulen liess. Endlich fuhren wir ab, ohne viel von den Passagieren und den Gütern losgeworden zu sein; von ersteren wusste Niemand genau, wohin er bestimmt war; letztere wollte Keiner abnehmen. Der Beamte, dem das Löschen übertragen war, gehörte der Astrolabe-Compagnie an, es fiel ihm darum gar nicht ein, auch nur irgend etwas ausladen zu lassen, was an die Neu-Guinea-Compagnie oder an einen Angestellten derselben adressirt war. So wanderten Menschen und Güter wieder mit nach Friedrich-Wilhelmshafen zurück.

Charakteristisch für die Zustände in unserer sogenannten Kolonie ist auch folgende Geschichte: ein kleiner für eine Baumwollpresse bestimmter Dampfkessel hatte dreimal die theure Fahrt von Singapore nach Friedrich-Wilhelmshafen gemacht, ohne dort ausgeladen werden zu können; jetzt lag er wieder in Singapore. Zuerst hatte ihn die Schwalbe gebracht, aber da die Landungsbrücke für das Gewicht des Kessels zu schwach erklärt wurde, musste sie ihn wieder nach Singapore zurücknehmen. Dann schaffte ihn der Dampfer Nierstein herüber, aber mit demselben Erfolg, worauf ihn denn die Devawongsee zum dritten Mal, natürlich wiederum vergebens, mitnahm, ohne dass inzwischen in Friedrich-Wilhelmshafen, während der vielen Monate, eine stärkere Brücke erbaut worden wäre. Hätte man den Kessel, wie das an anderen Orten geschieht, wohl verschlossen über Bord geworfen, so hätte man ihn leicht an Land ziehen können; jetzt aber ruhte er sich von seinen drei Reisen in Singapore wieder aus, zahlte Lagergeld und verrostete wahrscheinlich ehe er jemals an Ort und Stelle gelangte.

Die Geldverhältnisse waren für uns, die wir aus Singapore kamen, die denkbar günstigsten. Die Neu-Guinea-Compagnie hatte die »Deutsche Reichswährung« eingeführt, neben deutscher Münze kursirten jedoch, der Bevölkerung angepasst, auch Singapore-Dollars und holländische Gulden, musste man doch die Chinesen mit ersteren, die Javanen mit letzteren bezahlen. Als wir Singapore

verliessen, war der Dollar dort ungefähr 2,85 Mark werth, hier wurde er uns für 3,30 Mark abgenommen, ein Kurs, der durch die Post, die wir mitbrachten, von Berlin aus sogar noch auf 3,40 Mark erhöht wurde, während der Dollar sonst überall im Kurs fiel. Ich reiste infolgedessen bedeutend billiger nach Singapore zurück, als von dort nach der Kolonie. Die Sumatra-Pflanzer kümmerten sich allerdings nicht um diese Anordnung, bei ihnen galt immer der Dollar 3 Mark, ein Satz, den ich auch in Matupi als schon längst eingeführt vorfand und der den damaligen Verhältnissen am besten Rechnung trug.

Von Stephansort nach Erima ist es nicht weit; der Dampfer brauchte nur kurze Zeit für diese Strecke und zur grossen Freude des Kapitäns wurden wir noch an demselben Tage, an welchem wir die Station anliefen, mit Löschen fertig. Hier ging es aber auch anders zu als in Stephansort, weil alles richtig vorbereitet war und jeder Mann wusste, was er zu thun hatte. Schon weit draussen im Meer kam uns der erste Assistent entgegen, der selbst früher zur See gefahren war und brachte unseren Dampfer sogleich an den richtigen Ankerplatz; dann folgte eine Abtheilung Leute, die an Bord arbeiten sollten, während eine zweite am Land löschte und eine dritte die gelöschten Güter vom Strand nach dem Speicher trugen. Die Leute brachten ihr Essen und mehrere Kübel voll Thee mit an Bord, sodass für diese im Voraus gesorgt war. Für das Landen der Boote war

ein passender Ort so hergerichtet, dass sie auf Baumstämmen leicht an Land gezogen werden konnten; ein Speicher stand daneben, um bei Regen die Ladung aufzunehmen, während sie bei gutem Wetter gleich nach der einige Kilometer weiter im Innern liegenden Plantage gebracht werden sollte. Man sah, dass alles wohl bedacht war und richtig geleitet wurde; der Administrator und sein erster Assistent waren eben Leute, die schon längere Zeit in den Tropen gelebt hatten.

Erima besteht nur aus einer Tabakplantage und ist ganz nach Deli-Art angelegt. Etwas entfernt von dem eben erwähnten Schuppen ist das Lazareth errichtet, nur wenig weiter die Farm. Ein breiter Weg dahin führt vorbei an grossen Scheunen und Kuliwohnungen, an Gemüsegärten, Ställen für Pferde, Vieh und Federvieh, zu einem gut gebauten Wohnhaus für die Assistenten und endlich zu dem etwas abseits gelegenen, noch im Bau begriffenen, Haus des Administrators. Wenn auch hier noch nicht alles fix und fertig war, wenn sogar der Tabakbau wegen mangelnder Arbeitskräfte augenblicklich ganz ruhte, so war doch der Gesammteindruck ein bedeutend günstigerer als in Stephansort.

Die Arbeiter waren Chinesen, Javanen und Kanakas; Eingeborene von Neu-Guinea fanden keine Verwendung. Die Javanen hatte man zuerst von Surabaya einzuführen versucht, in der letzten Zeit aber zusammen mit den Chinesen von Sumatra importirt;

erstere arbeiteten im Urwald, letztere pflanzten und ernteten den Tabak, die Kanakas besorgten das übrige. Ohne Javanen und Chinesen ist es augenblicklich noch unmöglich, die Pflanzungen in Schwung zu bringen, da die Kanakas, von den Papuas gar nicht zu reden, noch nichts vom Tabakbau verstehen; man wird aber doch bald daran gehen müssen, diese dazu zu erziehen, denn die Niederländische Regierung will eine weitere Ausfuhr ihres Menschenmaterials nicht mehr gestatten, ebenso machen die Engländer in Singapore Schwierigkeiten in Bezug auf das Auswandern der Chinesen, und *Singkehs,* d. h. Neulinge, haben sich direkt aus China noch nicht einführen lassen. Der grösste Nachtheil für die fremde Arbeit besteht in den hohen Kosten der Anschaffung und des Transportes, sowie in der grossen Sterblichkeit unter den Importirten. Von 400 im vergangenen September herausgekommenen Kulis lebten augenblicklich (im Mai) noch 80 und von 300 im Februar gekommenen, deren Anwerbung ich in Sumatra selbst mit erlebte, waren schon 80 tot.

Wie bei Stephansort lag auch in der Nähe dieser Niederlassung früher ein Dorf von Eingeborenen, doch war dasselbe vom vorhergehenden Stationsvorsteher niedergebrannt worden, weil die Bewohner die Station mehrmals angegriffen hatten. Als gar einst der Häuptling einen schwarzen Arbeiter der Farm ohne weitere Veranlassung von einem Baume herunterschoss, gingen die Weissen angriffsweise vor, stürmten

das Dorf und äscherten es vollständig ein. Die Leute hatten sich tiefer im Innern niedergelassen, den alten Groll aber bewahrt und wenn auch der jetzige Leiter versuchte, sich gut mit ihnen zu stellen, und sie veranlassen wollte, sich wieder an ihrem alten Platz anzusiedeln, so war das Misstrauen der Leute dazu noch zu gross.

Die Erima zunächst gelegene Station Gorima brauchten wir nicht anzulaufen, weil die Arbeit dort vorläufig ganz ruhte. Der Tabakbau hatte für dieses Jahr aufgegeben werden müssen, da alle Arbeiter Stephansort überlassen worden waren, um wenigstens dort soviel Tabak zu erzielen, dass es sich der Mühe lohnte, ihn auf den europäischen Markt zu bringen.

Die Verbindung der einzelnen Stationen unter einander war sehr mangelhaft, zu Wasser trotz der Dampfbarkasse nur schwierig, zu Land unmöglich, denn Flüsse über die keine Brücken führten, die aber dafür recht viele Aligatoren bargen, legten dem Fussgänger unüberwindliche Hindernisse in den Weg, während ein Reiter wohl hätte durchkommen können. Pferde waren aber nur in geringer Anzahl vorhanden und hatten anderes zu thun, als zwischen den Stationen hin und herzulaufen. Zukunftspläne mögen wohl auch nach dieser Richtung hin genug auf dem Papier gestanden haben, wie man einst in Berlin auch schon die Stadtpläne für die einzelnen Stationen ausgearbeitet haben soll, die Ausführung aber liess auf sich warten. Jedenfalls war es vorgesehen, die einzelnen Plantagen untereinander durch einen Weg



TÄNZER VON JABOB.

NEU-GUINEA.

zu verbinden, sollten diese sich doch selbst später so weit ausdehnen, dass ihre Grenzen aneinanderstiessen, sodass eine Strasse von Friedrich-Wilhelmshafen über Jomba, Gorima, Erima, Stephansort bis Konstantinhafen geführt hätte. Wenn man bedenkt, wie schnell sich mit den dazu recht geschickten Javanen Wege bauen lassen, müssen doch auf jeder Plantage in jedem Jahr beim Verlegen der Tabakfelder so und so viel Kilometer Weg gebaut werden, so muss man sich wundern, dass dies nicht längst geschehen war. Alles war eben noch in den Uranfängen begriffen, obgleich die Kolonie schon achtzehn Jahre von der Neu-Guinea-Compagnie verwaltet wurde.

Am schlimmsten sah es in Friedrich-Wilhelmshafen aus. Dieser Ort der Zukunft, den ich, wie oben bemerkt, bei unserem Landen auf Neu-Guinea nur für eine Stunde bei Nacht und Dunkel betreten hatte, war auch bei Tage erbärmlich. Jemand, der ohne Kenntnis der Verhältnisse hierher gekommen wäre, hätte annehmen können, dass hier vor kurzem ein Schiff gestrandet sei, dessen Besatzung sich mit dem, was sie an Land gerettet, so gut oder so schlecht wie es eben ging, daselbst vorläufig eingerichtet hätte. Selbst Stephansort machte einen besseren Eindruck als dieses Nest, dessen einziges Gebäude, das man als Haus ansprechen konnte, die Wohnung des Stationsvorstehers war. Von Lagerhäusern waren nur einige kleine aus Blech erbaut, die anderen waren ebenso alte und bau-

fällige Scheunen wie der Toko von Stephansort. Ungefähr 1 Kilometer entfernt, lag am Meer eine Sägemühle; ich weiss nicht warum man sie gerade dort und nicht lieber in der Nähe eines Waldes erbaut hatte, dessen Holz man verwerthen konnte, da zum Herbeischaffen von Baumstämmen keine Leute vorhanden waren. Eine Stelle hatte man freigelegt, gerade gross genug um das künftige Amtsgebäude darauf zu erbauen; auf diesem Platz sollte ausserdem noch eine Kokosplantage angelegt werden. Um den Boden dazu herzurichten, liess der Stationsvorsteher alle umherliegenden Korallen sammeln, mittelst einer, aus Deutschland verschriebenen, Eisenbahn an den Strand schaffen und zur Verschönerung des Hafens ins Meer werfen. Mit solchen Arbeiten wurden die wenigen und kostspieligen Kräfte vergeudet.

Im Hafen war auf einer kleinen Insel, die man von den Eingeborenen für ein Beil und einige Stangen Tabak erstanden hatte, ein Lazareth erbaut. Dasselbe gehörte aber nicht zur Station, sondern zu der nicht weit entfernt liegenden Tabakplantage Jomba. Nach europäischen Begriffen lassen diese Krankenhäuser viel zu wünschen übrig, immerhin sind sie besser als gar keine, und da hierher nur die Leute geschafft wurden, die man auf der Farm nicht mehr zu heilen vermochte, so fanden die Armen wenigstens einen Ort, wo sie ruhig sterben konnten. Die erkrankten Kulis wurden, so gut es ging verpflegt, dennoch starben dieselben wie die Fliegen.

Eine andere kleine Insel beherbergte das importirte Vieh; auf den übrigen befanden sich stellenweise Dörfer von Eingeborenen.

Auch diesmal schien der Stationsvorsteher über unsere Ankunft nicht gerade erfreut zu sein, weil wir, wie er behauptete, einen Tag zu früh kämen: die Landungsbrücke sei noch nicht fertig; auch war er darüber aufgebracht, dass die neuen Beamten sich immer noch an Bord befänden, statt in Stephansort geblieben zu sein, wohin sie nun am nächsten Tag die Dampfbarkasse zurückbringen musste!

Die Arbeiter auf der Station waren meistens Kanakas, die morgens, mittags und abends zu einer so lang dauernden Musterung antreten mussten, dass eine Menge Arbeitszeit dadurch verloren ging. Beim Löschen gaben sie ihren Kollegen in Stephansort nichts nach, und besonders beim Landen des mitgebrachten Viehs bewährten sie sich als wahre Helden; hätten nicht unsere Matrosen die Arbeit verrichtet, das Vieh stände noch heute auf der Schwalbe. Die ganze schwarze Horde von Arbeitern, so viel ihrer da waren, riss unter grossem Zetergeschrei vor der kleinsten Kuh aus, sowie eine solche den Strand erklomm. Dem Vieh wurde an Bord ein Strick um die Hörner geschlungen, an denen es emporgehoben und ins Wasser gelassen wurde, um an Land zu schwimmen, wo es wiederum die steilen Korallenufer hinauf gezogen wurde. Die Frachtgüter wurden trotz des strömenden Regens gelöscht und nass in die Speicher gebracht.

Der Hafen ist nicht gross, reicht aber wohl für den Schiffsverkehr der nächsten Jahre aus. Die Ufer sind steil, man kann daher direkt am Land anlegen. Unvorsichtigerweise wurden beim Abroden des Platzes die Bäume, statt sie an Ort und Stelle zu verbrennen, der Bequemlichkeit wegen ins Meer geworfen; nun liegen sie da und hindern die Schifffahrt. Gegen hohen Seegang ist der Hafen durch die demselben vorgelagerten Inseln geschützt, der zurückliegende Theil gleicht einem Binnensee mit niedrigen, bewaldeten Ufern. Ueber diesen gelangt man in die Mündung eines kleinen Flusses, auf dem man nach halbstündiger Fahrt die neu angelegte Tabakplantage Jomba erreicht, zu der auch von Friedrich-Wilhelmshafen ein breiter, ungefähr fünf Kilometer langer Fahrweg führt. Diese Ansiedlung war mein nächstes Ziel, da deren Administrator mich schon in Sumatra aufgefordert hatte, mein Standquartier bei ihm zu nehmen. Hier war ich auf das beste aufgehoben und fand die liebenswürdigste Unterstützung für meine Ausflüge nach den verschiedenen Ortschaften der Eingeborenen.

Der erste brachte mich nach der Insel Jabob, deren Bewohner früher dicht bei der Ansiedlung gewohnt, ihr Dorf Nob aber verlassen hatten, als die Weissen in Jomba eine Pflanzung anlegten. Sie zogen sich auf die Insel zurück, standen aber trotzdem auf gutem Fusse mit den Deutschen. Ihre Plantagen auf dem Festland gaben sie auf und verkauften sie an die Astrolabe-Compagnie.

Ein halbstündiger, bergabführender, schmaler, oft sehr steiler Pfad brachte uns, — es begleiteten mich zwei Herren der Farm als Dolmetscher, — von Jomba an das Meeresufer, wo die Insel in Rufesweite lag. Am Ufer trafen wir einige Papuas, die im Begriff standen, heimzukehren und die zuerst abfahrenden Frauen versprachen uns, einen grösseren Kahn zu senden, der uns alle fassen könnte. Inzwischen schlossen wir mit den Zurückgebliebenen Freundschaft. Der eine meiner Begleiter war den Leuten schon bekannt und hatte einen gewissen Nadu zum Freund, während mich Gigi, den dritten Mandar, mit seiner Freundschaft beehrte, worauf uns die Betreffenden auch stets mit *O Tesa(k)*, soviel wie »mein Freund« oder mit dem Namen anredeten, während man von den anderen mit *O Tamul*, »Mensch, Herr«, angerufen wurde. Meinen Namen, den Gigi sofort wissen wollte, nachdem er mich zum Freund erkoren, den ich ihm aber nicht selbst sagen durfte, sondern ihm durch einen der Unsrigen mittheilen lassen musste, konnte Niemand aussprechen, während Jeder die einsilbigen meiner Begleiter durch häufige Wiederholung sich einzuprägen versuchte. Diese Freundschaft war durchaus nothwendig, denn der Freund stand für den Freund ein, wenn er es auch als selbstverständlich ansah, dass er dafür bei der späteren Vertheilung der Geschenke den grössten Antheil erhielt. Ohne Freund war es nicht rathsam, ein Dorf zu besuchen, ebenso war es ausgeschlossen, unbewaffnet oder ohne Begleitung die

Stationen zu verlassen. Selbst nach Jabob, dessen Bewohner noch für die friedlichsten galten, begleiteten uns vier Leute mit Gewehren, wobei wir allerdings auch dem Umstand Rechnung tragen mussten, dass die einem Weissen von den Papuas entgegengebrachte Achtung nach der Grösse seines Gefolges bemessen wurde.

Inzwischen war ein von einem jungen, recht schmucken Mädchen geruderter Kahn gekommen, der uns glücklich auf die Insel brachte. Das Dorf zählte ungefähr zwanzig Häuser, machte aber einen viel ärmlicheren Eindruck, als die bei Stephansort gelegenen. Die Bewohner ähnelten den Bokadjimleuten; die Männer maassen ungefähr 1,60 *m* und waren gut gewachsen, nur zeichneten sie sich durch auffallend dünne Beine aus; wie jene trugen sie einen Schurz aus Baumbast, Arm- Bein-, Hals-, Ohr- und Haarschmuck, ausserdem in den Haaren eine aus Kasuarfedern oder aus dem Fell des Opossum hergestellte Verzierung, dagegen waren die Haare vielfach nicht gefärbt, schwarz und kraus, die Gesichter aber fast sämmtlich mit rother Farbe bemalt. Die Frauen waren etwas kleiner und ebenfalls proportionirt gebaut, kleine Mädchen mit Schmuck überladen, grössere ohne jeglichen Zierrath. Die Häuser, schlechter als die in Bokadjim, bestanden nur aus einer Wohnstelle, die ungefähr dreiviertel Meter über dem Erdboden auf Pfeilern ruhte; darunter fand sich ein kleiner, nicht bewohnbarer Raum zum Aufbewahren von allerhand Gegenständen. Das Dach erreichte hier den Erdboden nicht und bildete somit auch

keine Wände für den Unterraum; an manchen Häusern fehlten selbst die Vorder- oder Hinterseiten, die im Fall der Noth durch ein paar vorgestellte Palmblätter ersetzt wurden. Thönerne, mit den Händen ohne Drehscheibe gearbeitete Töpfe und hölzerne Schüsseln bildeten den Hauptbestandtheil des Hausrathes; im Verfertigen dieser Töpfe sind einzelne Leute sehr geschickt, die auf der Insel Bilibi hergestellten gelten als die besten und bilden einen gesuchten Handelsartikel.

In der Mitte des Dorfes nahmen wir auf der, durch das Dach gegen die Sonnenstrahlen geschützten Veranda des Hauses eines der neu erworbenen Freunde Platz, die durch Kinder, auf unseren Wunsch, Kokosnüsse holen liessen. Erwartungsvoll schaute die uns umgebende Menge nach der von einem unserer Jungen getragenen Tasche, in der man Geschenke vermuthete. Spiegel, Perlen, Tabak und dergleichen wurden vertheilt, am meisten Aufsehen erregte rother Kaliko, von dem Jeder gern ein Stück haben wollte. Dieser sollte aber nur als Lockmittel dienen, denn ich wollte die Leute überreden am nächsten Tag nach der Farm zu kommen, um dort einen ihrer Tänze aufzuführen, »Bumbum« zu machen, wie man hier sagt, weil das Bumbum der *Gongs* die Hauptmusik dabei ist, — wobei ich sie dann auch zu photographiren und zu messen hoffte. In Anbetracht der in Aussicht gestellten Geschenke versprachen sie zu erscheinen und hielten auch Wort.

Auf mein Ersuchen holten sie Pfeil und Bogen, um nach vorher bezeichneten Bäumen zu schiessen. Selten habe ich etwas Eleganteres gesehen. Sie umfassten die Mitte des senkrecht gehaltenen Bogens mit der linken Hand, ergriffen den Pfeil mit der rechten, und während sie die Sehne mit dieser spannten, ruhte jener in dem übergelegten zweiten Finger der Linken. Das Abschiessen dauerte ziemlich lange; mehrmals wechselten sie den Platz und immer wiegten sie sich hierbei dermaassen in den Hüften, ohne dabei die Arme zu bewegen, dass der Pfeil bald gen Himmel bald zur Erde zeigte. Bei einer dieser Bewegungen schnellte dann das Geschoss plötzlich los. Traf der Pfeil auch nicht immer genau das Ziel, so war er doch nie weit davon ab.

Auf Wunsch der Leute feuerten wir eins unserer Gewehre ab, aber wie prosaisch nahm sich dies Knallen gegen das graziöse Bogenschiessen aus! Unser »Bumbum« erregte auch nur Freude bei den Männern, die Frauen flüchteten erschreckt in die Hütten, die Kinder folgten ihnen schreiend und nur wenige hatten später den Muth, wieder ins Freie zu kommen.

Beim Abschied wurden unsere Hüte mit rothen Blumen geschmückt; sämmtliche Männer begleiteten uns nicht nur bis an den Strand, sondern trugen uns sogar, damit wir nicht nass würden, in den Kahn, den diesmal zwei Jünglinge an das jenseitige Ufer brachten.



MÄDCHEN UND KINDER VON JABOB.

NEU-GUINEA.

Am nächsten Morgen erschienen, ihrem Versprechen getreu, fünfzehn Männer, drei Frauen und zehn Kinder, alle mit *Yams*, *Taros*, Zuckerrohr und Kokosnüssen beladen, die sie gegen Tabak vertauschen wollten. Die Männer sind sämmtlich frisch bemalt und reich mit allerhand Blumen geschmückt, besonders fünf, die sich später als die Tänzer erweisen (Tafel V). Auf dem Kopfe tragen diese einen hohen Federschmuck, *Tsas*, aus dem in der Mitte ein ausgestopfter Paradiesvogel hervorragt. In die Bein- und Armbänder, sowie in den Schurz haben sie Blumen gesteckt und einen grossen langen Büschel grüner Zweige an ihre Rückseite wie einen Schwanz befestigt. Die Frauen und Kinder haben keine besondere Toilette gemacht, nur die Mädchen tragen ihren Halsschmuck (Tafel VI). Nach einer freundschaftlichen Begrüssung, bei der mir besonders Gigi die Hand zutraulichst schüttelt, benutze ich die Morgenstunden zum Photographiren und dann erst beginnt das Fest.

Die fünf Tänzer treten in die Mitte, die übrigen Leute gruppiren sich zwanglos um dieselben. Die Tänzer haben eine kleine Trommel, ein über ein hohles Stück Holz gespanntes Fell, in Händen, die sie während des Tanzes schlagen und dabei über den Kopf halten. Einer stimmt den Gesang an, die anderen fallen ein, auch die nichttanzenden Männer, Frauen und Kinder. Zuerst wird ein allgemeiner Tanz aufgeführt. Die Tänzer bilden einen Kreis und während sie sich langsam in diesem fortbewegen, schaukeln sie sich beständig in den Knien

und drehen den Körper ununterbrochen hin und her. Dann folgen Solotänze. Einer von den fünf tritt in die Mitte und giebt, während die übrigen in der früheren Art weiter tanzen, seine besondere Kunstfertigkeit zum besten, wobei er den Halsschmuck in den Mund nimmt. Im Bismarck - Archipel benutzt man hierzu besonders präparirte, oder imitirte Vogelköpfe, die beim Tanzen an einer daran befestigten kleinen Platte mit den Zähnen gehalten werden, sodass sie fast das ganze Gesicht bedecken. Der erste Solotanz besteht in einer Art Chassiren des Tänzers in dem von den übrigen gebildeten Kreis; ein zweiter in ebensolchem Chassiren in gebückter Stellung, ein Hüpfen, bei dem die hinteren Extremitäten fast, aber niemals ganz, den Boden berühren, während durch ein vorgeschnelltes Bein ein neuer Sprung gemacht wird; ein dritter kommt den Bewegungen eines galloppirenden Pferdes sehr nahe — alle sind einander ähnlich und doch wieder verschieden; sie werden mit grosser Eleganz und voller Natürlichkeit, ohne die geringste Anstrengung, ausgeführt. Nach jeder Tour fragen die Tänzer, ob wir mit ihren Leistungen zufrieden sind, und freuen sich, wenn wir dies bejahen.

Nachdem die Tänze beendet, wurden die Geschenke vertheilt; mein rothes Zeug fand freudige Abnehmer. Auch hier mussten die Frauen sofort wieder alles an die Gatten abgeben; selbst die hübsche Ruderin von gestern, die kaum zehn bis zwölf Jahr alt sein mochte, hatte schon einen Mann, der sein Recht auf die ihr geschenkten

Sachen geltend machte. Nachdem die Leute dann noch ihre mitgebrachten Waren zu ihrer Zufriedenheit verkauft, zogen sie ruhig nach ihrer Insel zurück. —

Weniger friedlich verlief der Besuch, den uns einige andere Papuas abstatteten. Mehrere Meilen von der Farm entfernt, lagen in den Bergen die Ortschaften Lahu und Ahio, denen mein nächster Ausflug gelten sollte. Ihre Bewohner kamen mir dadurch zuvor, dass sie uns einen von der Farm entlaufenen Chinesen zurückbrachten, um sich die dafür ausgesetzte Belohnung zu holen. Die Leute (Tafel VII) waren schmächtiger als die Jaboblcute, trugen fast gar keinen Schmuck, nur Perlen durch die Nase; sie waren mit dem Baumbastschurz bekleidet, aber weder bemalt, noch hatten sie die Haare gefärbt; ganz auffallend war bei einigen ein hervortretend jüdischer Typus. In unserer, der Weissen, Nähe betrugen sich die, mit Speer und Bogen bewaffneten, Gäste ganz friedlich und anständig, liessen sich sogar photographiren, als sie aber auf dem Heimweg am letzten Haus der Plantage vorbeikamen, konnten sie ihren Hang zum Stehlen nicht mehr bemeistern. Einige schlichen sich hinein, um mitzunehmen, was nicht niet- und nagelfest war, wurden aber dabei ertappt und, als sie flohen, verfolgt. Sowie sie jedoch draussen ihre Brüder erreicht, nahm die ganze Gesellschaft plötzlich Kampfstellung ein, verwundete die ersten Arbeiter, welche näher kamen, und ein blutiger Kampf wäre ohne unsere Dazwischenkunft unvermeidlich gewesen. Unsere Flinten gaben den Aus-

schlag; vor diesen zogen sich die Papuas zurück, während die Arbeiter auf der Farm eingesperrt wurden, um sie an einer Verfolgung der feindlichen Schwarzen zu hindern. —

Eine längere Kahnfahrt brachte mich nach der Insel Siar, wo sich ein deutscher Missionar niedergelassen hatte; seine Wohnung lag am Strand, dahinter ein ziemlich grosses Dorf, dessen Einwohnerzahl er auf mehrere Hundert schätzte. Der Besuch verlief ähnlich wie auf Jabob, nur waren die Leute nicht so freundlich wie dort; vor einem Papua, der sich an mich so herandrängte, dass ich ihm bedeuten musste, sich in etwas respektvollerer Entfernung zu halten, warnte mich der Missionar sogar dringend. Die Frauen trugen hier, im Gegensatz zu den Jabobfrauen, deren Blattschürzen vorn nicht sehr breit, hinten aber ziemlich schmal waren, wieder, wie in Bokadjim, den rund herum geschlossenen Lavalap. Besonders beliebt schien die grüne Farbe zu sein, denn viele hatten sich den Nasenrücken mit dem Saft einer Beere grün bemalt.

Das Interessanteste in dem Dorf war ein Haus, das nach Angabe des Missionars als heidnisches Gotteshaus diente, d. h. als das Gebäude, in dem die zum Götzendienst nöthigen Sachen aufbewahrt werden, bis man sie in der Nacht an den Ort im Walde trägt, wo die Feierlichkeit stattfinden soll. In Wirklichkeit handelte es sich um das Junggesellenhaus, das für die Frauen *Tabu*, heilig, war; darum hielten die Missionare es für einen heidnischen Tempel. Das

Haus war ziemlich gross; an der Frontseite standen zwei geschnitzte Pfeiler, die als Stützen des Daches dienten. Sie stellten zwei weibliche Figuren dar, — die Weiblichkeit war unverkennbar, — eine mit einer Cigarre im Mund, beide mit rother und blauer Farbe bemalt. —

Weitere Touren ins Land hinein waren unausführbar wegen des Mangels jeglicher Träger, die selbst für höchsten Lohn nicht zu haben waren. —

Ueber das Innere von Kaiser Wilhelmsland wissen wir so gut wie nichts. Optimisten schildern es als metallreich, reich besonders an edlen Metallen, eine feste Grundlage für diese Ansicht haben sie aber nicht. Wie mir von glaubhafter Seite berichtet wurde, hatten sich australische Goldgräber erboten, ins Innere vorzudringen und nach Gold zu suchen, von dessen Ertrag sie sich einen gewissen Prozentsatz ausbedangen. Die Compagnie soll dieses Anerbieten ausgeschlagen haben, da sie allein die Ausbeutung der Goldfelder in die Hand nehmen will. Bis jetzt scheint das nicht geschehen zu sein.

Das Klima war während meines Aufenthaltes ganz erträglich. Allerdings liegt Jomba sehr kühl, so dass bei Tage das Thermometer selten über 30° C. stieg und in der Nacht manchmal bis auf 24° C. fiel; in Bokadjim habe ich einmal später während einer kühlen Seebrise 22° C. vor Sonnenaufgang erlebt. Regen fiel während meiner Anwesenheit genug, obgleich der Monsun schon die trockne Zeit gebracht hatte. Allerdings regnete es nicht täglich, wenn aber ein Unwetter losbrach, musste

die Arbeit im Felde ruhen. In Strömen fiel das Wasser hernieder und viele, einmal über zwölf Stunden lang ohne Unterbrechung, wodurch alle Stege für mehrere Tage unpassirbar wurden. Eine ausgesprochene »trockne Zeit« und eine ebensolche »Regenzeit«, wie auf den anderen Inseln in diesen Breiten, kennt man in Neu-Guinea kaum. Regen und Sonnenschein wechseln in Kaiser Wilhelmsland während des ganzen Jahres, sodass man im Grunde nur von einer trocknen Regenzeit und einer nassen Trockenzeit reden kann.

Die »Schwalbe« hatte Ordre erhalten, von Friedrich-Wilhelmshafen nach dem Bismarck-Archipel zu dampfen; ich benutzte die Gelegenheit, dorthin zu gelangen um so lieber, als sich der auf einer Inspektionsreise begriffene Reichskommissar augenblicklich dort aufhielt.

Die Fahrt von Stephansort bis Herbertshöhe auf Neu-Pommern nahm nicht ganz drei Tage in Anspruch. Zwei Wege standen uns zu Gebote, entweder konnten wir die lang gestreckte Insel Neu-Pommern, früher Neu-Britannien genannt, im Süden umfahren, oder den etwas kürzeren, aber wegen vieler Riffe gefährlicheren Weg im Norden dieser Insel einschlagen. Des Monsuns wegen wählten wir letzteren, passirten mehrere kleine Inseln, folgten dann der Nordküste von Neu-Pommern und gelangten, nachdem wir Kap Lambert, das äusserste westliche Kap der Gazelle-

Halbinsel gepeilt, wieder in bewohnte Striche. Auf der Landzunge zeigte sich die Missionsstation Kabagoda, weiter in der Talili-Bucht die Handelsniederlassung Kurakakaul, ebenso mehrere andere Orte, an denen sich Missions- und Koprastationen befanden, die sich von Webershafen bis zur Blanche-Bai hinziehen. Auch konnte man hier und da Anpflanzungen der Eingeborenen unterscheiden. Die Schönheit der Landschaft wurde durch das Auftauchen von Neu-Mecklenburg gehoben, eine Insel, die sich in der Ferne zu unserer Linken in weitem Bogen hinzog. Die Berge traten dicht ans Meer heran und das Ganze ähnelte Neu-Guinea, ohne aber die Grossartigkeit der Astrolabe-Bai zu erreichen. Ausserordentlich schön war das Bild dreier Berge: Kombin, Tavurvur, Tovannumbattir, »Mutter, Süd- und Nordtochter«, die Jedem, der sie einmal gesehen, unvergesslich bleiben werden.

Am nächsten Morgen traten bei Sonnenaufgang die Inseln Neu-Lauenburg, Ulu, Utuan, Mioko, Kerawara, Kabakon, Ruruan, Muarlin, Makada deutlich hervor, bald darauf kamen auch Herbertshöhe und, als wir weiter in die Blanche-Bai einbogen, die Station Ralun, die Insel Matupi, der auf Neu-Pommern gelegene Wunakukur, »Varzin-Berg« und eine Menge anderer Punkte in Sicht, die wohl schon getauft, sonst aber noch nicht bekannt sind.

Bei unserer Ankunft in Herbertshöhe waren Reichskommissar und der vom Reich für den Bismarck-

Archipel bestellte Kanzler abwesend; sie befanden sich zur Schlichtung von Streitigkeiten im Norden von Neu-Mecklenburg. Wir hatten aber nicht lange auf sie zu warten. Kaum hatten wir Anker geworfen, als Rauch in der Ferne das Nahen eines Dampfers anzeigte und bald darauf S. M. Kreuzer Bussard vom Ausguck gemeldet wurde, der beide Herren an Bord führte.

Die Station Herbertshöhe stach gegen die Niederlassungen in Kaiser Wilhelmsland vortheilhaft ab. Zwar stehen auch hier sämmtliche Gebäude der Station dicht am Strand, während nur der Kanzler mit seinen Leuten auf einem kleinen Hügel wohnt; auch sind die Häuser aus Holz mit Wellblechdächern erbaut, aber sie haben wenigstens breite Veranden und die Leute wohnen hier nicht in so drückender Enge wie dort. Am Sinn für das Praktische fehlte es aber auch hier. So beklagten sich die Herren darüber, dass wir ihnen keine Bretter mitbrachten; schon lange war von einem nothwendig gebrauchten Haus das vollständige Balkengerüst errichtet und mit einem guten Dach gedeckt worden, nur an Brettern für die Wände fehlte es. Aber warum nahm man dazu nicht Rohr, Bambus, Palmblätter oder irgend ein anderes geeignetes Material, was jederzeit ohne Mühe zu haben war, anstatt monatelang vergeblich auf Bretter aus Singapore zu warten?

Den Hügel, den das Haus des Deutschen Kanzlers krönte, nahm eine Baumwollplantage ein. Sie war einst angelegt worden, als ein Stationsvorsteher zu



PAPUAS VON LAHU UND AHIO.

NEU-GUINEA.

gleicher Zeit Pflanzer war, jetzt wurde sie von Jedem verwaltet, der gerade dies hohe Amt bekleidete, gleichviel ob er von Baumwolle etwas verstand oder nicht. Der Ertrag der Plantage war daher auch ein sehr geringer, ein Ballen Baumwolle war alles, was wir bei unserer Rückfahrt von hier mitnahmen, immerhin war das noch mehr, als was uns Neu-Guinea mitgab, denn dort gingen wir vollständig leer aus. Gartenanlagen, die oberhalb der Plantage die Häuser des Kanzlers und des Gerichtsschreibers, die Bureaus, ein Gefängnis und die Schuppen der schwarzen Schutztruppe umgaben, verliehen dem Ganzen ein freundliches Aussehen, auch gewährte meist eine angenehme Brise Kühlung. Auf dem Hügel wehte die Deutsche Fahne, unten in der Station die Neu-Guinea-Flagge.

Dörfer der Eingeborenen (Tafel VIII) lagen weiter ab im Wald; ich besuchte vier derselben, alle machten mit den unansehnlich kleinen, auf dem blossen Erdboden errichteten, niedrigen Hütten, einen ärmlichen Eindruck. Der Hausbau ist äusserst einfach: man steckt auf den beiden Längsseiten Stäbe von gespaltenem Bambus in den Boden, die ungefähr 1 *m* hohe Latten bilden, befestigt an ihren oberen Enden nach oben gebogene Bambus- oder Rotangstäbe und bedeckt dies Gerüst mit Palmblättern; vorn bleibt eine ungemein enge Oeffnung für die Thür, durch die sich ein Europäer kaum zwängen kann. Das Innere besteht aus zwei Abtheilungen; eine, in welcher die Bewohner in Matten gehüllt auf dem feuchten

Boden ruhen, dient als Schlafraum, in der, durch Wand und Thür von dieser getrennten zweiten, werden die Esswaren aufgehoben. Geld — *Diwarra*, kleine, auf dünne Stäbchen aneinandergereihte, Muscheln — und Sachen von Geldeswerth werden aus Furcht vor Diebstahl niemals in der eigenen Wohnung aufbewahrt, sondern in der Hütte des Häuptlings niedergelegt, die mit einem Zaun umgeben und niemals unbewacht gelassen wird. Abseits vom Dorf stand, ebenfalls eingezäunt, das Junggesellenhaus, das etwas besser gebaut war, als die Familienwohnungen, aber nur Seitenwände hatte, während Vorder- und Hinterwand fehlten; die Enden des Daches trugen Stäbe, an denen Kokosnüsse hingen, eine Verzierung, die ich später auf Matupi wiedersah. Die Dörfer bestanden meist aus acht bis zehn Hütten, die von den Verheiratheten bewohnt wurden, während die Jünglinge am Tage nur zum Essen nach dem Dorf kamen, nachts aber entweder in ihrem entfernten Hause oder in den Plantagen, wo sie gerade arbeiteten, schliefen.

Schon die engen Thüren der Häuser verriethen, dass deren Besitzer weder zu den grössten, noch zu den dickleibigsten Menschen gehören konnten. Die Gestalten, viel schwärzer als die Bewohner Neu-Guineas, sind denn auch meist von nur mittlerer Grösse, äusserst schlank und mager. Ihr Aussehen ist nicht schön, weder das der Männer, noch das der ebenfalls sehr mageren Frauen. Beide Geschlechter gehen vollständig unbekleidet einher (Tafel IX). Das Haar, welches die

Männer länger tragen, als die Frauen, bei denen es ganz kurz geschoren wird, ist häufig gekalkt und bräunlich-gelb gebeizt, ebenso Bart- und Körperhaar. Schmuck sieht man für gewöhnlich wenig; Ohrringe und Armbänder, ähnlich denen der Papuas von Neu-Guinea, genügen im Allgemeinen; den Pflock durch die Nasenscheidewand vertauschen die Männer häufig mit Stacheln durch die Nasenflügel. Bei festlichen Gelegenheiten schmücken sie sich aber mit den sonst in der Häuptlingshütte aufbewahrten Sachen und glücklich, wer ein Collier aus Muscheln oder Kuskuszähnen um den Hals legen kann, von denen jedes einen Werth von mindestens vierzig Mark in Muschelgeld darstellt. Tätowirungen kommen vor, doch sind Ziernarben auf Brust, Schultern und Armen beliebter. Bei Trauer färben sich die Frauen schwarz, genau so wie es in Neu-Guinea geschieht.

Die Madchen werden sehr jung verheirathet oder vielmehr verkauft; die für einen Häuptling bestimmten, erhalten von Jugend auf gute Nahrung, müssen viel essen, dürfen sich aber niemals Bewegung machen, um ja recht fett zu werden, was für besonders schön gilt. Die Männer sollen in solchem Grade eifersüchtig sein, dass ein Mann, der irgend eine Frau im Felde arbeiten sieht, in weitem Bogen um sie herumgeht, ohne den Kopf nach ihr zu wenden, um ihr oder sich selbst keine Unannehmlichkeiten zu bereiten.

Die Arbeiten sind zwischen Männern und Frauen so getheilt, dass erstere die schweren, letztere die leichten

verrichten, wobei jedoch den Frauen soviel als möglich aufgebürdet wird. Beim Fischen dürfen Weiber nicht zugegen sein, ja sich niemals den Fischreusen auch nur nähern. Das Fischen steht ausschliesslich den Männern zu und darin sind sie Meister; sie verfertigen Reusen, die sie in der See oft in ungeheurer Tiefe verankern. Nähert man sich der Insel, so glaubt man von weitem eine Unmenge Kanus zu sehen, die sich aber bei näherer Betrachtung als lange Stabbündel mit kleinen Fahnen herausstellen, welche die Lage der Anker bezeichnen. Kommt die Zeit der grossen Fischzüge heran, so trennen sich die Fischer sogar gänzlich von ihren Frauen und schlafen abseits von ihnen. Auch andere Bräuche werden hierbei streng eingehalten, so darf z. B. niemals Schweinefleisch in die Nähe eines Fisches oder eines Fischkorbes gebracht werden, wie überhaupt nie ein Mann Schweine- oder Hühnerfleisch isst.

Am nächsten Morgen brachte uns eine kurze Fahrt bei Tagesgrauen nach der in der Blanche-Bai reizend gelegenen kleinen Insel Matupí. Hier besteht schon seit vielen Jahren eine deutsche Niederlassung der Firma Hernsheim & Co.; sie ist Kohlenstation für unsere Kriegsschiffe, die hier alles bekommen können, wonach das Herz begehrt. Von der Werft mit den geräumigen Speichern führen gute, schattige, von Palmen und Hütten der Eingeborenen eingefasste Wege zum Wohnhaus des Handelsherrn und zu einem kleinen Hotel. Ersteres ist im Tropenstil erbaut, entfaltet keinen überflüssigen

Luxus, enthält aber alles, was zum Leben in den Tropen nöthig, nützlich und angenehm ist. Von der Veranda hat man eine herrliche Aussicht auf die von Bergen eingeschlossene Bai, die besonders bei Mondschein bezaubernd ist. Ein Musikzimmer und ein Gartenpavillon mit Billardzimmer tragen dazu bei, dass die Stunden in dieser schönen Umgebung, bei der gastfreien Liebenswürdigkeit der Bewohner, nur allzuschnell vergehen. Das einfache, aber nette, zur Niederlassung gehörige Hotel steht unter der Aufsicht eines Chinesen und wird häufig von den aus Kaiser Wilhelmsland herüberkommenden Kranken als Gesundheitsstation zu längerem Aufenthalt erwählt, da das Klima im Bismarck-Archipel viel besser ist als das von Neu-Guinea.

Die Häuser der Eingeborenen sind, wie auch ihre Bewohner, denen von Herbertshöhe geschilderten, ähnlich, doch machen beide einen vortheilhafteren Eindruck: erstere sind besser gebaut, oft mit orignellen Dächern (Tafel IV), letztere besser genährt. Männer wie Frauen waren meist mit einem Lavalap bekleidet, die Kinder liefen in nackter Unschuld herum. Ihre Zahl war ungemein gross, auch trug fast jedes Weib einen Säugling auf den Armen; der Milchquell der Mütter ist so ergiebig, dass manche Frauen, wie das auch in Neu-Guinea täglich vorkommt, neben ihrem Kinde noch ein junges Schweinchen säugten.

Im Bootfahren, Schwimmen und Tauchen zeigten sich die Weiber sehr geschickt. Ich benutzte, als ich

vom Land nach dem Dampfer zurückkehrte, ein von Frauen gerudertes Kanu und überzeugte mich von ihrer Kunst durch ins Wasser geworfenen Tabak; kein Stückchen, war es noch so klein, wurde von den Mädchen, die demselben ins Meer nachsprangen und schwimmend folgten, übersehen. Als der Tabak zu Ende ging, sprang ich plötzlich unter die mein Boot umkreisenden Nixen, um die betrübende Erfahrung zu machen, dass die Freundschaft mit dem Aufhören der Tabakspenden schnell endete. Alle flohen vor mir, selbst meine Ruderinnen, und es blieb mir nichts übrig, als schwimmend unseren Dampfer zu erreichen.

Die beiden nächsten Tage, an denen wir bei Ralun vor Anker lagen, wurden zum Studium der Eingeborenen, sowie zur Besichtigung der in Ralun angelegten Kokospalmen- und Baumwollplantagen benutzt. Diese von Weissen, von denen mehrere mit Halbblut - Samoanerinnen verheirathet waren, vor der deutschen Besitzergreifung angelegten Plantagen, sollen nach Aussage ihrer Besitzer ziemlich gute Erträgnisse geben, wenn auch der Hauptverdienst auf den Stationen durch Kauf von schon fertig gestellter *Kopra* gewonnen wird. Augenblicklich gehören die Pflanzungen einer Dame, die, von Samoa stammend, als Queen Emma im ganzen Archipel und weit darüber hinaus bekannt ist.

Der letzte Tag meines Aufenthaltes gestaltete sich zu einem für mich sehr interessanten dadurch, dass auf

der Plantage grosser Markt der Eingeborenen war, die von weit her aus dem Innern der Insel Taros, Yams, Bananen u. s. w. zum Verkauf brachten. Auf zwei Plätzen feilschten geschäftig Hunderte von unbekleideten Frauen, während die Männer müssig zusahen und sich hierzu mit ihrem besten Schmuck behangen hatten. Unter den Einkäufern befanden sich auch Schwarze der Missionsanstalten und es war auffallend, wie wohlthuend bessere Nahrung und Erziehung auf die Betreffenden eingewirkt hatten. Die Mädchen, in bunten Röckchen und Blousen, mit ungekalktem, aber reinlichem und gepflegtem Haar, sahen zierlich und sauber aus und auch die Männer stachen vortheilhaft gegen ihre wilden Brüder ab.

Missionsstationen sind überall an der Küste zerstreut, ich habe nur eine, dicht bei Herbertshöhe gelegene besucht, die zur französischen Mission gehörte. Unweit davon lagen die noch ziemlich neuen, aber weitläufigen Kokospalmen- und Baumwollanlagen eines jungen Franzosen, dessen Vater sich einst als Händler hier niedergelassen und Grund und Boden erworben hatte. Die Bedeutung des Handels in dieser Gegend bewiesen nicht allein vier Segelschiffe, ein englisches, japanisches, norwegisches und die der Compagnie gehörige Senta, die hier vor Anker lagen, sondern auch der Umstand, dass auf Mioko, einer kleinen Insel, die von Herbertshöhe nach Osten zu nicht weiter entfernt liegt, als Matupi nach Westen, eine Faktorei der »Deutschen Handels- und Plantagen-

gesellschaft der Südsee-Inseln« ebenso gut gedeiht wie die der Firma Hernsheim & Co. auf Matupi. Einen grossen Handelsartikel bilden die bunten, baumwollenen Lendentücher, wie die Grasschürzen *Lavalap* genannt, zu deren Anlegen sich alle Schwarzen bequemen müssen, die in den Häusern der Europäer arbeiten, wodurch das Kleidungsstück auch den freien Landeskindern so begehrenswerth erscheint, dass sie manches opfern, um ein solches zu erwerben.

Herrscht auch im Bismarck-Archipel, wie auf Neu-Guinea, der grosse Uebelstand, dass die Eingeborenen nicht arbeiten wollen, sondern dass die Arbeiter von anderen Inseln eingeführt werden müssen, so unterscheidet sich Neu-Pommern doch dadurch vortheilhaft von Kaiser Wilhelmsland, dass die Eingeborenen mit den Europäern Handel treiben und ihnen ihre Erzeugnisse wie Taros, Yams, Bananen, Kokosnüsse u. s. w. zum Kauf anbieten, was die Papuas in Neu-Guinea nie thun. Aus diesem Grunde nahmen wir für Kaiser Wilhelmsland eine grosse Ladung von Yams und Kokosnüssen ein, nebst neunzig Schweinen, welche dort ebenso begehrt, als schwer zu bekommen sind.

Nachdem wir in Herbertshöhe die Post und den erwähnten Ballen Baumwolle an Bord genommen, lichteten wir am Nachmittag des 14. Mai die Anker, um, diesmal südlich von Neu-Pommern fahrend, bei Tagesanbruch des 17. wieder in Friedrich-Wilhelmshafen einzutreffen. Von hier brach der mit mir zurückgekehrte



Aufnahme von R. Parkinson in Ralun.

DORF IN DER NÄHE VON HEBERTSHÖHE.

NEU-POMMERN.

Reichskommissar bald nach Bokadjim auf und lud mich ein, ihn dahin zu begleiten; so konnte ich auf der Dampfbarkasse Freiwald an demselben Vormittag noch einmal die schöne Fahrt über die Astrolabe-Bai geniessen. In der Nähe der Insel Bilibili stiessen wir auf Kanus, von deren Insassen wir gegen Cigarren Kokosnüsse eintauschten, die uns an dem heissen Tag äusserst willkommen waren.

An den Stationen Gorima und Erima, die Signalflaggen gehisst hatten, hielten wir kurze Zeit, um Ladung für Stephansort einzunehmen, dann liefen wir Bokadjim an, wo mir die zuvorkommende Gastfreundschaft und Unterstützung des Reichskommissars während einiger Tage das Studium der umliegenden Ortschaften möglich machte. Selbst für einen grösseren Ausflug ins Innere hatte der liebenswürdige Herr Pläne entworfen, als ich plötzlich dem Klima meinen Tribut zahlen musste. Bereits auf der Rückfahrt vom Bismarck-Archipel fühlte ich mich nicht wohl, litt an Kopf- und Gliederschmerzen, Uebelbefinden und so grosser Mattigkeit, dass ich schliesslich nicht mehr von der Stelle konnte und mich zu Bett legen musste. Ein starkes Fieber war die Folge, und so heftig trat es von Anfang an auf, dass an ein längeres Verweilen in der Kolonie nicht zu denken war. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mit der »Schwalbe« nach Singapore zurückzukehren. Noch heute leide ich bisweilen an den Folgen jenes ersten Neu-Guinea-Fiebers.

Der letzte Abend in Bokadjim bot ein drastisches Bild von dem Leben in Kaiser Wilhelmsland. Am 19. Mai war die »Schwalbe« von Friedrich-Wilhelmshafen nach Stephansort gekommen und für den Abend hatte der Reichskommissar an den Kapitän, einige Beamte und mich Einladungen zum Diner ergehen lassen. Als die Zeit des Essens herannahte, erschien von allen Geladenen nur einer: — alle anderen hatten krankheitshalber absagen müssen. Aber auch dieser eine, ein Herr Frölich, zeigte am nächsten Morgen wenig Spuren von Frohsinn; auch er war in der Nacht vom Fieber ergriffen worden.

Die Rückfahrt stach gewaltig gegen die Hinreise ab. Zwar waren genug Passagiere vorhanden, aber an Stelle der lebensfrohen Menschen, die mit mir herausgekommen waren, hatten wir jetzt Leute an Bord, die krank nach der Heimath zurückkehrten, oder welche die Astrolabe-Compagnie zur Gesundung nach Singapore sandte, sodass selbst bei schönem Wetter, das wir allerdings vielfach entbehren mussten, keine Fröhlichkeit in diese Gesellschaft zu bringen war.

Nach einer Fahrt von vierzehn Tagen langten wir glücklich in Singapore an, froh, uns wieder einmal unter gesunden Menschen bewegen zu können. Am meisten aber freuten sich die, welche ein gütiges Schicksal davor bewahrte, die trostlosen Ufer Neu-Guineas noch einmal betreten zu müssen.

In Atjeh.

(SUMATRA.)

Zu den schönsten Gebieten der Niederländisch-Indischen Besitzungen gehören unbestreitbar die Padang'sche Bovenlanden. Reist man in diesem herrlichen und gesunden Theil Mittelsumatras, so scheint es fast unglaublich, dass nicht weit von hier, an der Nordpitze der Insel, ein Klima herrscht, das schon unzählige Menschen dahingerafft hat und alljährlich weitere Opfer verlangt. Dennoch erhält man schon hier eine Ahnung davon, wie es dort aussehen muss: auf Schritt und Tritt begegnet man in den hochgelegenen Gesundheitsstationen *Beri-Beri*-Kranken, die bloss durch schnelles Verlassen von Atjeh einem sicheren Tode entgangen sind; denn nur bei sofortigem Klimawechsel verliert sich die Krankheit wieder, gegen die sonst noch kein Heilmittel gefunden wurde und über deren Entstehung man vollkommen im Unklaren ist. Durch Mattigkeit in den anschwellenden Beinen macht sie sich zuerst bemerklich, und als Zeichen, dass es sich um Beri-Beri handelt, gilt eine Vertiefung, die sich beim Drücken auf die geschwollenen Stellen bildet und eine

Zeit lang nachhält, auch nachdem man den Finger wieder entfernt hat.

Dieses Symptom ist im Malayischen Archipel vielfach zu einem raffinirten Betrug benutzt worden: In den Gefängnissen entfernter Inseln tauchten plötzlich Beri-Berikranke auf, die keinen geringen Schrecken erregten, weil man bis dahin die Epidemie auf Nordsumatra beschränkt glaubte. Die Unglücklichen wurden aus der Haft entlassen und, damit sie dem Staat keine Kosten mehr verursachten, in ihre Heimath geschickt, wo sie auf eigene Rechnung sterben konnten. Merkwürdigerweise erholten sie sich aber in der Freiheit bald wieder und gesundeten vollkommen. Die Eingeborenen hatten nämlich ausfindig gemacht, dass sie durch eine einfache Manipulation die Erscheinungen hervorzurufen im stande waren, welche man für die Kennzeichen von Beri-Beri hielt. Sie bohrten sich ein feines Loch ins Bein, vergruben darin ein Härchen und liessen die Haut wieder darüber zuwachsen. Bald stellte sich Schwäche ein, die Beine schwollen an und eingedrückte Stellen blieben andauernd sichtbar. Wurden die Patienten infolgedessen freigelassen, so zogen sie das betreffende Haar fein säuberlich wieder heraus, worauf Geschwulst und Krankheit schwanden. Dieser Kunstgriff wird auch heute noch manchmal mit Erfolg angewendet, da man den Betrug fast niemals nachweisen kann und weil der Staat froh ist, wenn er, um Kosten zu ersparen, zu langjährigen Freiheitsstrafen Verurtheilte auf Grund einer an-

scheinend sicher tödlichen Krankheit begnadigen kann, selbst wenn er nicht fest davon überzeugt ist, dass er nicht betrogen wird.

Nur selten entgeht ein Europäer, der sich längere Zeit in Atjeh aufhält, der Krankheit, mag er noch so vorsichtig leben und mag seine Wohnung noch so günstig liegen. Kann er als Soldat nicht immer die nöthigen Vorsichtsmaassregeln beachten, so ist ein Anfall unausbleiblich und er muss dann, ebenso wie sein farbiger Kamerad, der gegen Beri-Beri auch keine grössere Widerstandsfähigkeit besitzt, sofort abgelöst werden, will man das von Jahr zu Jahr immer kostbarer werdende Menschenmaterial nicht zu Grunde gehen lassen. Darum herrscht in den holländischen Atjeh-Garnisonen ein stetes Gehen und Kommen; jedes Schiff bringt neue Mannschaften und nimmt dafür Kranke zurück, die in den Bergstationen auf Mittelsumatra oder Java Genesung suchen müssen, bevor sie in andere Garnisonen übergeführt werden können. Kehren sie nach Atjeh zurück und werden zum zweiten Male von Beri-Beri befallen, so ist die Krankheit schwieriger heilbar und Europäern ist dann nur schleunigste Rückkehr nach Europa anzurathen, falls es nicht auch hierfür schon zu spät sein sollte.

Beri-Beri ist der beste Bundesgenosse der Atjehleute, die ein Vordringen der Holländer noch immer tapfer zurückgeschlagen haben, auch wenn sie dann und wann einmal auf einzelnen Punkten unterlagen. Daher

entschlossen sich die Holländer, eine mehr abwartende als angreifende Haltung einzunehmen. An Stelle der früher militärischen Gouverneure sind Civilbeamte getreten; statt mit Strenge wird mit Nachsicht regiert und man begnügt sich damit, den jetzigen Besitz möglichst zu erhalten, ohne vorläufig an weitere Erwerbungen zu denken. Manche der früheren Forts, *Bentings*, sind aufgegeben, nur eine bestimmte Anzahl derselben ist noch besetzt, die in letzter Zeit den jetzigen Anforderungen entsprechend umgebaut wurden. Für die früheren, nur mit Pallisaden umgebenen, einfachen Hütten werden luftige Baracken hinter festen Zäunen aus Planken und Drahtgittern errichtet; nirgends fehlt ein Lazareth; oft sind Laufgräben um den befestigten Platz gezogen; von den erhöhten Ecken drohen Geschütze; Blendlaternen sind angebracht, durch welche in der Nacht das Vorterrain beleuchtet werden kann; kurz, man sucht sich gegen Feind und Klima so gut wie möglich zu schützen, ohne gezwungen zu sein, das sichere Fort zu verlassen.

Als ich im December 1888, von der Insel Nias kommend, Atjeh zuerst an der Südwestküste in Analabu betrat, hatte ich hier gleich die beste Gelegenheit, den Unterschied zwischen einem früheren und einem neuen Benting kennen zu lernen.

Der Maha Wajirunhis, ein ehemals für die siamesische Regierung gebauter, jetzt holländischer Dampfer, der alle vier Wochen zwischen Padang und Singapore verkehrt und dabei einige Küstenplätze Sumatras an-

TAFEL IX.



Aufnahme von R. Parkinson in Ralun.

MÄDCHEN VON NEU-POMMERN.

läuft, näherte sich bei anbrechendem Tag der Küste, um ungefähr eine Meile vom Lande entfernt vor Anker zu gehen. Als einziger Passagier an Bord bat ich, mit dem die Post befördernden Boot an Land gehen zu dürfen. Vorsichtshalber gab ich dem Kapitän den Auftrag, mir mein Gepäck, falls ich zu der auf den Nachmittag festgesetzten Abfahrtsstunde nicht zurückgekehrt sein sollte, mit dem letzten an Land fahrenden Boot nachzusenden.

Ziemlich dicht am Ufer lag der alte, augenblicklich noch benutzte Benting, daneben ein im Bau begriffener beinahe vollendeter neuer, vielleicht zwanzig Schritt davon entfernt, ein Dorf, *Kampong*, von Atjehleuten. Der Kommandant, ein Hauptmann, — wie sich später herausstellte, ein Deutscher, — empfing mich nicht gerade sehr freundlich, brummte etwas wie »Deutscher«, »Spion Bismarck's« u. s. w. vor sich hin und erklärte mir dann, dass an einen Besuch des nebenan liegenden Dorfes nicht zu denken sei, viel weniger an ein Aufsuchen von anderen im Innern des Landes gelegenen Ortschaften. Erst als ich den mir vom *Gouverneur-Generaal* in Batavia gütigst ausgestellten Pass hervorholte, in welchem alle holländischen Beamten angewiesen wurden, mich auf der Reise zu unterstützen »so viel sie könnten und soweit es ihnen ihre Pflicht erlaube«, änderte sich das Bild. Der Ingenieur-Offizier wurde gerufen, um mir als Führer durch die Bentings zu dienen, während der Kommandant inzwischen versuchen wollte, mir einen Besuch bei den Atjehleuten

zu ermöglichen; denn so ohne weiteres, erklärte er, könne ich keinesfalls zu denselben gehen. Zwar hatte der betreffenden *Radja,* oder, wie wir sagen würden, Häuptling oder Ortsvorsteher, mit den Holländern einen »ewigen« Frieden geschlossen und gehörte nun zu den »Befreundeten« derselben, aber trotzdem traute man ihm nicht recht. Keinem der Offiziere oder Soldaten wäre es eingefallen, den Benting allein zu verlassen; lagen doch nicht weit vom Dorf immer »feindliche« Atjehleute auf der Lauer, deren grösstes Vergnügen es anscheinend war, möglichst viele Patronen zu verschiessen. Die meist zu hoch abgegebenen Schüsse richteten aber wenig Unheil an und störten das Kriegsvolk hinter den Pallisaden schon längst nicht mehr im Kartenspiel und Genevertrinken.

Ehe ich den befreundeten Ort aufsuchen durfte, wurde ein Boote an den Radja mit der Anfrage geschickt, ob er mich empfangen und sich für meine Sicherheit während des Besuches verbürgen wolle.

Die bis zum Eintreffen der Antwort verstreichende Zeit benutzte ich zur Besichtigung der beiden Bentings. Der alte war als Festung werthlos; die Hütten der Soldaten und die Wohnungen der Offiziere waren im Verfall, klein und so wenig sauber, dass vieles zu wünschen übrig blieb. Bestand doch die Wohnung des Kommandanten nur aus einer überdeckten Veranda und einem dahinter liegenden Schlafzimmer, während die engen, schmutzigen Räumlichkeiten für die Soldaten es begreiflich machten, dass die meisten der Europäer,

die leichtsinnig ihr Vaterland verlassen, um in der holländisch-indischen Armee Kriegsdienste zu nehmen, so schnell auf die Stufe des farbigen Soldaten, ihres ihnen vollkommen gleichgestellten Kameraden, herabsinken.

Um so vortheilhafter stach von diesem Bild der Neubau ab: hier war alles hoch über dem Erdboden, luftig und unter Berücksichtigung der langjährigen bösen Erfahrungen hergestellt. Als Baumaterial diente ausschliesslich Holz, auch für die Dächer; die Einrichtungen waren einfach, doch nicht ohne einen gewissen Komfort. Neben einem Haus für den Kommandanten fanden sich Wohnungen für die Offiziere und einen Arzt, Kaserne, Kantine, Bureau, Lazareth, Pulverhaus und Magazin. An drei Seiten war ein starker Bretterzaun, vor der vierten, von welcher man weder einen Angriff, noch feindliche Kugeln zu erwarten hatte, ein eisernes Gitter errichtet. Zwei Bastionen dienten zur Aufnahme der Geschütze, einige kleine Hütten für Wachthunde, die sich sehr bewährt hatten. Ausserhalb der Pallisaden hatte man ringsum im hohen Grase Drähte gezogen, um Anstürmende zu Fall zu bringen; die Laternen waren nach dem Fort zu geschwärzt, um bei einem nächtlichen Ueberfall nur die Angreifer, nicht aber die Festung zu beleuchten. Das Ganze machte einen so angenehmen Eindruck, dass es den unangenehmen, den der alte Benting hervorgerufen, fast verwischen konnte, hätte ich nicht im voraus gewusst, wie schnell sich hier alles ändern würde, wenn

8*

erst der Soldat mit Sack und Pack, das heisst hier, mit Frauen und Kindern, eingezogen war.

Ohne Frau ist in dieser Armee kein Soldat zu denken; mag dies auch unseren Begriffen von militärischer Zucht und Sitte nicht ganz entsprechen, um so mehr, als es mit den ehelichen Banden, wenn solche überhaupt bestehen, nicht allzu genau genommen wird, so ist eine Aenderung, an welche die Holländer schon gedacht haben, doch kaum früher möglich, als bis mit den ganzen hiesigen Verhältnissen einmal gründlich aufgeräumt wird. Ist doch auf der anderen Seite der grosse Nutzen dieser Frauen nicht zu leugnen: sie ersetzen vollständig den oft fehlenden Train, denn sie schleppen nicht nur alles, — den Tornister und das Gewehr nicht ausgenommen, — für den auf dem Marsch ermüdeten Gatten, den sie anfeuern, wenn es zum Kampfe kommt und den sie mit Schlägen wieder gegen den Feind treiben, wenn er ausreissen will, sondern sie fouragiren auch für die Männer und bereiten während des Gefechts das Essen, sodass die müden aus der Schlacht hungrig zurückkehrenden Krieger es sich schmecken lassen können, ohne selbst abkochen zu müssen, unterdes die hülfsbereiten Frauen wieder die Sachen säubern, die Gewehre putzen und etwaige Wunden verbinden. —

Während der Besichsigung der Befestigungen war vom Radja der Bescheid gekommmen, dass er um 10 Uhr eine Wache schicken werde, um mich sicher zu ihm und in den Benting zurück zu geleiten. Pünkt-

lich erschienen auch vier Atjehleute, die ausser dem *Sikin* (ein ziemlich grosses, gerades Schwert in hölzerner Scheide) und dem *Rentjung* (ein dolchartiges Messer) noch mit einer Büchse bewaffnet waren.

Diese Gewehre wurden früher hauptsächlich von Singapore aus eingeschmuggelt und zwar in solcher Menge und Güte, dass die Atjehleute oft im Besitz von besserem Material waren, als die holländischen Truppen; Hinterlader und Repetirgewehre sollen sie sogar früher als diese besessen haben. Bei grösserer Uebung im Schiessen würde ihr Muth sicher öfters durch einen Sieg belohnt worden sein. Da ihnen diese aber mangelte, blieb der *Sikin* nach wie vor ihre Hauptwaffe, die jedoch nur im Handgemenge zur Geltung kommen konnte. Todesmuthig stürmten die Tapferen, nur ihr Schwert in der Hand, auf die anrückenden Holländer: kamen sie in grösserer Anzahl an den Feind heran, so war es meist um diesen geschehen. Besondere Geschicklichkeit zeigten die *Orang-Atjeh* bei einem von unten nach oben geführten Hieb, der stets tödlich wirkte. So schlecht die Leute schossen, so lernten sie doch bald durch die holländischen Truppen den Unterschied zwischen Vorder- und Hinterladern an sich selbst kennen. Truppen, die mit Vorderladern ausgerüstet waren, wurden stets durch rasche Angriffe ins Handgemenge verwickelt, während man den anderen vorsichtig ausser Schussweite auszuweichen versuchte. Aus diesem Grunde soll ein holländischer Offizier seinen

mit Hinterladern ausgerüsteten Leuten einst befohlen haben, den ersten Schuss auf grosse Entfernung abzugeben. Darauf wurden eigens dazu mitgebrachte Ladestöcke zur Hand genommen und die Gewehre wie Vorderlader gehandhabt. Die Atjehleute gingen in die Falle und stürmten heran, um sich auf den Feind zu werfen, bevor derselbe wieder schussbereit sei. Kaum hatten sie sich aber auf Schussweite genähert, so eröffneten die Holländer ein Schnellfeuer, das sowohl dem Vorwärtsdrängen ein Ziel setzte, als auch einen Rückzug hinderte. Sämmtliche Anstürmende mussten das Wagnis mit dem Tod bezahlen. —

Der Kommandant erklärte, mich begleiten zu wollen, auch der einzige noch anwesende Offizier und der Arzt wollten die günstige Gelegenheit, den Atjehkampong kennen zu lernen, nicht versäumen und schlossen sich uns an. Jeder umgürtete sich mit seinem Revolver und nahm ausserdem einen handfesten Stock aus Eisenholz in die Hand, der im Handgemenge eine vorzügliche Waffe abgegeben hätte. Vier *Oppasser*, Aufseher, gingen zu unserer Seite, anscheinend, um uns mehr Ansehen zu verleihen, in Wirklichkeit aber nur zu unserem Schutz. Zwei bis an die Zähne bewaffnete Soldaten bildeten als Schliessende unsere Rückendeckung. So gerüstet gingen wir zu den »Befreundeten« der Holländer.

Der ringsum befestigte Kampong Analabu bestand hauptsächlich aus einem grossen, breiten *Pasar* (Marktstrasse); an beiden Enden der Strasse befanden sich

von Wachthäusern überragte Thore. Diese Sicherung war nothwendig, weil die »feindlichen« Atjehs, die ihre Befestigungen schon bis ziemlich nahe an den Ort vorgeschoben hatten, fast keine Woche vergehen liessen, ohne zum Kampfe zu schreiten. Jedes Atjehhaus war befestigt. Zu beiden Seiten der Strasse zogen sich Häuserreihen hin mit offenen Läden. Leider war alles, was hier feilgeboten wurde, europäische Importware und für den Ethnographen von keinem Interesse. Den Häusern entlang liefen Fusswege, zwischen denen eine breite, zu beiden Seiten mit Kokospalmen bepflanzte Rasenfläche den Kindern als Tummelplatz diente. Unter den Palmen waren, je einer an einem Stock, der an seinem oberen Ende ein kleines Dach aus *Atap* trug, Kampfhähne angebunden, die trotz der Wärme den Schatten verachteten und unwillig über ihre Fesseln gegeneinander loszugehen versuchten.

Die aus Holz und Bambus auf Pfählen erbauten Häuser zeichneten sich weder durch allzu grosse Reinlichkeit, noch durch eine besondere Bauart aus. Am Ende der Strasse wohnte der erste Radja von Analabu, der mich leider nicht empfangen konnte, da er seinen Rausch vom vorhergehenden Tag noch nicht ausgeschlafen hatte. Seit einigen Tagen wurden zur Feier der Beschneidung des ältesten Sohnes des zweiten Radjas im Ort grosse Festlichkeiten begangen, die noch mehrere Tage dauern sollten und die dem Oberkollegen eine willkommene Gelegenheit boten, seinen

gewöhnlichen Abendrausch in einen aussergewöhnlichen zu verwandeln.

Hinter der Hauptstrasse lagen nur noch wenige Häuser; gern hätte ich das eine oder andere derselben genauer durchsucht, wurde aber vom Kommandanten daran verhindert. »Immer hübsch zusammenbleiben und möglichst in der Mitte des Weges gehen!« war seine stete Mahnung, die sehr gut gemeint sein mochte, mich aber in meiner Kenntnis des Lebens der Bewohner nicht gerade förderte.

An diesen Kampong schloss sich unmittelbar ein zweiter, aber wieder für sich befestigter an, in welchem der zweite Radja von Analabu hauste, der den Holländern ebenfalls »treu« ergeben war. Der ganze, jetzt nur noch aus fünf bis sechs Häusern bestehende Ort, der früher ziemlich gross gewesen sein soll, gehörte diesem Fürsten und wurde von ihm, seinen Frauen und dem Gefolge bewohnt. In der Mitte hatte man zwei grosse Zelte errichtet, in denen während der Festtage die Gelage abgehalten wurden; die Wohnhäuser des Radja und seiner Frauen waren mit gelbem Zeug — gelb ist die Festfarbe — ausgeschlagen. Aber auch hier hingen neben chinesischen *Gongs*, englische Büchsen, und kein noch so festlich geschmückter Mann war zu sehen, der nicht *Sikin* und *Rentjung* im Gürtel getragen hätte. Ausserhalb der Befestigung lag die Moschee des früheren grösseren Kampongs, sie diente jetzt als Wachthaus und Vertheidigungsplatz, war stark befestigt, und bei An-

griffen zog sich alles auf dieselbe zurück. Auf den Aussichtsthürmen hielten stets Posten Wache, denn man war vor einem plötzlichen Ueberfall von seiten des Feindes nie sicher. Wie stark die Feindschaft zwischen holländerfreundlichen und holländerfeindlichen Atjehleuten war, bewies am besten das Verhältnis der Befreundeten unter einander, das durch einen Vorfall gekennzeichnet wird, dessen Zeuge ich am Morgen gewesen war. Kurz nach mir war anf einem kleinen Küstendampfer ein Radja aus Edi — Nordostküste von Atjeh — in dem Benting eingetroffen; ich hatte ihn aufgefordert, sich uns bei unserem Besuch anzuschliessen, er aber lehnte ab, aus Furcht im Kampong ermordet zu werden. Als Grund gab er an, dass er es gleich von Anfang an mit den Holländern gehalten habe, während die hiesigen Atjehleute erst seit kurzem zu den Befreundeten zählten und ihren alten Hass gegen ihn noch nicht vergessen hätten.

Die Häuser waren auf Pfählen ungefähr anderthalb Meter über dem Erdboden erbaut, sahen aber auch hier weder reinlich noch königlich aus; die Vorderseiten waren mit Veranden versehen. Auf der zu seinem Wohnhaus gehörigen erwartete uns der Radja mit einigen angesehenen Häuptlingen; nach freundschaftlicher Begrüssung nahmen wir um einen runden Tisch auf europäischen Stühlen Platz und wurden mit warmem Pilsener Bier aus Bremen bewirthet. Wie gern hätte ich mir eine Kokosnuss ausgebeten, um meinen Durst zu stillen, das wäre aber eine Beleidigung gewesen,

nachdem uns der Radja das Theuerste, was sein Haus barg, vorgesetzt hatte. So musste denn die warme Brühe getrunken werden, während die schlanken Kokospalmen, die in ihren Wipfeln den herrlichen kühlen Trunk der Tropen in Menge trugen, ob dieses Unsinns bedächtig ihre Häupter schüttelten.

Fast eine Stunde blieben wir beim Radja in lebhafter malayischer Unterhaltung, wobei ich manches Wissenswerthe erfuhr. Selbst die Damen des Hauses erschienen, um uns zu betrachten, in der Thür; wagte auch die erste anfangs nur den Kopf vorzustecken, so wurde sie doch bald von anderen, nachdrängenden, herausgeschoben, wodurch wir nach und nach den ganzen Harem des Radja zu sehen bekamen. Auch der zu beschneidende Jüngling erschien mit noch anderen Geschwistern, sodass das Ganze keineswegs den Eindruck machte, als befänden wir uns auf einem Vulkan. Nur der Kommandant drängte immer zum Rückzug und als ich die Atjehleute auffordern wollte, uns einen ihrer Festtänze zum besten zu geben, wurde er ganz erregt. Wie leicht hätten sie in der Aufregung die hölzernen Tanzwaffen mit wirklichen Schwertern, *Klewangs,* vertauschen und uns niedermetzeln können! Von dem Radja und seinem Anhang, flüsterte er mir zu, hätten wir ja vorläufig nichts zu fürchten, aber er sehe in der Menge verschiedene Gesichter bekannter Häuptlinge aus den Bergen, die anscheinend der Feste wegen hierher gekommen seien, in Wahrheit aber nur, um zu sehen, wie weit das neue Fort gediehen und wie

sich das Verhältnis der Holländer zu den »Befreundeten« gestaltet habe; sie würden mit Freuden jeden Anlass benutzen, über uns herzufallen. Ein einziger Klewanghieb genüge, die Rückreise nach Europa überflüssig erscheinen zu lassen.

Vor der Veranda sammelten sich inzwischen eine Menge Neugieriger. Es waren meistens grosse, kräftige, braune Gestalten mit Hose, Hüftentuch *(Sarong)* und Jacke bekleidet, die Haare mit einem Kopftuch umwunden oder mit einer Art Kappe bedeckt; Schmuck schienen sie sehr zu lieben. Der Radja hatte *Sovereigns* als Knöpfe auf seiner Jacke aufgenäht, sein Hemd wurde durch einen grossen goldnen Knopf mit sehr grossem, etwas gelblichem Diamant zusammengehalten. Auch sein ältester Sohn trug viel Gold an sich, dessen jüngerer Bruder in den Haaren eine goldne Krone mit einer Menge edler Steine. Die Frauen des Radja, die, wie alle Frauen hier, ähnlich den Männern gekleidet, auch die, unter dem Namen *Selu(w)ar Atjeh* im ganzen malayischen Archipel bekannten, weiten Hosen trugen, waren mit Schmuck förmlich überladen; in jedem Ohr hing, in ein Loch ungefähr vom Durchmesser unserer Fünfmarkstücke eingezwängt, eine ebenso grosse silberne oder goldene Rosette, unzählige Ringe mit schönen Steinen bedeckten die Finger, goldne Spangen von theilweise sehr kunstvoller Arbeit die nackten Arme. Atjeh ist reich an Gold, und die Goldschmiedekunst steht in Sumatra auf hoher Stufe; die Filigranarbeiten von Padang sind als die kunstvollsten dieser Art bekannt.

Als wir aufbrachen, wollte ich die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, mir die in der Thür stehenden Frauen, von denen die jüngeren ganz hübsch aussahen, etwas näher zu betrachten; mit lautem Geschrei flohen sie aber in das Innere des Hauses und dies zu betreten, wurde mir natürlich nicht erlaubt.

Auf unserem Rückweg waren wir von einem grossen Gefolge begleitet; wohl sämmtliche Bewohner beider Kampongs — bis auf den immer noch schlafenden Radja — hatten sich versammelt, um uns das Geleite zu geben; von feindseligen Absichten war nichts zu merken, daher wir uns am Thor auf das freundschaftlichste von einander verabschiedeten.

Der Kommandant lud mich ein, die »Reistafel«, die Mahlzeit, welche jeder Holländer in den Tropen mittags geniesst, die aus Reis, mehreren würzigen und einigen fleischigen Zuthaten besteht, bei ihm einzunehmen; dann wartete ich auf das Boot unseres Schiffes, um an Bord zurückzukehren, denn von hier aus war es unmöglich weiter ins Innere zu dringen.

Der »Maha Wajirunhis« hatte inzwischen die, hauptsächlich aus Pfeffer bestehende, Ladung eingenommen und sandte ein Boot, um die Post abzuholen, denn bringen konnte diese Niemand. Der Kommandant war zwar zu gleicher Zeit auch Hafenmeister, ein Boot besass er jedoch nicht. War er gezwungen, ein vor Analabu ankerndes Schiff aufzusuchen, so wurde er dahin von dem glücklichen Eigenthümer einer *Prau* (malayisches Boot) gerudert,

der mit der Regierung einen Kontrakt abgeschlossen hatte, laut dessen er für diese Arbeit 30 Gulden bekam und ebensoviel für die Rückfahrt, also 60 Gulden für eine Leistung, die man anderswo mit einem Gulden reichlich bezahlte.

Die Leute verstehen sich hier eben alle auf ihren Vortheil, vom niedrigsten Kuli bis hinauf zum Radja. Dieser hatte von den Holländern die Einfuhr von Opium gepachtet; für eine Kiste, die ihm unser Schiff mitgebracht hatte und die ungefähr für 2000 Gulden Opium enthielt, musste er zwar einen Eingangszoll von 200 Gulden bezahlen, löste aber dafür im Kleinhandel 3500 bis 4000 Gulden.

Sobald ich an Bord war, lichtete der Dampfer die Anker und schlug den Kurs nach Norden ein.

Der Nachmittag brachte wenig Abwechslung. An das bald nach unserer Abfahrt losbrechende Gewitter war ich schon gewöhnt; während meines Aufenthalts auf Sumatra war fast kein Tag vergangen, an dem sich ein solches nicht pünktlich um diese Zeit eingestellt hätte. Die Küste war flach und uninteressant; der Höhenzug, der von Süden nach Norden ganz Sumatra an der Westküste durchzieht, trat von ungefähr 2° bis zu 4° 30′ nördlicher Breite soweit von der Küste zurück, dass er unseren Augen entschwand. Erst spät abends, als die aufgeregte See sich wieder beruhigt hatte und der Vollmond mit seinem magischen Licht die Gegend fast taghell erleuchtete, kamen die Berge

ungefähr in der Höhe von Rigas wieder in Sicht und während ich mich auf mein Lager streckte, das ich mir wie immer auf Deck aufgeschlagen hatte, konnte ich mich noch lange an der herrlichen, grossartigen Landschaft erfreuen.

Als es am nächsten Morgen hell zu werden begann, durchfuhren wir die schöne Cedar-Passage: zu unserer Linken lag Pulu Nasi, davor einige hohe Felsenriffe, an denen sich die See wildschäumend brach, zu unserer Rechten Pulu Kelapa und Pulu Batu Cro. Bald darauf bogen wir nach Süd-Osten ab, um schnell das so berüchtigte Olehleh zu erreichen.

Olehleh liegt in einer weiten, landschaftlich schönen Bucht. Die Aussicht nach dem Lande hin wird durch hohe Bergketten begrenzt; im Westen zeigt sich das schon erwähnte Gebirge, das bis zu dem östlich liegenden hohen Goldberg läuft, von dem sich weiterhin noch einige Hügelketten abzweigen. Letztere sind nicht bewachsen, die übrigen aber sämmtlich bewaldet oder da, wo Bäume fehlen, mit grünen Matten besäet. Den Blick von dem Lande dem Meere zu gewandt, sieht man eine Reihe herrlicher Inseln, auf deren westlichen sich die Berge Sumatras fortsetzen. Da ist zuerst Pulu Batu Cro, dann Pulu Nasi, dahinter Pulu Bras, nordöstlich von dieser, im Norden der Bucht, Pulu Wai, im Osten Pulu Buru, ein kleines Eiland mit weithin sichtbarem Leuchtthurm.

Bald nach Sonnenaufgang gingen wir mitten in dieser schönen Scenerie vor Anker. Ich eilte an

Land um noch den um 7 Uhr von Olehleh nach Kota Radja fahrenden Zug zu erreichen. Leider kam ich zu spät und hatte daher einige Stunden Zeit, Olehleh zu besehen. Der Ort war für hiesige Verhältnisse ziemlich ausgedehnt und mit Pallisaden umgeben, soweit er nicht von Wasser eingefasst wurde. Hier und da hatte man Laufgräben errichtet, öfters aber einfach Draht in kurzer Entfernung vom Zaun gespannt; erhöhte Wachtpunkte, kleine, auf hohen Pfählen errichtete, bis in Brusthöhe mit Brettern beschlagene und überdachte Wachthäuser fanden sich überall vor. Nach der Seeseite zu und nach einem an der Rückseite von Olehleh befindlichen Wasserarm fehlten Schutzvorrichtungen. Dagegen waren manche Häuser auch innerhalb der allgemeinen Befestigung noch für sich dadurch verbarrikadirt, dass man um die Pfähle, auf denen sie ruhten, starke Bretter mit Schiessscharten genagelt hatte, innerhalb deren die Treppe nach oben führte.

Die Hauptstrasse liegt in der Nähe des Strandes und läuft mit diesem parallel, zwei kleine Nebenstrassen in derselben Richtung sind hauptsächlich von chinesischen Händlern bewohnt. Die Bahnanlagen, bedeutende Rangirvorrichtungen und grosse militärische Magazine bilden einen Haupttheil des Ortes, an dessen westlichem Ende ein Fort liegt, das in genau demselben Stil erbaut ist, wie der Benting in Analabu.

Der Posten vor dem Thor liess mich ungehindert passiren, aber drinnen stiess ich bald auf einen Offizier,

der mich anhielt. Auch mein Pass half hier nichts, nur ein Erlaubnisschein des Platzkommandanten öffnet die Pforten. Obgleich ich mir einen solchen durch einen Besuch bei dem Herrn leicht hätte verschaffen können, verzichtete ich darauf, als ich hörte, dass am anderen Ufer des Flusses ein Kampong von »befreundeten« Atjehs läge, dessen Besuch mir werthvoller schien, als eine nochmalige Besichtigung eines Benting. Freilich sollte ich auch hierzu erst die Erlaubnis des Obersten einholen und um Begleitungsmannschaften bitten. Da ich aber wusste, wie wenig der Fremde in Begleitung einer solchen Eskorte zu sehen bekommt und da meine Zeit gemessen war, so zog ich vor, auf eigene Faust loszugehen.

Ueber den Fluss führte eine gute, ziemlich belebte Brücke; Atjehleute kamen und gingen, viele beladene Ochsenkarren fuhren zur Stadt, aber Niemand durfte passiren, ohne vom Wachtposten in das daneben liegende Wachthaus geführt und hier einer genauen Untersuchung unterworfen zu werden. Nur bekannten Leuten wurde das Betreten des Ortes erlaubt und auch dann nur, wenn sie einen vorschriftsmässigen Pass vorweisen konnten und nachdem sie ihre Waffen abgelegt hatten; ebenso genaue Kontrolle herrschte über die die Stadt Verlassenden. Europäer betraten nie ohne Bedeckung und ohne Wissen des Obersten den Atjehkampong, trotzdem der dort regierende Tuku-Nek für einen grossen Freund der Holländer galt und erst kurz vorher den



STEIN VON PETJUT, ATJEH.

SUMATRA.

Orden vom »Niederländischen Löwen« erhalten hatte. Die Brücke ist der Beginn der Fahrstrasse nach Kota Radja und zu Wagen soll diese Tour ziemlich ungefährlich und lohnender als mit der Bahn sein, Fussgänger sollen aber fast stets angefallen werden. Trotzdem liess mich der Posten ohne Warnung passiren, und so schlenderte ich über den Fluss nach dem Kampong Marassa.

Anfangs war nichts von Atjehleuten zu sehen. Um einen grossen Platz, auf dem eine Menge Ochsenkarren standen, lagen Häuser mit offenen Läden, wo allerhand feilgeboten und viel gekocht und gebacken wurde. Hier hielten die Leute Rast, bevor sie über den Fluss gingen, um für sich und ihre Karren Einlass in die Stadt zu begehren. Die Besitzer der Läden waren arabische, chinesische, malayische und andere Händler, die sich schnell überall da einfinden, wo irgend eine Niederlassung ensteht, um sowohl von den Europäern wie von den Bewohnern des Landes Nutzen zu ziehen. Dahinter lag zu beiden Seiten der Landstrasse der Atjehkampong von herrlichen Kokospalmen beschattet und selbstredend mit Pallisaden umgeben. Menschen waren nicht zu entdecken und so lärmend es vorn bei den Händlern zuging, so still und einsam war es hier. Nur hinter dem Zaun standen, wie ich wohl mit Sicherheit annehmen konnte, Wachtposten, die mit geladenem Gewehr mich beobachteten.

Dergleichen trägt nicht gerade zur Annehmlichkeit eines Spazierganges bei, aber da die Leute schlecht

schiessen sollten, war die Sache vielleicht nicht allzu gefährlich. Das einzige lebende Wesen, welches ich zu sehen bekam, war eine Frau, die in einiger Entfernung vor mir herschritt; so oft ich aber versuchte, sie durch schnelleres Gehen einzuholen, um ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, beschleunigte auch sie ihre Gangart, sodass es unmöglich war, mich ihr zu nähern; laufen durfte ich nicht, da die Dame dann sicher geflohen wäre, was mir, trotz der harmlosesten Absichten, schlecht bekommen konnte.

Hinter einem grossen Thor, das auf ein leises Klopfen von zwei mit Flinten versehenen Leuten geöffnet wurde, verschwand das Weib, während ich an derselben Stelle vergebens um Einlass bat. Alle meine über die Pallisaden gerufenen Wünsche und Bitten, auch eine Berufung auf den Tuku-Nek, der, wie ich wusste, in Kota Radja beim Gouverneur weilte, blieben unbeantwortet und erfolglos; ich musste unverrichteter Sache wieder umkehren. Jedenfalls war ich um die Erfahrung reicher geworden, dass die Atjehleute europäischen Besuch nicht gerade mit offenen Armen empfangen und dass mir in diesem Lande alles verschlossen bleiben würde, was mir die Holländer nicht zeigen wollten oder konnten. So ging ich nach Olehleh zurück, um nicht den zweiten nach Kota Radja fahrenden Zug zu versäumen.

Die Fahrt dahin auf schmalspuriger Bahn dauert ungefähr zehn Minuten; der Weg führt durch Palmen-

wald und wildes Gestrüpp; dann und wann sieht man befestigte Kampongs, von Zeit zu Zeit erhält man auch einen Blick auf die Berge. Die Wagen sind, der Breite entsprechend, klein, aber bequem, haben vorn und hinten Eingänge und bestehen aus einer Abtheilung in der dritten, aus zweien in den beiden oberen Klassen.

Den Mittelpunkt von Kota Radja, *Kota*, Schloss oder Stadt, also »Stadt des Radja«, bildet der *Kraton*, Palast, die einstige Residenz des Sultans von Atjeh. Von dieser ist freilich nicht viel übrig geblieben; die jetzige Burg des Sultans liegt weit im Innern des Landes. Der alte Kraton wurde 1873 zum ersten Male von den Holländern erobert, wieder aufgegeben und 1874 von neuem erstürmt; seit 1882 ist an seiner Stelle eine Festung errichtet. Die alte Herrscherwohnung mit starkem Wall hat luftigen Baracken hinter hohen Mauern weichen müssen und statt des allmächtigen Sultans wohnt dort ein durchaus nicht allmächtiger holländischer Gouverneur. Die Gebäude im Kraton sind auf einer ungefähr 0,5 *m* hohen, von Mauern eingefassten Sandschicht aus Holz errichtet. Das grösste derselben ist das auf freiem Platz gelegene Wohnhaus des Gouverneurs mit einer grossen, nach allen Seiten offenen Halle, die für Empfänge und Festlichkeiten dient, ähnlich wie bei den Palästen der eingeborenen Fürsten auf Java. Nicht weit davon sind die Bureaus, Post-, Telegraphen- und Telephon-Aemter, an die sich die Offizierswohnungen, Kasernen und Magazine reihen, alles von einer starken Steinmauer umgeben.

Um diese innere Festung gruppiren sich fünf grosse, äussere Abtheilungen, die nur ein starkes Drahtgitter umschliesst. Die hübscheste ist Näsuh, das *Officiers-Kampement;* hier liegt eine Offizierswohnung neben der anderen, aber eine jede von der nächsten getrennt. Dicht dabei ist die Kavallerie untergebracht, allerdings noch in den alten, mangelhaften, seiner Zeit in 24 Stunden erbauten provisorischen Hütten, doch sollen auch diese nach und nach durch neue Baracken ersetzt werden.

Die Malayen bewohnen einen Kampong für sich allein, ebenso die Chinesen. dei denen es natürlich nicht an den unvermeidlichen Tempeln, Spielklubs und Theehäusern mit Damenbedienung fehlt. Der fünfte Stadttheil liegt jenseits des durch Kota Radja fliessenden Atjehflusses; richtiger heisst dieser Ort Panteh Perak, während nur die auf dem linken Ufer liegende Stadt den Namen Kota Radja mit Recht führt. Der Drahtzaun schliesst auch diesen Theil ein und hindert dadurch ein Eindringen auf dem Wasserweg. Noch vor kurzem, ehe er fertig gestellt war, hatten Atjehleute die recht schwachen Befestigungen in einer Nacht durchbrochen und in einem Kampong 17 Mann getötet.

An allen Thoren stehen starke Wachen, und die hohen Aussichtspunkte fehlen auch hier nicht; die Wachtposten auf denselben vertreiben sich die Langeweile durch Lesen und Rauchen, denn nur selten bekommen sie etwas Feindliches zu sehen; so leicht werden die Atjehleute wohl kaum einen Angriff auf die starke

Festung, die in ihrem Innern gegen acht Bataillone birgt, wagen. Dass die Feinde aber immer in der Nähe auf der Lauer liegen, erfahren oft die von hier aus weitergehenden Eisenbahnzüge.

Kota Radja ist von einem Kranz kleiner Bentings umgeben, die je eine Besatzung von 75 bis 150 Mann haben; sie sind ähnlich dem beschriebenen von Analabu. Zu ihnen führt eine Ringbahn, die wichtigsten sind ausserdem noch durch direkte Eisenbahnlinien mit der Hauptfestung verbunden; Telegraph und Telephon fehlt nirgends. Morgens und abends macht ein Zug die Runde und bringt den Forts Nahrung, Munition und wessen sie sonst bedürfen. Die Wagen auf dieser Bahn sind den eben beschriebenen ähnlich, nur statt der Fenster werden Stahlplatten vorgeschoben, die oben etwas Ventilation gestatten, aber das Durchschlagen der Kugeln verhindern. Die Atjehleute legen sich nämlich gern zwischen Kota Radja und den Bentings in Hinterhalt und beschiessen alles, was aus der Festung herauskommt. Natürlich darf Niemand ohne Erlaubnis dieselbe nach dieser Seite hin verlassen; ebenso kann Niemand ohne Pass herein und um in den Kraton zu gelangen, bedarf es ausserdem noch eines zweiten Erlaubnisscheins. Trotzdem kommt kein Atjehmann nach Kota Radja, der nicht um Einlass in den Kraton bäte und diesen auch erhielte, da der Platz die alten heiligen Sultansgräber in seinen Mauern birgt, das Ziel vieler hierher wallfahrenden Atjeher.

Vom Bahnhof begab ich mich in den Kraton, um mich dem Gouverneur vorzustellen. Da dieser gerade einige befreundete Radjas zu einer Berathung um sich versammelt hatte, konnte er mich nicht empfangen, stellte mir aber in zuvorkommendster Weise seinen Adjutanten zur Verfügung. Zuerst führte mich dieser zu den erwähnten Sultansgräbern, die jetzt in einem überdeckten und abgeschlossenen Raum vor der Unbill der Witterung und etwaigem Muthwillen betrunkener Soldaten geschützt sind. Es sind einfache mohammedanische Steingräber mit vielfachen Verzierungen und langen Inschriften; interessanter war ein anderes, abseits gelegenes Sultansgrab, das am Kopf- und Fussende mit bronzenen Säulen geschmückt war.

In kleinem *Dos-à-dos*, einem zweirädrigen Karren mit vier Sitzen, brachte mich mein Begleiter nach dem Kampong Näsuh, wo wir den Wagen verliessen, um den ausserhalb der Befestigungen gelegenen Stein von Petjut (Tafel X) aufzusuchen. Zwischen diesem und dem Kraton, jetzt auch ausserhalb der Befestigungen, befand sich noch ein aus Steinen erbauter Thorweg in der Art eines kleinen Triumphbogens. So lange der Sultan hier regiert hatte, ging er alljährlich einmal vom Kraton nach dem Stein, um mit seinen Unterthanen Abrechnung zu halten; auf dem Weg zwischen Thor und Stein lagen alle zum Tode Verurtheilten auf den Knien. Wer vom Kleid des Sultans berührt wurde, war frei und konnte von dannen gehen; die übrigen Missethäter

wurden vor dem Stein, auf dem der Sultan inzwischen Platz genommen hatte, geköpft.

Der sogenannte Stein von Petjut ist ein hoher Bau aus grossen behauenen Steinen, die sich in geschweiften Formen in drei Abstufungen erhöhen. Aus der Mitte ragt ein kleiner Thurm hervor, der Thronsitz des Sultans. Die Häuptlinge erhielten ihre Plätze auf dem Unterbau; zu diesem führte eine Treppe von aussen, zu dem Sitz des Sultans ein Weg im Innern, der jetzt verschüttet und nicht mehr aufzufinden ist. Rechts von dem Thron stand der Richtstein; er ist gross, hat eine Stufe, auf der die Verurtheilten knieten, und eine Aushöhlung, in die sie ihr Haupt legen mussten; mit gescharftem Bambus wurde das Urtheil vollstreckt.

In die Festung zurückgekehrt, besichtigten wir die seit kurzem erst vollendete Moschee, einen grossen schönen Steinbau, dessen Kuppeln weithin leuchten, die aber die Atjehleute nur ungern besuchen, weil sie von der jetzigen Regierung, also von Ungläubigen, errichtet wurde an Stelle der im 17. Jahrhundert vom Sultan Iskander Muda erbauten, die holländische Truppen 1874 zerstörten.

Daneben liegt der *Pasar*, auf dem täglich in den frühen Morgenstunden die nach der Stadt gebrachten Landesprodukte feil geboten werden, die einzige Gelegenheit, einige Atjehfrauen in angemessener Entfernung bewundern zu können; denn selbst hier, wo es ihren Vortheil gilt und wo sie für den Europäer Waren bringen, kommen sie nicht gern mit ihm in Berührung,

während die malayischen Diener zwanglos mit ihnen verkehren.

Eine gute Brücke führt über den Atjehfluss nach Panteh Perak, wo sich das Lazareth befindet. Da mich der Gouverneur hatte anmelden lassen, erwartete mich der Arzt vom Tagesdienst, um mir als Führer zu dienen. Es ist wohl das beste Hospital von Niederländisch-Indien; die Säle sind auf hohen Pfahlbauten errichtet, luftig und untereinander durch überdeckte Gänge verbunden, die bei Regenwetter den Rekonvalescenten als Spazierwege dienen. Die vorderen Säle waren den Fieberkranken eingeräumt oder für die nicht ansteckenden Krankheiten reservirt, die hinteren für Beri-Berikranke bestimmt; abseits lagen die Säle für Infektionskranke, augenblicklich von Cholerakranken eingenommen.

Die Beri-Berisäle interessirten mich am meisten, aber sie waren ziemlich leer, nicht etwa weil die Krankheit abgenommen, sondern weil gerade zwei Schiffe Kranke abgeholt hatten. Monatlich müssen 2—400 Beri-Berikranke von hier in ein anderes Klima transportirt werden! Ein Offizier erzählte mir, dass er nach zweijährigem Aufenthalt in Atjeh von seiner ursprünglichen Compagnie, die bei der Ankunft 420 Mann stark war, nur noch 28 Mann besessen habe, während alle anderen wegen Beri-Beri zurückkehren mussten oder dieser oder anderen Krankheiten erlegen waren. Der Kommandant eines im Hafen liegenden kleinen Kriegsschiffes, dessen

Besatzung aus 40 Mann bestand, hatte diese in einem Jahr viermal vollständig gewechselt. Die ungesundesten Monate sind August und September, in denen gewöhnlich auch noch starke Fieberepidemien auftreten, die der vom Lande wehende Wind erzeugt.

Nachdem die Kranken besichtigt, wurden mir auch die übrigen Einrichtungen gezeigt. Alles war in bestem Zustand. In der Küche musste ich das gerade fertiggestellte Essen kosten, das mir auch geschmeckt haben würde, wenn ich nicht seit 6 Uhr morgens gehungert hätte.

Vom Lazareth ging es zurück nach dem Kraton, wo die Kasernen und Magazine inspizirt wurden; eine Rundfahrt durch die verschiedenen, innerhalb des Drahtgitters gelegenen Kampongs beendete die Besichtigung von Kota Radja. Da die Sonne heiss herniederbrannte, that uns ein kühler Trunk in dem kleinen, anscheinend guten, von einem Holländer geleiteten Hotel de l'Europe äusserst wohl.

Damit endete mein Aufenthalt in Atjeh. Weiter ins Innere vorzudringen, wurde mir als gänzlich undenkbar geschildert und wäre mir nicht gestattet worden, selbst wenn ich das Wagnis hätte unternehmen wollen.

So musste ich, zwar nicht ohne Enttäuschung, immerhin aber zufrieden damit, wenigstens einen flüchtigen Blick auf diesen mit Recht so verrufenen Kriegsschauplatz geworfen zu haben, wo die blutigen Kämpfe zwischen West und Ost, zwischen Christenthum und

Islam voraussichtlich noch lange fortdauern werden, nach Olehleh zurückkehren, um mein noch an demselben Abend nach Singapore dampfendes Schiff zu erreichen.

Ein
Picknick mit Austral-Negern am Wallaga-See.

(NEU-SÜD-WALES.)

Der *Superintendent* der *Aborigines-Station* Wallaga-Lake pflegt den 9. November, den Geburtstag des Prince of Wales, dadurch festlich zu begehen, dass er seine ihm anvertrauten schwarzen Brüder zu einem *Picknick* an den hübschen Ufern des Sees einladet. Da ihm meine Ankunft von Seiten der Regierung von Neu-Süd-Wales angezeigt worden war, so hatte er die Liebenswürdigkeit, dieses Fest einige Tage zu verschieben, um mir Gelegenheit zu geben, demselben beizuwohnen.

Bekanntlich sind die Eingeborenen Australien's im Aussterben begriffen, wenn auch das Abschiessen derselben wie wilde Thiere jetzt verboten ist. In Neu-Süd-Wales und Victoria ist den wenigen noch vorhandenen Ueberresten der eingeborenen Rasse ein kleiner Theil des Landes, das ihnen die Weissen einst entrissen, zurückgegeben worden, d. h. für ihre unermesslich grossen Gebiete sind ihnen einige kleine Länderstriche angewiesen, die ihnen so lange gehören, bis der letzte Schwarze gestorben sein wird. Auf diesen, den *Reservations* der amerikanischen Indianer entsprechenden

Ländereien werden die *Natives* soweit unterstützt, dass sie nicht gerade Hungers sterben. Hiermit glauben die Eroberer ihrer Pflicht und ihrem Gewissen Genüge gethan zu haben. Den Distrikten steht meistens ein Regierungsbeamter vor, der sie patriarchalisch verwaltet, wobei ihm für andere Beschäftigungen noch Zeit genug übrig bleibt.

Eine solche Reservation bildet die Station Wallaga-Lake. Sie ist von Sydney aus nicht schwer zu erreichen. Ein Küstendampfer bringt den Reisenden bei gutem Wetter in zwanzig Stunden nach dem, im Süden von Neu-Süd-Wales gelegenen, kleinen Hafenort Birmagui, von wo aus er in mehrstündigem Ritt durch australisches Dickicht, — oder auf kürzerem Weg dem sandigen Strand entlang, wobei jedoch ein Theil des Sees schwimmend zu passiren ist, — den vom Meer nur durch grosse Sanddünen getrennten Wallaga-See erreichen kann.

Mir war eine so schnelle Reise nicht beschieden. Bei regnerisch stürmischem Wetter verliessen wir Sydney und kaum hatten wir Port Jackson hinter uns, als die hohen, über Deck zusammenschlagenden Wellen den kleinen Dampfer dermaassen hin und her warfen, dass weder an ein Vorwärts- noch Rückwärtsfahren gedacht werden konnte. Wir waren daher froh, als der Kapitän nach mehrstündiger Fahrt, während der wir stets gewärtig sein mussten, an die felsige Küste geschleudert zu werden, Botany-Bay als Nothhafen anlief, jenen historischen Platz, an dem Cook Australien zuerst

betreten hatte und wo die erste englische Sträflingskolonie, die später, als der bessere Hafen von Sydney erkannt worden war, dorthin übersiedelte, gegründet wurde. Ein kleines Fort schützt den Eingang zur landschaftlich nicht schönen Bucht, die man von Sydney aus mit der Pferdebahn in weniger denn einer Stunde erreichen kann. Zwei Denkmäler, zu beiden Seiten der Einfahrt, eins dem Andenken Cooks, das andere dem Franzosen La Perouse geweiht, erinnern an die beiden kühnen Seefahrer, deren Namen mit der Entdeckungsgeschichte der Südsee ewig verbunden bleiben werden.

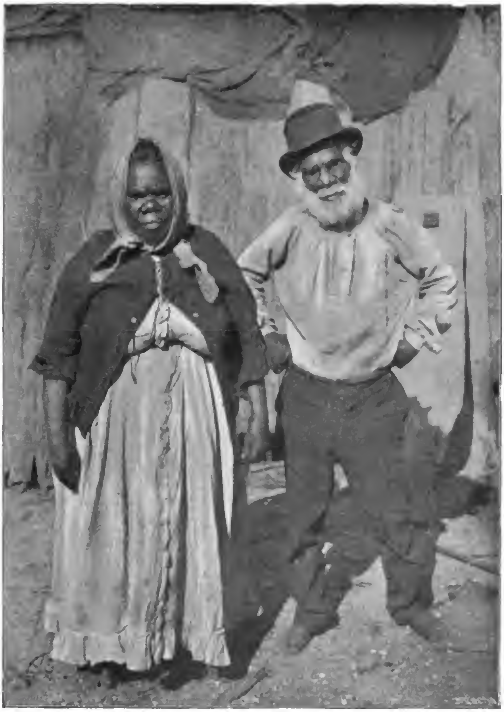
Zwei Tage mussten wir in Botany-Bay ausharren und erst am vierten gelangten wir glücklich nach Birmagui, wo ich nicht ohne Freude die schwankenden Bretter verliess. Die mir vom Superintendenten hierher gesandten Pferde hatten sich während des mehrtägigen Wartens genügend ausgeruht, sodass ich gleich nach Ankunft, obwohl der Nachmittag schon weit vorgeschritten war, mich zum sofortigen Aufbruch entschloss. Erst spät in der Nacht erreichte ich die Farm dieses Herrn, nachdem der lange Ritt durch den herrlichen Urwald die wenig angenehmen Erinnerungen der Seereise schnell verwischt hatte.

Der liebenswürdige Superintendent empfing mich mit der angenehmen Nachricht, dass er noch am Abend, als er die Ankunft des Dampfers erfahren, einen Boten zu den Schwarzen gesandt habe, um sie für den nächsten

Tag zum Picknick einzuladen. Wir hätten aber nicht nöthig zeitig aufzubrechen, da die Herren es liebten, lange in den Tag hinein zu schlafen.

So bestiegen wir denn am folgenden Morgen, nach kräftigender Ruhe auf einfachem, aber gutem Lager wieder die Pferde, um in einstündigem scharfen Ritt den verabredeten Ort zu erreichen. Es war ein auf einem kleinen Hügel hübsch am Ufer des Sees gelegener freier, von riesigen Urwaldbäumen eingeschlossener, und darum kühler Platz, von dem aus man fast den ganzen See überblicken konnte. Ein kleines hölzernes Haus war hier errichtet, die vom Superintendenten erbaute Schule, in welcher er die schwarzen und halbschwarzen Kinder unterrichtete; sonst war nichts zu sehen. Von den Schwarzen war noch keiner erschienen; wir machten uns daher auf den Weg, sie herbeizuholen.

Ihre Hütten lagen nur wenig abseits an den Ufern einer hübschen hügeligen Bucht, jede derselben möglichst weit von der anderen entfernt. Die Australneger sind ungemein misstrauisch und schliessen sich daher so viel wie möglich von einander ab. Die Wohnungen sahen nicht einladend aus, entsprachen aber ganz dem Zustand ihrer verlotterten Besitzer. Die meisten waren aus starken, rohen Pfosten und aus Baumrinde hergestellt, ganz so wie die Schwarzen es bei den im Busch lebenden Weissen gesehen hatten. Nur ein Raum ist in der kleinen Hütte, zur Seite eine kaminartig angebaute Feuerstelle, deren Schornstein den



EINGEBORENE VON NEU-SÜD-WALES.

Rauch aus dem Innern führt. Andere waren zeltartig aus Brettern oder auch nur aus dicker Baumrinde errichtet; die früher den Eingeborenen eigenthümlichen Lagerstätten, eine Art Windschirm, der durch dicke, nach der Wetterseite zu an einem Querbalken befestigte Baumrindenstücke, den dahinter Sitzenden Schutz vor Wind und Regen gewährte, fanden sich dagegen nicht mehr vor. Das Innere der Hütten war schmutzig, europäisches Gerümpel stand überall herum, Löcher in den Wänden und am Dach liessen Wind und Regen freien Zutritt.

Wer von den Bewohnern nicht mehr in Morpheus' Armen ruhte, lag vor der Hütte im Gras und liess sich von der Sonne bescheinen. An irgend welche Arbeit dachte Niemand und nach dem Picknickplatz zu kommen hatte sich noch kein Mensch entschliessen können. Zu jeder einzelnen Hütte mussten wir reiten, überall unsere Einladung vorbringen und die Leute höflichst ersuchen, zum Fest zu kommen, da wir uns erlaubt hätten, Fleisch, Mehl, Zucker, Thee, Rosinen, Tabak u. s. w. in grossen Mengen mitzubringen. Zwar sagten alle zu, aber mit sehr gleichgültigem Gesicht; nicht einer zeigte Freude oder gar dankbare Gefühle, nur eine alte, gelähmte, siebenzigjährige Frau, die Gattin des »Königs«, war anscheinend über die Güte des Superintendenten gerührt; als dieser bei der Aufzählung der Genüsse auch Tabak erwähnte, rief sie einmal über das andere: *God bless you, god bless you!* Da sie aber diese Worte

bei jeder Gelegenheit wiederholte, konnte man schliesslich nicht mehr unterscheiden, ob dies wirklich aus Dankbarkeit oder bloss aus Angewohnheit geschah. Vielleicht war auch damit der ganze englische Sprachschatz der Alten erschöpft. Manche der Schwarzen hielten sogar mit allerhöchst ihrem Unwillen nicht zurück, dass sie so kurzer Hand zu dem Picknick eingeladen würden, wobei sich allerdings herausstellte, dass der Bote, der am vergangenen Abend die Einladungen überbringen sollte, durchaus nicht bei allen seinen Brüdern gewesen war, sondern nur bei seinen intimeren Freunden, damit er mit diesen den Löwenantheil bekäme. Zur Rede gestellt, entschuldigte er sich durch allerhand Ausflüchte; uns blieb somit nichts übrig, als den Herren Eingeborenen unser lebhaftes Bedauern über unser Verstossen gegen australische Etikette auszusprechen und sie ergebenst zu bitten, uns dies Versehen nicht nachzutragen, sondern mitzukommen und es sich schmecken zu lassen. Halb versöhnt, halb mürrisch liessen sich schliesslich die meisten dazu bereit finden.

Wir waren schon längst wieder am Schulhause angelangt, als der erste Schwarze daselbst eintraf und Mittag war vorüber, bis sich die Familien daselbst versammelt hatten. Jede liess sich möglichst entfernt von den anderen nieder und wartete der Dinge, die da kommen sollten; an die Zubereitung des Essens oder an die geringste Hülfeleistung dabei dachte Niemand. Sie hatten erwartet alles gekocht und gebacken vor-

zufinden und waren durchaus nicht damit einverstanden, diese Arbeit selbst vornehmen zu sollen. Im vergangnen Jahr hatte der Superintendent das Picknick auf seiner Farm abgehalten und seine Frau hatte für die Schwazen das Mahl zugerichtet. Das hatte den Gästen gefallen. Da sie sich aber dafür desto unverschämter benahmen, so konnte an die Wiederholung eines solchen Festes nicht gedacht werden. Die Schwarzen hatten dies aber als selbstverständlich angenommen und waren daher empört über die Zumuthung, ein essbares Geschenk zu erhalten, das nicht schon soweit fertiggestellt war, um nur in den Mund gesteckt zu werden.

Von den 101 Männern, Frauen und Kindern, die im *Camp* wohnten, waren 14 Männer, 9 Frauen, 8 Mädchen und 7 Knaben hier versammelt und alle, die Kinder und eine gelähmte Frau ausgenommen, wären zu jeder Arbeit tauglich gewesen, aber auch nicht einer fand sich gutwillig bereit, ein Feuer anzumachen, nicht eine, ein Stück Fleisch zu kochen oder einen *Damper*, (flaches matzenartiges Brod), herzurichten. Ihr Leben fliesst dermaassen in Faulheit dahin, dass sie viel zu träge sind, diese einmal auch nur für eine Viertelstunde abzuschütteln. So machte denn die ganze Gesellschaft einen höchst unsympathischen Eindruck.

Unter den Männern befanden sich ganz hübsche kräftige Gestalten, aber obgleich sie in den besten Jahren standen, liess ihr schleichender Gang mit lässig gebücktem Körper auf Kraftlosigkeit schliessen, ob-

gleich sich später herausstellte, dass dies gar nicht der Fall war; sie waren einfach zu bequem, um sich gerade zu halten. Auf Schönheit konnten weder Frauen noch Männer Anspruch erheben (Tafel XI), doch gab es unter beiden Geschlechtern Leute, die durchaus nicht abstossend gewesen wären, hätten sie mehr Sorgfalt auf ihr Aeusseres verwendet. Die Hautfarbe der Vollblutaustralier war dunkelbraun, bei den mit weissem Blut Gemischten heller. Während meines Aufenthalts am Wallaga-See gelang es mir, im Ganzen 54 Leute zu messen: 23 Männer und Jünglinge im Alter von vielleicht 80 bis herab zu 18 Jahren, 10 Knaben unter 13 Jahren und 21 Frauen und Mädchen im Alter von 70 bis 16 Jahren. Von den Männern waren 13 Vollblutaustralier, 10 Mischblut; von den Knaben 2 Vollblut, 8 Mischblut; von den Frauen 5 Vollblut, 16 Mischblut. Der grösste Vollblutmann maass 177,8 *cm*, der kleinste 155 *cm*; das Durchschnittsmaass betrug 162,8 *cm*; die Mischblüter erreichten im Durchschnitt 168 *cm*, von den Frauen die ersteren 158,4 *cm*, die letzteren 157,5 *cm*. Volle Gestalten fand man, bis auf zwei Frauen (vergl. die eine auf Tafel XI), unter den Vollblütern nicht, sie waren durchgehends schmächtig, die Arme und Beine der älteren ungemein mager, während jüngere Männer mit gut entwickelter Muskulatur sich, bei etwas mehr Anstrengung, leicht zu kräftigen Gestalten hätten entwickeln können. Was sie trotz ihrem schlechten Ernährungszustand leisten konnten, sah ich später deutlich, wenn

es galt einem Vergnügen nachzugehen. Beim Klettern, Springen und Ballwerfen kannten sie keine Müdigkeit und kam die Zeit der Pferderennen, so konnten sie tagelang laufen, um einem solchen beizuwohnen. Während man sie sonst nicht bewegen konnte, für guten Lohn eine kleine Wegstrecke zurückzulegen, war ihnen dann keine Entfernung zu weit.

Auf dem Ritt von der Farm nach dem *Camp* waren wir mehrfach an gefällten, theilweise auch schon zersägten Bäumen vorbeigekommen. Das war die Arbeit der Schwarzen gewesen, die sich vom Superintendenten nach langen vergeblichen Mühen hatten bereden lassen, sich mit dem Holz, das in Hülle und Fülle überall herumstand, neue, regendichte Hütten zu bauen. In einer Anwandlung von Arbeitslust hatten sie die Bäume wirklich gefällt und Bretter daraus gemacht, dann aber war ihre Thatkraft zu Ende. Von dem Fällungsort mochten sie das Holz nicht bis an das Ufer des Sees karren, sie verlangten darum von ihrem weissen Bruder, dass er es ihnen dahin schaffe. Da dieser Besseres zu thun hatte, so verrotteten die Bretter im Urwald und die Hütten blieben in ihrem früheren trostlosen Zustand.

Die Gesichtszüge der Leute waren abstossender, als ihre Körperformen; nur von den jüngeren hätten vielleicht einige in ihrer früheren Urwaldkleidung einen leidlichen Eindruck hervorgebracht, in den europäischen Lumpen aber, die sie trugen, war dies nicht möglich; die älteren waren durchweg hässlich. Einen Kopf,

dessen Gesicht eine breite Nase mit tiefliegender Nasenwurzel, dicke Lippen, breite Backenknochen und eine sehr schräge Stirn aufweist, der von krausem, schwarzem Haar und einem starken, ebensolchen Bart, der theilweise auch das weibliche Geschlecht ziert, eingerahmt ist, kann man nicht schön nennen; ist der Träger desselben noch dazu ein kleiner schmächtiger Kerl mit langen Gliedmaassen, der, bekleidet mit einem alten, schäbigen, zerrissenen, schwarzen Anzug, auf dem Kopf einen Cylinderhut, in der Hand ein Spazierstöckchen, aber keine Strümpfe und Schuhe an den unteren Extremitäten trägt, so wird man unwillkürlich mehr an ein Affentheater erinnert, als einem für die menschliche Rasse lieb ist.

Die Familien am Wallaga-See führten kein schlechtes Leben. Die Gegend war schön, der See ziemlich gross; an drei Seiten umgaben diesen hügelige Ufer, die vierte bildete eine Düne, die ihn vom Meer schied. Die Wellen desselben schlugen manchmal darüber, weshalb auch das Seewasser nicht ganz salzfrei war; dann und wann mussten die sich immer wieder frisch bildenden Sandstrecken durchstochen werden, um dem See, der, zumal an Regentagen, von vielen Bächen starken Zufluss erhielt, einen Abfluss zu ermöglichen. An einer nach dem See zu sanft abfallenden, reizenden Bucht lagen die Hütten der Schwarzen, gleich dahinter begann der Urwald mit prächtigen Bäumen von ungeheurer Grösse. Wer nicht ganz unempfänglich gegen Naturschönheiten war, musste sich hier wohl fühlen und gerade damals

blühten unzählige Rosen, mehrere Akazienarten sowie andere Bäume, die ein prächtiges, duftiges und duftendes Bild gewährten. Eine bunt gefiederte Vogelwelt entzückte Auge und Ohr; der *Bellbird* schien einen durch seine, wie Glockengeläut klingende, Laute zur nahen Kirche zu rufen, der *Coachbird* dagegen gab Töne von sich, als ob ein Postillon durch lustiges Peitschenknallen seine Ankunft anzeigen wollte. Kleine, höchst possirliche Bären sassen auf den Bäumen; Känguruhs und Wallabies gab es in der nächsten Umgebung so viele, dass ein Jagdliebhaber weidbares Wild genug fand. Wilde, sehr gut schmeckende Tauben waren in Menge vorhanden und auf dem See harrten Schwäne und Enten des Jägers. Der See barg ausserdem sehr gute Fische; die Regierung hatte darum den Schwarzen Angeln, Netze und Kähne geschenkt, die aber wenig benutzt wurden.

An jedem Freitag erhielten alle Frauen und Kinder, ebenso die alten, zum Arbeiten zu schwachen Männer und alle Kranken, Rationen, bestehend aus Mehl, Zucker und Thee, genug für die nächste Woche. Die arbeitsfähigen Männer sollten sich durch eigene Thätigkeit ihren Unterhalt verdienen; da sie aber das Faullenzen vorzogen, so waren Krankmeldungen an der Tagesordnung; wer trotzdem nichts bekam, theilte sich mit Frau und Kindern in das vom Superintendenten Erhaltene und kam damit aus, auch wenn er nicht noch etwas dazu stehlen oder erbetteln konnte. An Jagen oder Fischen dachte Niemand. An Festtagen erhielt die ganze

Gesellschaft Fleisch-Rationen von der Regierung, ausserdem kamen öfters Geschenke von mildthätigen Menschen oder Vereinen zur Vertheilung, kurz, die Leute hatten für gar nichts zu sorgen. Kleidungsstücke, allerdings meist alte, oft sehr alte, waren stets so reichhaltig vorhanden, dass Jeder Sonntags seine gewöhnlichen Lumpen mit etwas besseren vertauschen konnte. Wurde einer wirklich krank, so erhielt er Arznei und gute Verpflegung, ebenso wollene Decken, die er später regelmässig zurückzugeben vergass. Auch an Arbeitsmaterial gab ihnen die Regierung alles Nöthige; als sie sich neue Hütten bauen wollten, erhielten sie Aexte, Waldmesser, überhaupt, was sie zur Arbeit brauchten; als sie durch Unachtsamkeit ihr Boot mit allen Fischgeräthen zu Grunde gerichtet hatten, bekamen sie ein neues; wo ihnen geholfen werden konnte, geschah es.

Der Superintendent hatte ein Schulhaus erbauen lassen, worin er die Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen unterrichtete; jede Arbeit, welche die Leute leisteten, wurde besonders bezahlt; Tabak bekamen sie meist vom Superintendenten geschenkt, nur eins erhielten sie nicht, wonach ihr Herz sich sehnte: Spirituosen. Es ist in Australien streng verboten den Schwarzen Whisky oder dergleichen zu verabreichen, da sie sich aber doch hie und da welchen zu verschaffen wissen, so sollte man meinen, dass es kein zufriedeneres Volk als sie geben könne. Gerade das Gegentheil ist aber der Fall: man kann kaum Menschen finden, die mit ihrem Schicksal

so unzufrieden sind, wie die Australier. Je mehr sie bekommen, desto mehr klagen sie; je besser sie behandelt werden, desto unverschämter treten sie auf. Der Superintendent war ein herzensguter Mensch und that, was in seinen Kräften stand, um ihnen das Leben angenehm zu machen: statt ihm dafür dankbar zu sein, verlangten sie so viel von ihm, dass er ihr Sklave geworden wäre, hätte nicht seine ebenso liebenswürdige wie energische Frau den Uebergriffen der Untergebenen dann und wann einen Hebel vorgesetzt. Bekam einer von ihnen nachts Leibweh, weil er sich tags zuvor überfressen hatte, so schickte er nach der Farm, um den Superintendenten als Arzt zu requiriren. Sandte dieser dann eine Arznei durch den Boten statt sie selbst zu überbringen, was für den Herrn, den das Reiten sehr anstrengte, in der Nacht keine Kleinigkeit war, so nahm man ihm das sehr übel. Sah eine Frau einem freudigen Ereignis entgegen, so erwartete sie, dass er bei Tage und bei Nacht zu ihrer Verfügung stehe. Einmal schickte ein Mädchen, das mit einem weissen Holzfäller davon gelaufen war, vierzehn Meilen weit nach ihm, um ihr in ihren, nicht einmal vorhandenen, Nöthen beizustehen.

Der Superintendent war von der Regierung als Vorsteher der Reservation eingesetzt und bezog dafür ein bestimmtes Gehalt. Da dies nur gering war, so hatte er sich selbst Grund und Boden erworben, besass eine kleine Farm mit einem hölzernen Haus und nannte

3 Pferde und 25 Kühe sein eigen. Für australische Verhältnisse will dies nicht viel sagen, denn Pferde sind dort, wegen der grossen Entfernungen, nothwendiger als bei uns und 25 Kühe bilden auch noch keinen Reichthum, aber in jenen Gegenden kann man auch mit einem solch bescheidenen Anfang schnell vorwärts kommen. Hatte doch ein bis vor kurzem in nächster Nähe wohnender Weisser, der vor 30 Jahren als armer Mann nach Australien gekommen war, bei seinem Tode seinen Erben 22000 Acker Land und 1100 Kühe hinterlassen, abgesehen von vielen Schaf- und Schweineheerden, Brutanstalten und grossen Stationen, in denen Schaffleisch gefroren, Schweinefleisch eingesalzen wurde, um ganze Schiffsladungen davon nach Europa zu senden, während alle Milch der täglich zweimal mit Maschinen gemolkenen Kühe zu Käse verarbeitet wurde, der in Australien reissenden Absatz fand.

Wie jede Farm in Neu-Süd-Wales war auch die des Superintendenten eingezäunt. Wünscht man sich als Farmer niederzulassen, so hat man eine gewisse Anzahlung an die Regierung zu leisten und muss das übernommene Land in einer bestimmten Zeit einhegen, sonst geht man seines Besitzrechts verlustig. Stösst das Gut irgendwo an eine andere Niederlassung, so braucht man auf dieser Seite nur die Hälfte des Zauns zu errichten, den anderen Theil hat der Nachbar herzustellen. Man muss auf der Farm leben und jährliche Abzahlungen leisten. Erst wenn der Kaufpreis

vollständig gezahlt ist, wird man wirklicher Besitzer der Farm und kann mit ihr thun, was man will, sie im Ganzen oder theilweise verpachten, verkaufen oder verschenken. Als Abgabe zahlt man dann nur noch 1 Shilling per Acker pro Jahr. Hat Jemand den Kaufpreis am ersten Tag gezahlt, so verliert er dennoch das Anrecht auf seinen Besitz, wenn dieser nicht zur festgesetzten Zeit eingezäunt ist. Ebenso kann dem Käufer die Farm sofort wieder genommen werden, wenn er es unterlässt, jährlich eine bestimmte Anzahl Aecker urbar zu machen oder wenn er sich von seinem Gelände entfernt. Diese Einrichtungen haben das Gute, dass das erworbene Land auch wirklich bebaut wird, wodurch der Spekulation in Grund und Boden Schranken gesetzt sind. Die einzige Erholungszeit für die Besitzer sind drei Wochen Ferien zu Weihnachten, während deren sie weder zu arbeiten, noch auf dem Grund zu wohnen brauchen, ohne dadurch ihre Rechte zu verlieren. Die Ferien sind gesetzlich und gewöhnlich zieht dann alles nach der nächsten Stadt, die schnell überfüllt ist, wo ein Vergnügen das andere jagt und wo oft das ganze, während des Jahres sauer verdiente, Geld wieder ausgegeben wird.

Die Schwarzen brauchten ihre Reservations nicht einzuzäunen, das liess die Regierung für sie thun und arbeiteten sie dabei mit, so wurden sie dafür bezahlt. Aber sie arbeiteten eben sehr ungern, obgleich sie sich nach nichts mehr sehnten als nach Geld, um sich Ge-

nüsse gönnen zu können, die nicht zu den Liebesgaben der Regierung zählten, wie Tabak und heimlich auch Whisky, wie Sardinen in Oel, die sie leidenschaftlich gern essen, oder ein Spiel Karten, denn sie sind wüthende Spieler. War einer krank und schenkte man ihm einen Shilling, damit er sich Arznei hole, so konnte man sicher sein, dass er für diese nur einen Penny ausgab, den Rest aber in Tabak und Leckereien umsetzte. Um Geld zu erwerben, war ihnen alles recht, nur nicht irgend welche Arbeit; übernahm einer einen Botengang, so nahm er zwar das Botengeld, führte aber den erhaltenen Auftrag nicht aus. Der Superintendent bezog einen grossen Theil seiner Waren von einem Kaufmann in der nächsten, ungefähr 3 Meilen von der Farm entlegenen, aus zwei Häusern mit Läden, einem Hotel, einer Schmiede, einer Kirche und zwei oder drei Hütten bestehenden Stadt; waren seine Vorräthe ausgegangen und bedurfte ein Schwarzer irgend etwas, so schickte er diesen mit einem Zettel zum Kaufmann, um ihm das Nöthige gleich dort verabreichen zu lassen. Dies hatten die Herren schon benutzt, um von ihren Kindern, die inzwischen, dank dem Unterricht des Superintendenten, schreiben gelernt hatten, dessen Schrift nachahmen und falsche Bestellzettel anfertigen zu lassen. Trauen durfte man keinem von der ganzen Bande und so misstrauisch sie gegen alle Menschen waren, ebenso misstrauisch musste man gegen sie sein, wollte man nicht zu Schaden kommen. Sie sollen zwar sehr gut-

müthig sein, aber so weit ging ihre Gutmüthigkeit nicht, dass sie fremdes Eigenthum respektirten, wenn der Besitz desselben ihnen angenehm war. Trägheit ist ihr Hauptelement, während ich die Dummheit, die oft an ihnen gerühmt wird, nicht habe finden können. Im Gegentheil muss ich sagen, dass sie alles das, was sie thun wollten, für ihre Verhältnisse sehr gut ausgeführt haben, nur waren sie sehr schwer zu bewegen, überhaupt etwas zu thun. Von den 101 Leuten besass nur ein Mann ein geringes Eigenthum; wie er dazu gekommen war, ist mir nie ganz klar geworden, auch habe ich ihn nie arbeiten sehen; dennoch wurde mir versichert, dass er zwei Pferde sein eigen nenne, mit denen er Geld verdiene. Dem Herrn selbst merkte man seinen Besitz nicht an; der Reichthum hatte weder seinen äusseren noch inneren Menschen geändert: er sah gerade so armselig und schäbig aus wie seine Brüder und bettelte ebenso wie diese.

Gefiel es einem Schwarzen auf einer Station nicht, so konnte er nach einer anderen auswandern. brauchte aber nicht dort zu bleiben, sondern konnte wiederum weiter ziehen oder auch später nach der ersten zurückkehren: auf jeder Reservation musste er aufgenommen werden. Am Wallaga-See blieben die Kerle gern wegen der Güte des Vorgesetzten, dem es stets leid that, wenn Jemand wegziehen wollte.

Die ganze Einrichtung ist nicht darnach angethan, die Rasse zu einem lebensfähigen Volke zu erziehen.

Das bezwecken die Eroberer aber auch gar nicht; sie gönnen den Leuten noch ein angenehmes Dasein, aber sie werden keine Thränen vergiessen, wenn diese ausgestorben sind und das Land an sie zurückfällt. Allzu lange wird dies nicht mehr dauern. Vollblutaustralier giebt es nur noch wenige und werden deren immer weniger geboren, weil Heirathen unter ihnen selten noch vorkommen. Den jungen Mädchen passt das Leben im Busch nicht mehr, sie suchen die Städte auf, wo sie von Vergnügen zu Vergnügen jagen, vielfach ein lüderliches Leben führen und rasch zu Grunde gehen. Die Mischlinge werden sich aber eines Tages der Nothwendigkeit gegenüber sehen, arbeiten zu müssen, wenn sie nicht verhungern wollen. Auch sie wird der Weisse schnell verdrängen.

Irgend welchen moralischen Halt besassen die Schwarzen, die ich kennen gelernt habe, nicht. Die von der Wallaga-Station nannten sich allerdings Christen, doch wussten viele nicht, ob sie getauft waren, behaupteten aber christlich getraut zu sein; in Wirklichkeit waren sie Heiden in des Wortes vollster Bedeutung.

Die Trauungsceremonie hatte einen eigenthümlichen Grund. Seitdem der Superintendent die Station verwaltete, hatten die Schwarzen friedlich neben einander und auch Mann und Frau mit einander gelebt, so lange sie Gefallen an einander fanden. Trat eine Abkühlung in ihren Gefühlen ein, so setzte der Gatte die Gattin einfach vor die Thür und nahm sich eine andere Lebensgefährtin, wäh-

rend das Weib ebenfalls nach einem anderen Mann suchte, oder aber die Frau entfernte sich mit einem Liebhaber und überliess ihrem Herrn die Mühe sich nach einer besseren Hälfte umzusehen. Diese idyllischen Zustände dauerten so lange, bis in die nächste Stadt ein junger Geistlicher einzog, der ob des gottlosen Lebens der Schwarzen ausser sich gerieth. Da der Superintendent aber erklärte, sich in solche interne Angelegenheiten seiner Schutzbefohlenen nicht mischen zu wollen, versuchte der Herr sein Glück auf eigene Hand, ohne bei den Schwarzen viel Gegenliebe zu finden. Das änderte sich indessen schnell, als der Geistliche seinen goldnen Trauring vorzeigte und erklärte, Jeder, der sich trauen liesse, würde einen solchen erhalten. Sofort waren 27 Paare bereit, die heilige Handlung über sich ergehen zu lassen, obgleich sie gar nichts davon verstanden und der Geistliche es auch nicht der Mühe werth hielt, sie darüber aufzuklären. Zu seinem grossen Bedauern musste er freilich seine Absicht, sie in einer Kirche zu trauen, aufgeben, da die Leute zu faul waren, in die Stadt zu kommen; er gab sie darum eines Tages mit einer kurzen Ansprache im Wald zusammen, hatte aber dafür wenigstens die Genugthuung, sein grosses Werk am nächsten Sonntag von der Kanzel verkünden und jedenfalls auch ausführlich darüber an seine Oberen und an die Missionen *at home* berichten zu können. Leider hatte der Herr in seinem Eifer bei der Trauung die Ringe vergessen und da die Schwarzen noch heutigen

Tages darauf warten, so schimpfen sie über den meineidigen Priester, wollen von christlicher Religion nichts mehr wissen und tauschen ihre angetrauten Weiber ruhig ebenso aus, wie früher die aus Liebe genommenen. In England wird aber wohl schon manches Dankgebet dafür zum Himmel gestiegen sein, dass Gott seinem Diener die Kraft gegeben, so viele Heiden zur wahren Religion zu bekehren.

Als die Schwarzen sich am Rendezvousort niedergelassen hatten, boten sie, wie schon erwähnt, ein äusserst merkwürdiges Bild. Mit Kindern waren im Ganzen nur 38 Personen anwesend und doch war der grosse Platz für diese fast zu klein; jede Familie sass für sich in irgend einer Ecke und wartete ab, was da kommen würde. Jeder Neuankommende wurde, nachdem ihm die Vorräthe gezeigt, höflichst gebeten, bei der Zubereitung des Essens mitzuhelfen; die Folge war, dass er schleunigst den entferntesten Winkel aufsuchte und darüber murrte, dass er arbeiten solle, anstatt Essen zu erhalten. Endlich gelang es dem Superintendenten, dessen Söhne einstweilen mit einem widerwillig helfenden schwarzen Jüngling Holz herbeigeschafft hatten, einen der älteren Leute zu bewegen, das Fleisch zu kochen, während er *Mrs. Walker*, eine der beiden dicken Weiber, überredete, einen *Damper* zu backen, worauf sie sich, als wir Weissen mithalfen, sogar dazu verstand, aus Mehl, Zucker, Rosinen u. s. w. auch noch eine klossartige Mehlspeise zu kochen. Ausser diesen zwei Menschen

half Niemand, die jungen Mädchen, die recht gut hier ohne viele Mühe ihre Kochkunst hätten zeigen können, hatten sich zusammen gesetzt, schwatzten, lachten und warteten, bis sie bedient würden. Damit sie wenigstens etwas zu thun hätten, nahm sie der Superintendent mit den Kindern zum Schulhaus, wo sie mir ihre Hefte zeigen, lesen, schreiben, rechnen und singen mussten. Letzteres ging am besten, aber auch mit den übrigen Leistungen konnte man zufrieden sein.

Das Fleisch wurde in grossen, vom Superintendenten mitgebrachten Blechgefässen ohne Salz gekocht; bei der Zubereitung des Brodteigs gebrauchte Mrs. Walker bereits englisches *Baking Powder.* Das Brod wurde in heisser Asche gebacken; feine, weisse Asche diente als Unterlage und zum Zudecken des Teigs, jedes grössere Theilchen oder Kohlenstückchen wurde vorher sorgsam entfernt. Knusprig gebackene Stücke des *Dampers* schmeckten leidlich gut, die anderen ziemlich fade. Die Mehlspeise zeichnete sich durch grossen Reichthum an Rosinen aus, für welche die Schwarzen, wie für alle Süssigkeiten, eine ganz besondere Vorliebe hegen. Als Getränk zum Diner wurde Thee gereicht, der gern getrunken wird, zumal wenn man jede Tasse durch ein paar Hände voll Zucker versüssen kann.

Als das Mahl bereitet war, wurden die Gäste höflichst ersucht, zuzulangen. Träge kam von jeder Familie ein Mitglied herbei, liess sich sein Theil in ein

mitgebrachtes Gefäss füllen und ohne zu danken oder auch nur ein freundliches Gesicht zu machen, ging es wieder auf seinen Platz zurück, um mit den Seinen das Erhaltene mit den Fingern in den Mund zu stopfen und gierig zu verschlingen. Essen ist die grösste Leidenschaft der Natives; sie hören nur auf, wenn sie mit dem besten Willen nicht im stande sind, mehr zu vertilgen, aber auch dann noch ungern und nur, falls sie das Uebrigbleibende mitnehmen können; im anderen Fall ist ihnen selbst der vollste Magen kein Hindernis, noch einige Portionen hineinzupfropfen. Ich hatte daher erwartet, dass ein heisser Kampf um die Reste des Mahles entbrennen würde, sah mich aber vollständig enttäuscht: Niemand rührte sich vom Fleck. Unsere Aufforderung, sich noch mehr Essen zu holen, blieb unbeachtet; wir mussten schliesslich mit dem grossen Kochtopf herumgehen und die Speisen vorlegen. Bei diesen Leuten wurde die so oft gerühmte Gefrässigkeit der Australneger noch von ihrer Faulheit übertroffen!

Nachdem man die Magen gehörig gefüllt hatte, ging der Superintendent daran, Spiele zu veranstalten. Zuerst warfen die Männer mit dem *Bumerang*, den die Schwarzen heute nur noch als Spielzeug benutzen, während er früher auch im Kampf und auf der Jagd verwandt wurde. Auf zweierlei Weise unterhalten sie sich jetzt noch mit diesem: mit dem stark gekrümmten werfen sie so, dass er nach hohem Flug an dieselbe Stelle zurückkommt, von wo er geworfen wurde, wobei

er selbstverständlich nirgends anstossen darf; den weniger krummen schleudern sie derart, dass er zuerst den Boden berührt und dann ziemlich weit in gerader Richtung von dannen fliegt. Wer am weitesten wirft, ist Sieger. Hierauf kam Klettern, Springen und Laufen an die Reihe; in allen diesen Künsten zeigten die Leute sich als Meister. Beim Klettern hieben sie entweder mit der Axt Kerben in den Stamm, die sie dann als Stütze für die Füsse benutzten, oder sie banden sich ein, um den Baum geschlungenes, kurzes Seil zwischen die Füsse, nahmen ein ebensolches in die Hände und mit affenartiger Geschwindigkeit war die höchste Spitze erstiegen. Die anderen Spiele hatten sie den Weissen abgesehen: Ballwerfen, Cricket, Football und dergleichen, aber auch hierbei hätten sie es mit jedem ihrer Lehrer aufnehmen können. Niemals habe ich wieder einen Ball so schön werfen sehen; senkrecht empor flog dieser bis fast über die Spitzen der höchsten Bäume. Pferderennen und Cricket sind neben Kartenspiel die Lieblingsunterhaltungen der Schwarzen, aber auch mit jedem anderen Spiel vermögen sie die Zeit tage-, wochen-, monate-, ja ihr ganzes Leben lang hinzubringen.

Als die jungen Leute ihre Künste vorgeführt, gaben die alten einige Gesänge und Tänze zum besten, die jedoch wenig ansprechend waren und von der Jugend nur mit mitleidigem Lächeln aufgenommen wurden.

Die interessantesten Leute unter den Gästen waren drei alte Männer: »König« Meriman, der einstmalige

Häuptling, jetzt ungefähr 70 Jahr alt und zwei seiner Freunde, die nur um weniges jünger sein mochten. Sie waren die einzigen, die von früheren Zeiten noch zu erzählen wussten, doch war es schwer etwas aus ihnen herauszulocken; besonders über ihre einstmalige Religion wollten sie nicht sprechen, da dies sofortigen Tod nach sich zöge. Erst viel später, als sie Zutrauen zu mir gefasst hatten, weihten sie mich unter dem Versprechen, nichts zu verrathen, in einzelne alte Mysterien ein. Aber auch hierbei war europäisch-christlicher Einfluss nicht zu verkennen; fand ich hie und da etwas Ursprüngliches und frug, den Faden verfolgend, weiter und weiter, so dauerte es gewöhnlich nicht lange, bis die Antwort lautete: »Das hat mein Vater, oder der und der, noch gewusst, aber ich weiss es nicht mehr«. Sie schienen in ihrer Jugend nicht in die höchsten Grade ihres Kultus eingeweiht gewesen zu sein oder von dem, was sie gewusst, schon viel wieder vergessen zu haben. Manchmal mochten sie aber auch aus Furcht vor den Geistern nicht mit der Sprache herausrücken, denn von diesen glaubten sie, dass sie eine ausserordentliche Gewalt über sie besässen und sie, wo sie auch seien, mit dem Tode strafen könnten. Auch ihre Medizinmänner fürchteten sie sehr und schrieben ihnen allerlei übernatürliche Kräfte zu, hatten sie doch des öfteren von ihnen Dinge ausführen sehen, die sie sich nicht zu erklären vermochten. Es waren Taschenspielerkunststücke, deren Kenntnis nicht nur in Australien manchem einen unbegrenzten Einfluss auf seine

Mitmenschen verschafft haben, die aber auf dieses naive Volk natürlich noch mehr, als auf gebildete Menschen wirkten.

Wie naiv sie dachten, zeigt, um von vielen Beispielen eins zu erwähnen, der Brauch des *Moriwangewan*. Im Alter von ungefähr zwölf Jahren mussten die Jünglinge, bevor sie in den Kreis der Männer aufgenommen wurden, gewisse Ceremonien, *Bunan*, bei anderen Stämmen *Burba* oder *Boro* genannt, durchmachen, wobei ihnen der rechte Vorderzahn ausgeschlagen wurde. Zum ersten Mal bekamen sie dabei ihren Gott Taramolun zu sehen, den einzigen Sohn seiner Mutter Allarpal, der hierzu eigens aus Laub und Erde in Menschengestalt liegend im Walde hergestellt wurde, um später wieder zerstört zu werden. Zum ersten Mal hörten sie von ihren Göttern sprechen und sahen die Zauberkünste der Medizinmänner. Bei Todesstrafe war es verboten, von allem dem, was im geheimnisvollen Dunkel des Waldes unter Ausschluss aller nicht direkt Betheiligten verhandelt wurde, auch nur das Geringste zu verrathen. That es einer, so musste er sterben. Da er dann aber gewöhnlich nicht bei seinem Stamm verblieb, sondern schleunige Flucht vorzog, so musste nunmehr das *Moriwangewan*, ein hölzerner, vorn hakenförmig gebogener Stock, seine Kräfte zeigen. In die Biegung wurde ein bestimmtes Gift gelegt und damit nach der Richtung gedeutet, welche der Betreffende eingeschlagen haben sollte: Das Gift hatte die Macht,

den Entflohenen zurückzubringen — kam er aber nicht, so tötete es ihn da, wo er auch immer sich befand.

König Meriman sprach drei australische Sprachen; er war als Junge bei einem befreundeten Stamm erzogen worden und hatte dann noch bei einem zweiten gelebt, ehe er zu dem seinigen zurückgekehrt war. So hatte er sich diese Kenntnisse angeeignet. Nur einige wenige ältere Leute ausser ihm kannten noch die Sprache ihres Stammes, die jüngeren verständigten sich unter einander in verdorbenem Englisch.

Als der Nachmittag sich zu Ende neigte, war es sehr belustigend zu sehen, wie von den Schwarzen einer nach dem andern den Superintendenten bei Seite nahm, ihm anvertraute, dass er ihm etwas höchst Wichtiges mitzutheilen hätte und ihn um eine Unterredung im Schulhause bat. Dorthin hatten wir nämlich den übrig gebliebenen Rest unserer Vorräthe gebracht, die für eine dreimal so grosse Gesellschaft reichlich bemessen gewesen waren. Im Schulhause nahm die vertrauliche Besprechung sofort den Charakter einer Bettelei an, indem Jeder so viel wie möglich von den Sachen zu erlangen versuchte, dabei die trostlose Lage seiner Familie schilderte und von seinen Brüdern möglichst schlecht sprach. Der Superintendent, der dies vorausgesehen, gab Jedem einen Theil. Wer etwas empfangen, brach dann sofort mit Kind und Kegel, ohne Dank, Sang und Klang auf.

Als die Sonne sich dem Untergange näherte, waren wir nur noch allein auf dem Platz, halfen den Söhnen

die Kochgeschirre und was wir sonst mitgebracht hatten, aufladen, um sie nach der Farm zu fahren, fingen unsere Pferde ein und ritten nach Haus.

Ich hatte beabsichtigt, am nächsten Tag wieder nach dem *Camp* zurückzukehren, aber der Superintendent rieth mir davon ab, weil ich Niemand zum Messen und Photographiren bereit finden würde. Einen Tag, meinte er, müsse ich ihnen zum Ausschlafen gönnen; da sie sich so mit Essen angestrengt, hätten sie wohl vierundzwanzig Stunden zum Ausruhen nöthig.

Wir ritten deshalb nach einer in der Nähe gelegenen Goldmine, in welcher drei Mann bei harter Arbeit und schlechtem Leben gerade soviel erübrigten, um sich während der Weihnachtsferien ein paar frohe Tage zu gönnen. Als wir spät am Abend zurückkamen, wartete ein Schwarzer auf uns, um den Superintendenten zu einigen Kranken nach dem *Camp* zu holen. Der todmüde Herr wäre auch wirklich noch hingeritten, hätte ich ihm nicht ins Handwerk gepfuscht. Wohl wissend, dass die Schwarzen heute die Geschenke von gestern vertilgt hatten, mischte ich Rhizinusöl mit einem Rest *Worcestershiresauce* und gab den Trank dem Boten mit der Weisung, ihn löffelweise zu vertheilen. Die Arznei fand so ungetheilten Beifall, dass die Kranken die Flasche leerten und sich am nächsten Morgen wieder vollkommen wohl befanden.

Ich blieb noch einige Zeit am Wallaga-See, kann aber nicht sagen, dass der unvortheilhafte Eindruck,

den die Schwarzen hier am ersten Tag auf mich gemacht hatten, sich irgendwie gemildert hätte. Am letzten Tag meiner Anwesenheit liess sich einer der Leute gegen hohe Belohnung bereit finden mich über den See zu rudern, da ich diesmal den Wasserweg nach dem Hafenort einschlagen wollte. Das war die einzige Arbeit, die ich einen Schwarzen habe verrichten sehen. Ich kann mein Urtheil über sie kurz dahin zusammenfassen: sie waren abstossend hässlich und die verlottertste und faulste Bande, die mir auf allen meinen Reisen begegnet ist.

Beim König William Barak in Coranderrk.

(Victoria.)

Verlässt man **Melbourne** mit der Bahn nach Osten zu, so erreicht man nach mehrstündiger Fahrt das am Fuss von Bergen reizend gelegene, kleine Städtchen **Healesville**, von wo aus die Poststrasse weiter in ein Gebirge führt, das in seinen wasserreichen Schluchten die üppigste Farnvegetation mit uralten, riesigen Farnbäumen zeigt, wie man sie schöner kaum auf **Java** findet. Biegt man vor der ersten Steigung von dieser Strasse nach Süden ab, so gelangt man bald in das von der Regierung von **Victoria** für die Schwarzen reservirte Gebiet, in dessen Mitte die Station **Coranderrk** liegt. Sie untersteht einem Missionar und ist, da sie von Melbourne aus leicht besucht werden kann, aufs beste hergerichtet, damit reisende Engländer sich persönlich davon überzeugen können, wie aufopfernd für die *Natives* gesorgt wird.

Für mich hatte die Station ein anderes Interesse; einer ihrer Bewohner zog mich hin: **William Barak**, der einzige noch lebende Schwarze, der die Gegend, wo heute Melbourne steht, schon kannte, als sie von

Urwald noch dicht bewachsen war, als noch keine Weissen jenes Land betreten hatten, der Letzte vom Yarra-Stamm, der die Gründung der Hauptstadt von Victoria im Jahre 1837 mit erlebt hat.

Während die Schwarzen in Neu-Süd-Wales sich ihre Hütten selbst bauen müssen, erhalten die in Victoria vollständig eingerichtete Häuser. In Coranderrk waren deren 17 und zwar 3 aus Stein, die übrigen aus Holz erbaut. Ausserdem befanden sich auf der Station noch ein sehr schönes einstöckiges Haus für den Missionar mit Garten, Tennis- und anderen Spielplätzen; eine etwas mangelhafte Kirche, (ein einfacher Saal, der in früheren Zeiten als Unterkunft für die Mädchen gedient hatte, während die Knaben noch im Freien wohnten und nur zum Essen zur Station kamen); eine Wohnung für den Lehrer und ein grosser Schuppen, der bei der Hopfenernte gebraucht wurde. Die Häuser hatten vorn eine kleine Veranda, im Innern ein Wohn-, ein Schlafzimmer und eine Kochstelle, doch liebten es die Eingeborenen auch jetzt noch, nach früherer Gewohnheit im Freien zu kochen. Das Haus von *King* Barak hatte ausserdem an der Rückseite einen kleinen Anbau mit grossem Kamin. Es lag auf der blossen Erde in einem kleinen, abgeschlossenen Garten. Als ich den Besitzer zum ersten Mal besuchte, rauchte er auf der Veranda ein Pfeifchen, während ihm seine Frau im Hof einen kleinen Bären am Spiess briet. Ein roher Tisch und Stuhl standen auf dem Vorbau, von

dem man durch eine Thür in das geräumige Wohnzimmer gelangt, in welchem über dem Kamin ein billiges, schlechtes Bild der Königin Victoria hängt. Ein hier aufgestelltes Ruhebett benutzt der König manchmal am Tag, während daneben im Schlafzimmer zwei Betten mit Matratzen, wollenen Decken und unsauberem Ueberzug für die Nachtruhe dienen; zwei Tische, einige Stühle, ein alter Spiegel mit blindem Glas und etwas europäisches Gerümpel vervollständigen das Mobiliar.

Das Haus war recht unsauber und die Luft in demselben trotz der offenen Fenster abscheulich. Beliebt waren solche Wohnungen bei den Schwarzen nicht: sie fühlten sich in den engen Räumen gedrückt und unglücklich. Deshalb fand ich auf anderen Stationen neben den Häusern oft noch Hütten, welche die Eingeborenen sich nach altem Stil aus ein paar Brettern oder aus Baumrinde zeltartig hergestellt hatten. Hier verbrachten sie am liebsten ihre Zeit und sicher waren sie hier zu finden, wenn sie sich nicht wohl fühlten, denn sie hofften unter dem heimischen Dach eher als anderswo zu gesunden.

An jedem Montag bekamen alle zur Station Gehörigen Rationen an Mehl, Thee, Zucker und dergleichen, alte Leute sogar Tabak, für die ganze Woche zugetheilt; Dienstags und Freitags erhielten sie sämmtlich frisches Fleisch. Es wurde auf der Station, die gegen 350 Stück gutes Rindvieh besass, selbst geschlachtet. Zu Weihnachten wurden die Leute von Kopf bis zu Fuss neu gekleidet und erhielten ausserdem jährlich noch einen

Anzug, ein Paar Stiefel, ja selbst noch mehr, wenn sie es gebrauchten. Im nahen Wald konnten sie jagen, Fallen stellen und dadurch manchen Extrabraten erlangen; wer dann noch in der nahen Stadt Delikatessen oder heimlich Spirituosen kaufen wollte, brauchte tagsüber nur ein paar Stunden für die Station zu arbeiten und verdiente damit leicht und schnell Geld, denn für jede noch so geringe Arbeit erhielten sie guten Lohn. Die Regierung hatte ein grosses Hopfenfeld angelegt, um die Schwarzen beschäftigen zu können und wenn diese sich auch nicht überarbeiteten, so verdienten sie doch täglich durchschnittlich 1 bis 1,05 Shilling. Der Ertrag des Hopfens floss in den Staatsschatz, doch deckte er natürlich nicht die Kosten der Ansiedlung. Der jährliche Zuschuss aus der Regierungskasse für diese 78 Bewohner zählende Station betrug rund 20000 Mark.

Die hier untergebrachten Schwarzen gehörten verschiedenen Stämmen an, weshalb es früher oft zu blutigen Schlägereien unter ihnen gekommen war; auch jetzt wurde der Friede dann und wann noch gebrochen. Am tollsten trieben es dabei die Häuptlinge, welche der Missionar als die grössten Hallunken schilderte. Sie hatten früher nur der rohen Gewalt ihre Macht verdankt; allerdings erbte die Würde vom Vater auf Sohn und Enkel fort, aber nur wenn diese ebenso starke, rohe Gesellen waren, wie ihre Vorfahren und ihre Macht auch behaupten konnten, sonst ging dieselbe schnell an Männer über, die sich ihrerseits zu Häuptlingen emporschwangen. Selbst

in den Reservations kam die ungebändigte Natur dieser Wilden noch oft zum Durchbruch, einer hatte sogar einmal auf den Missionar zu schiessen gewagt. Dafür war er freilich zu mehreren Jahren Gefängnis verurtheilt, aber auf Fürsprache einiger Damen Melbournes bald wieder begnadigt worden. Jetzt lag er, theilweise gelähmt, meist zu Bett, doch selbst in diesem Zustand hielt er noch oft die Station in Athem. Als er von meiner Ankunft hörte, schickte er sofort nach mir, denn er sah mich für einen Medizinmann an, der ihn sicher bald gesund machen würde, hatten ihm doch seine früheren oft gefährlichen Wunden nichts anhaben können. Die Schwarzen haben eine vorzügliche Heilhaut und selbst bei alten Leuten heilen offene, anfangs für tödlich angesehene Wunden in ungemein kurzer Zeit. Leider war diesem Mann nicht mehr zu helfen; ausser einiger Linderung seiner Schmerzen konnte ich ihm nicht viel versprechen.

Eins hatten alle Bewohner der Reservation gemeinsam: Die Hässlichkeit. Im Gegensatz zu ihren Brüdern am Wallaga-Lake waren sie ziemlich fett und da sie untersetzter waren als jene, so machten sie mit ihren dicken Gesichtern und starken Leibern zwar einen wohlgenährteren, aber dadurch doch keinen besseren Eindruck. Unter einander verständigten sie sich in Pidjin-Englisch, denn ihre verschiedenen Stammessprachen verstanden sie nicht mehr, liebten es jedoch nicht, wenn Weisse sie in dem Pidjin-Jargon anredeten; sie wünschten dann gutes Englisch zu

hören, weil der Pidjin-Dialekt, der über die ganze Südsee im Verkehr mit den Kulis gesprochen wird, sie beleidigte. Sie liebten überhaupt nichts, was auch nur den geringsten Schein erwecken konnte, als ständen sie mit Weissen nicht auf gleicher Stufe. Deshalb waren sie auch nur ungemein schwer zu bewegen, sich beim Messen auszukleiden. Anfangs war mir dies nicht erklärlich, da sie sich dafür immer ordentlich bezahlen liessen und müheloser kaum zu Geld kommen konnten, endlich aber merkte ich den wahren Grund: sie fürchteten, wenn sie nackt vor mir ständen, als verachtete Schwarze angesehen zu werden, während sie sich mir ebenbürtig dünkten, so lange sie dieselbe Kleidung trugen wie ich. Früher hatten sie unsere Kleidungsstücke sogar für Körpertheile gehalten und sich nicht wenig gewundert, wenn ein Weisser seine Beine auszog und doch noch laufen konnte. Auch waren sie anfangs ausgerissen, wenn sie, einen Europäer betastend, dabei zufällig in dessen Tasche gerathen waren, weil sie glaubten, sie hätten in seinen Körper hineingegriffen, ihm dadurch Schmerz bereitet und der Betreffende würde sich nun rächen. —

William Barak war nicht nur der interessanteste Bewohner von Coranderrk, sondern zeichnete sich auch dadurch vortheilhaft vor den anderen aus, dass sein Aeusseres nicht abstossend war und seinem Charakter vom Missionar das höchste Lob gespendet wurde. Er war in früheren Jahren öfters zu kleinen Diensten, z. B.



WILLIAM BARAK.

VICTORIA.

als Bote von Briefen, sogar von Geldbriefen, deren Inhalt er kannte, benutzt worden und hatte sich nie eine Unregelmässigkeit oder gar Veruntreuung zu schulden kommen lassen. Darum besass er das vollste Vertrauen seines Vorgesetzten.

Im Jahre 1824 als der Sohn des Häuptlings des Yarra-Stammes geboren, war er 68 Jahre alt, als ich ihn besuchte. Als elfjähriger Junge erlebte er Batman's Landung und erinnerte sich dieses ersten englischen Ansiedlers in Victoria noch sehr wohl. Von seinem Vater kaufte Batman für geringen Tand das Land, auf dem jetzt Melbourne steht, das übrige grosse Besitzthum wurde William von den nachkommenden Weissen ohne jede Bezahlung weggenommen; dafür durfte er jetzt seine Tage auf einer, auf seinem einstigen Grund und Boden errichteten, Reservation beschliessen. Von hier aus war er schon öfters nach Melbourne gekommen, wo er von den englischen Damen besonders bevorzugt wurde und einmal sogar zum Gouverneur befohlen worden war, um vor einer grösseren Gesellschaft das Speer- und Bumerangwerfen zu zeigen. Er hatte dadurch soviel Manieren angenommen, dass ihn der Missionar dann und wann zu Tisch lud. Seitdem er sich aber vor einigen Jahren wieder verheirathet hatte, war dies unterblieben, da seine Gattin nicht salonfähig war und er von ihr schnell wieder weniger gute Sitten angenommen hatte. Seine erste Frau war längst gestorben, ebenso alle Kinder, die ihm diese geschenkt. Seine zweite Ehe war kinderlos

geblieben, und da alle Stammesangehörigen schon tot waren, so war er der Letzte seines einst mächtigen, blühenden Volkes.

Den anderen Natives gegenüber konnte der »König« als ein gut aussehender alter Herr gelten, das Gesicht, von grauem, welligem Haar und einem langen, weissen Bart eingerahmt, zeigte einen gutmüthigen Ausdruck (Tafel XII). Barak war stark dunkelbraun, mit braunen Augen, die Stirn war nur wenig schräg, die Nase, mit ungemein grossen Nüstern, breit, die Wurzel etwas eingedrückt; die leicht aufgeworfenen Lippen zierte ein schöner, weisser Schnurrbart, sodass die blendend weissen Zähne nur beim Sprechen sichtbar wurden. Die Nasenscheidewand war durchbohrt, doch trug William schon längst keinen Nasenpflock mehr. Ueber den ganzen Körper war er stark behaart, am meisten an den Unterarmen bis zu den Ellenbogen, welche Theile fast schwarz erschienen, und auf der Brust, deren Haare bereits ergraut waren. Die Beine überzog zum grossen Theil ein ringwurmartiger Schorf. Barak maass in ganzer Höhe 156 *cm*, in Schulterhöhe 129 *cm*. Auf der rechten Brust sah man fünf grosse Schnittnarben, auf dem linken Oberarm mehrere kleinere, auf dem rechten waren die Bisse eines Hundes noch deutlich erkennbar. Die Schnittnarben gelten als Schönheit; Männer wie Frauen brachten sich dieselben früher mit Steinbeilen, später mit Glasscherben, niemals mit einem Messer bei; jetzt hat diese Sitte aufgehört, doch sind die alten Frauen

noch stolz auf die äusserst breiten Male und je mehr sie deren haben, desto schöner glauben sie zu sein. Der König trug für gewöhnlich wollenes Unterzeug, wollene Strümpfe, Halbschuhe, Hose und darüber ein langes, kittelartiges, bis zu den Knien reichendes, graues Flanellhemd; an Festtagen vertauschte er dies mit einem schwarzen Gehrock. Ein Filzhut und ein grosser Spazierstock vervollständigten seine Ausrüstung.

Seine Frau Sera vom Briagalong-Stamm hatte vor William schon zwei Männer und 16 Kinder besessen. Sie war ein sehr hässliches, immer schmutziges, 152 *cm* grosses Frauenzimmer mit breitem, dickem, von schwarzen Judenlocken eingerahmten, Gesicht. Die Stirn war niedrig und schräg, Nase und Mund breit, die Lippen aufgeworfen, das Kinn vorgeschoben. Ihr Anzug aus europäischen Kleidern bestehend, war unsauber; Schuhe und Hut habe ich sie nie tragen sehen; ebenso lüderlich und schmutzig sahen ihre Kinder und ihre Wohnung aus. Sie hatte, als sie ihren jetzigen Mann heirathete, eine gute Partie gemacht, er dagegen weniger. Er, der als Wittwer etwas auf sich gehalten hatte und für den damals gut gesorgt worden war, fühlte sich völlig unter der Herrschaft dieses Weibes, das sich wenig um ihren Mann kümmerte. Sera war sein böser Geist, wie sie es schon auf den Stationen gewesen war, wo sie mit ihren früheren Männern gelebt und viel blutigen Krakehl angestiftet hatte. Sie liebte Kampf und Streit und verstand die Parteien so lange gegen einander zu hetzen, bis Blut floss.

Ein grosser Kämpfer für weibliche Schönheit stand ihr damals in Jack Narroowann zur Seite, ein origineller Kerl, der schon, als ihn die Missionare vor 32 Jahren kennen lernten, ein alter Mann war und zu jener Zeit bereits als Wittwer auf Freiersfüssen einher ging, ohne bis jetzt eine Frau errungen zu haben. Verliebt war er sehr oft, bekam aber stets einen Korb. War dies wieder einmal geschehen, so zog er sich in seine etwas von der Station entfernt erbaute Hütte zurück, nahm ein grosses Stück Holz und schnitzte so lange daran herum, bis es nach seinen Begriffen die Geliebte darstellte. Dieses Bild befestigte er dann an der Wand seines Hauses; zwei Wände wurden von diesem hölzernen Harem eingenommen. —

William Barak war ein freundlicher, umgänglicher Mensch, der sich nicht nur gern unterhielt, sondern auch etwas aus sich zu machen suchte. Er sprach laut und langsam, aber schwer verständlich; sein Englisch war höchst mangelhaft; die Worte begleitete er mit lebhaften Gesten. Er liebte es, mehrere Geschichten aus seiner Vergangenheit zu wiederholen, bei denen ihm Sera, die sie schon auswendig kannte, oft mit ihrer unangenehmen, schreienden Stimme aushalf.

Eines Tages war er zu dem Missionar gekommen und hatte diesen gebeten, seine Memoiren niederzuschreiben, die er ihm diktiren werde, da er fürchte, bald zu sterben. Wer ihm diesen Gedanken eingegeben, konnte ich nicht erfahren, jedenfalls Jemand in Melbourne, wenn er auch

angab, dass er selbst darauf verfallen sei, wobei er stets auf seine Schläfe zeigte und behauptete, da sei alles entsprungen. Er that sehr wichtig, benutzte aber das Schriftstück eigentlich nur als Bettelei, da er es gern zeigte und für diese Gefälligkeit dann Gold verlangte, denn anderes Geld liebte er weniger. Da er mit dem Diktiren sehr langsam war, so schenkte ihm der Missionar ein Schreibheft, Tinte und Feder und bestimmte einen schwarzen Schüler der Missionsschule als Williams Sekretär. Beendet waren die Memoiren zu meiner Zeit noch nicht; im Lauf von zehn Jahren hatte der König das Folgende diktirt:

WILLIAM BARRICK.

Was Born in the Year 18,24 & was 11 Years old when Bateman visited Port Philips. He is now 58 Years of age

14/12/82

Written 26 of May 18,88

Born at Brushes Creek neve forget it I remenber Buckly word evey time Captain Cook Landed at Western Port then Mr. Bateman came in they was looking for the Country, looked around the sea and he found a lot of blacks other side of Gealong & found buckely in the camp know trousers all raggety he wore opposum rug and he fetch him home to Mr. Bateman fetch him home to his house Bateman sent some potatoes from Melbourne

to lodge to the Camp of Yarra Blacks then the blacks travel to idelburge all the blacks Camped at Muddy Creek next Morning they all went down to see Bateman old man & woman & Children & they all went to Batemans house for ration every thing thing ready their and killed some sheep by Batemans order Buckly told the blacks to look at Bt face he looks very white any man that you see out in the bush not to touch him when you see an empty hut not to touch the bread in it make a camp outside and wait till the man comes home when the man comes home and finds every thing safe in the house they are good people if you kill one white man white fellow will shoot you down like a kangeroo a lot of white fellows come hear by and by and clear the scrube all over the country Captain Lancell just coming in and Mr. Vocner and Mr. Letrobe came from England that time we heard our Minster Mr. Lanon we got a school room in the Gremon garden and the school-masters name Mr. Imich we was singing Hallalooler Henry Buckly coming in when Mr. Letrobe went home

all the Protectors

Mr. Ths Protectors belonging to the Melbourne Blacks Mr. Le Sent belong to the Globourne

blacks Mr. Barker belong to the Lodden tribe Mr. Bright belong to Geelong tribe Mr. Dockfill belong to Colac tribe Buckly say bring all the stone tomehoke and give it to Mr. Bateman that stone-tomehoke go to the England all Aboriginal

Mit diesem unvollendeten Satz schloss das interessante Schriftstück. Sollte es noch eine Fortsetzung erhalten, so habe ich Vorsorge getroffen, dass diese nicht verloren geht.

Der in dem Tagebuch mehrfach erwähnte William Buckley war, ungefähr 30 Jahre, bevor Batman landete, als ein für die australische Verbrecherkolonie bestimmter Sträfling, von einem englischen Schiff, mit noch zwei anderen *Convicts*, entsprungen. Seine Gefährten starben bald, er selbst irrte erst lange umher, bis er, schon der Verzweiflung nahe, auf einen Stamm Schwarzer stiess. Diese wollten ihn umbringen, aber eine alte Frau erklärte, in ihm ihren verstorbenen, jetzt wiederkehrenden Sohn zu erkennen. Dies rettete ihm das Leben und fortan blieb er bei dem Stamm. Als er nach 30 Jahren englische Landsleute wiedersah, hatte er seine Muttersprache vergessen. Er diente später vielfach als Zwischenhändler, wurde begnadigt und starb auf Tasmanien. —

Nicht nur Schriftsteller war Barak, sondern auch Holzschnitzer und Maler. Er verfertigte mir mehrere hölzerne Feuerzeuge, mittelst deren er Bast durch Reiben eines harten und weichen Stück Holzes entzündete, und

Bumerangs, die er erst mit Axt und Messer formte, dann mit Glasscherben glättete. Seine mit Bleistift auf Papier gemalten Bilder stellten stets *Corroborees* dar, die alten Tänze der Schwarzen. Er zeichnete ziemlich schnell, wenn auch anders als wir: hatte er einen bekleideten Mann zu malen, so zeichnete er erst dessen ganzen Körper und zog dann den nackten Menschen an, indem er den Anzug darüber malte.

Auch für seine Finanzen verstand William zu sorgen. Als ich ihm meine Absicht mittheilte, ihn zu photographiren und zu messen, erklärte er nur dann darauf einzugehen, wenn ich ihm fürs erste sein Bild und fürs zweite ein Pfund Sterling gäbe, wofür er aber nichts weiter als seinen Rock ausziehen wollte. Da er auch für seine Schnitzereien und Gemälde ziemlich hohe Preise verlangte, so kam es schliesslich durch Vermittelung des Missionars zu einem Vergleich; immerhin musste er aber erst Gold sehen, ehe er befriedigt war. Als er die Sachen ablieferte, versuchte er noch einmal Bezahlung zu erlangen, gab sich aber auch zufrieden, als er sah, dass er damit kein Glück hatte. Jedenfalls hatte er mit der Ablieferung Wort gehalten, den Abend vor meiner Abreise noch tüchtig geschnitzt und war dann frühzeitig aufgestanden, um mich um 6 Uhr nicht zu verfehlen. Seit 2 Uhr, sagte er, hätte er gewacht; als er dann aus dem Haus des Missionars, der mich gastfreundlich aufgenommen, Rauch aufsteigen sah, hätte er gewusst, dass wir aufgestanden seien. Nun kam er, um

alles zu bringen, was er für mich zu arbeiten versprochen und auch wirklich hergestellt hatte. Ich schenkte ihm noch allen Tabak, den ich bei mir hatte, aber Gold wäre ihm jedenfalls lieber gewesen, denn Tabak, meinte er, gäbe ihm die Regierung hinreichend — immerhin nahm er auch diesen.

William war wie alle Schwarzen in Coranderrk Christ, ging Sonntags regelmässig zur Kirche, wusste aber auch noch manches von seinem früheren Glauben und hatte jedenfalls die allen Natives gemeinsame Furcht vor bösen Geistern behalten.

Obgleich ihm die Weissen sein Land geraubt, hegte er keinen Groll gegen sie; er war ein gutmüthiger, charakterfester Kerl; von allen Schwarzen, die ich gesehen, hat er mir den besten Eindruck hinterlassen.

Ein Ausflug von Nouméa

nach

La Conception und St. Louis.

(Neu-Caledonien.)

Nähern wir uns Neu-Caledonien von Westen her, so steigt vor unseren Augen zuerst ein hoher, kahler, scharf gekanteter Bergrücken aus dem Wasser auf, der später in niedrige, spärlich bewaldete Hügel ausläuft. Diese dringen bis dicht an den Strand vor, sodass nur wenig flaches Land übrig bleibt. Der Eindruck des Kahlen wird etwas durch einige kleine, vorgelagerte Inseln gemildert, die zwar auch nicht allzu dicht bewachsen sind, immerhin aber dem, durch die lange Seereise landschaftlich nicht verwöhnten, Reisenden einige Abwechslung bieten, um so mehr als ausserdem langgestreckte Landzungen öfters leidlich hübsche Buchten mit guten Ankerplätzen bilden. Fährt man in die grösste derselben ein, an deren Ende Nouméa, die Hauptstadt der französischen Verbrecherkolonie, liegt, so erblickt man gleich zur Linken eine kleine, von hohen, ungemein dicken Mauern vollständig eingeschlossene Insel, eine der Wohnstätten der Deportirten, während von den auf der Höhe des rechten hügeligen Ufers erbauten Kasernen eine grössere Anzahl Kanonen warnend herab-

schauen. Zwischen beiden liegt die Stadt, die von hier aus, wegen theilweise hoher Steinbauten, hübscher aussieht, als sie in Wirklichkeit ist. Der Hafen ist gut und selbst den grössten Schiffen zugänglich, welche dicht an den am Ufer erbauten Landungsmauern anlegen können.

Der Metallreichthum der Insel an Nickel, Chrom und Kobalt ist bekannt, weniger ergiebig ist der Boden in Bezug auf Feldfrüchte, doch gedeihen Taros, Yams, Bananen, auch Reis, Mais, Kaffee, Zucker, die Kokospalme und anderes mehr. Von der Einführung von Rindvieh hofft man viel, für Schafe sind Klima und Nahrung gleich ungünstig. Es müssen daher fast alle Lebensmittel für die Weissen importirt werden, was die Erhaltung der Verschickten ungemein vertheuert. Um letztere nützlich zu beschäftigen, werden sie beim Bau von Strassen und von Regierungsgebäuden verwendet. Daher sind die Wege in der Nähe von Nouméa in vorzüglichem Zustand, die meisten öffentlichen Gebaude, ebenso wie die Kasernen und Gefängnisse, gute Steinbauten, gegen welche die übrigen, mehr im tropischen Barackenstil erbauten, hölzernen Häuser mit Wellblechdächern um so mehr abfallen. Hübsch ist eigentlich nur das Haus des Gouverneurs zu nennen und das vielleicht auch nur deshalb, weil es in einem schonen, gut gehaltenen, tropischen Garten liegt.

Sonst bietet Nouméa wenig Anziehendes; die Strassen sind breit, sonnig und staubig, die beiden Hotels schlecht,

etwas besser soll der französische Klub sein. Zu sehen ist in der Stadt nicht viel, auf der grossen, in der Mitte derselben gelegenen *Place des cocotiers* spielt wöchentlich zweimal eine aus Exilirten zusammengesetzte Musikkapelle. Das ist die einzige Zerstreuung der hier lebenden Nichtverbannten, die vor einer etwa ausbrechenden Revolte der Sträflinge durch starke Truppendetachements und durch mehrere hier stationirte Kriegsschiffe geschützt sind. Der Sicherheitszustand der Insel wurde mir als vorzüglich geschildert; Verbrechen sollen äusserst selten vorkommen, obgleich gegen 4000 Deportirte frei, allerdings unter Polizeiaufsicht, auf der Insel leben. Es sind Verbrecher, die nach Verbüssung ihrer Strafe die Insel nicht früher verlassen dürfen, als bis sie noch eine, ihrer Strafzeit entsprechende Zahl von Jahren in der Kolonie verbracht haben. Wer zu einer höheren Strafe als zu 8 Jahren verurtheilt war, darf Neu-Caledonien nicht mehr verlassen. Die Zahl der internirten Verbrecher, die in stark befestigten Anstalten wohnen, von denen einige, wie die bei der Einfahrt gesehene, auf den kleinen, die Hauptinsel umgebenden Eilanden liegen, betrug ungefähr 7000; 1100 befanden sich ausserdem auf der nicht weit entfernten Ile des Pins. Freie Weisse mochten hier gegen 6000 leben, wovon 600 Nichtfranzosen, hauptsächlich Engländer waren. Kasernen und Gefängnisse blieben mir, da ich keinen Empfehlungsbrief an den Gouverneur besass, verschlossen. Nicht nur das Betreten derselben war verboten, sondern

schon in ziemlicher Entfernung von den Gebäuden zeigten grosse Schilder an, dass jedes Näherkommen mit hoher Strafe belegt werden würde.

In der Stadt herrschte wenig Leben; gab es auch einige Läden, die alle möglichen Luxusartikel aufwiesen, so schienen doch meist kleine Leute hier zu wohnen. Interesse erweckten nur die Sträflinge, welche abtheilungsweise am Hafen, auf den Strassen, an Häusern u. s. w. arbeiteten und von einzelnen, nur mit einem Revolver bewaffneten, Aufsehern bewacht wurden.

In Nouméa sieht man ausschliesslich Weisse; dass es auf der Insel auch noch Neu-Caledonier giebt, bemerkt man hier nicht, man müsste denn zufällig einem Zug von schwarzen Kindern begegnen, die in einem Pensionat unentgeltlich von der Mission erzogen und dann und wann von den *Patres* spazieren geführt werden. Will man Eingeborene sehen, von denen nach der letzten französischen Schätzung, — eine Zählung war es wohl nicht, — noch 37 000 (?) auf der Insel leben sollen, so muss man ins Innere dringen.

Von Nouméa nicht weit entfernt befinden sich zwei Missionsstationen mit Dörfern von Kanakas; gelingt es, von den in der Stadt sich anbietenden Kutschern ein Paar schnelle Pferde zu erlangen, so kann man auf der guten Chaussee in einer Stunde La Conception und in einer weiteren halben Stunde St. Louis erreichen. Der Weg dahin ist hübsch; zuerst führt er am Strand entlang, dann biegt er nach dem



Aufnahme von W. Lindt in Melbourne.

LA CONCEPTION, NEU-CALEDONIEN.



Aufnahme von W. Lindt in Melbourne.

ST. LOUIS, NEU-CALEDONIEN.

Innern ab; beide Seiten der Strasse werden hier von Wald eingeschlossen, der hauptsächlich aus einer Myrtaceengattung, *Niooli* oder *Niauli* genannt, besteht, welche als die Urheberin der Thatsache angesehen wird, dass die Insel ziemlich fieberfrei ist. Leider wächst der Baum meist kümmerlich und verkrüppelt, mehr strauchartig, selten gerade und hoch empor; ebenso eine neben ihm oft vorkommende Nadelholzart, die zwar hoch in die Lüfte ragt, dafür aber ihre Zweige wenig in die Breite ausdehnt, sodass auch sie einen recht dürftigen Eindruck macht.

Die Ansiedlung La Conception liegt auf einem niedrigen Hügel, sie besteht nur aus einer kleinen Kirche nebst mehreren grossen Steingebäuden und ist ein für ungefähr 100 Mädchen im Alter von sieben bis fünfzehn Jahren eingerichtetes Pensionat. Am Fuss des Hügels, etwas im Wald versteckt, befindet sich das Kanakadorf.

St. Louis, nicht so gut erbaut wie La Conception, ist ausschliesslich eine Schule für eingeborene Kinder und liegt am Ausgang von zwei grossen zusammenhängenden Dörfern, die dem Uneingeweihten als ein Ganzes erscheinen, jedoch von zwei Häuptlingen beherrscht werden.

Der Stamm der Eingeborenen war in den drei Dörfern derselbe. Die Männer waren mittelgross, stark dunkelbraun und hässlich; das Gesicht rahmte schwarzes, krauses Haar und ein starker wolliger Bart ein; Mund

und Lippen waren gross und dick, die Nasen breit und an der Wurzel stark eingedrückt, die Ohrlappen durch früher getragene Ohrpflöcke lang herunter hängend, die Körper theilweise zwar wohlgenährt, Arme und Beine aber auffallend schwach. Die Frauen, etwas kleiner, zeigten sowohl dunkelbraune, als alle bis in Hellbraun übergehende Schattirungen; auch unter ihnen gab es keine Schönheiten. Ihr Aeusseres gleicht dem der Männer, doch tragen sie das krause, schwarze Haar in einer weit grösseren Perrücke als jene. Bekleidet waren sie mit einem, vom Hals bis zur Erde reichenden, Hemd, die Männer mit europäischen Anzügen. Schmuck trugen sie nur wenig und begnügten sich meist mit einem mehrzinkigen Haarkamm. Die einst mit Recht so gefürchteten Menschenfresser sprachen einige Worte französisch, hatten von ihrer Ursprünglichkeit viel verloren, dagegen manches und nicht immer das Beste von den Weissen angenommen; Reinlichkeit wussten sie noch nicht zu schätzen. Als Christen waren die Männer mit je einer Frau getraut, ebenso waren alle Kinder getauft. Ihr Christenthum wird durch folgende kleine Geschichte gekennzeichnet, die mir in Nouméa erzählt wurde. Ein Kanaka wurde vom Missionar zur Rede gestellt, warum er nicht zur Kirche gekommen sei: »Du hattest mir ja keinen Tabak gegeben«, antwortete er.

Die Häuser (Tafel XIII) in den Dörfern waren entweder viereckig, ellipsenförmig oder rund; letztere dienten als Berathungshäuser, die ersten beiden Arten, zu mehreren

immer von einem Zaun umgeben, als Wohnhäuser. Die Wände bestanden entweder aus Palmblättern oder aus Baumrinde, oder die Strohwand war mit Erde beworfen und diese hie und da weiss angestrichen; aus Stroh waren auch die Dächer hergestellt. Fenster fehlten, eine niedrige Thür führte in das wenig einladende Innere, dessen Fussboden festgetretene Erde bildete; in der Mitte desselben befand sich die Feuerstelle, auf der während der hier durchaus nicht kalten Wintermonate ein ununterbrochenes Feuer brannte. Von Kochgeschirren und anderen Geräthschaften war wenig vorhanden, ebenso fehlten bessere Matten, die man auf anderen Inseln fast in jeder nicht allzu ärmlichen Hütte findet. Der Bau der Berathungshäuser wurde sorgfältiger und kunstvoller ausgeführt. Auf einer gut hergestellten, von sorgsam untereinander verbundenen Bambusgestellen gebildeten, cylindrischen Wand ruhte ein hohes kegelförmiges Dach, das manchmal noch durch einen Mittelpfeiler gestützt wurde. Dieser war mit Schnitzwerk verziert, dasselbe galt auch von den Pfeilern zu beiden Seiten der engen Thür. Das Innere war vollständig leer und vom Rauch stark geschwärzt; eine Feuerstelle befand sich in den Häusern ohne Mittelpfeiler in der Mitte der Hütte, sonst an der Seite. In St. Louis fand ich ein Berathungshaus, das einfach aus einem Dach bestand, welches auf Pfeilern über dem etwas erhöhten, festgetretenen Erdboden ruhte. Dieses gehörte der Ortschaft, während die runden Häuser Eigenthum der Häuptlinge waren.

Im Gegensatz zu anderen Dörfern der Insel, wo europäische Geistliche noch nicht das Regiment führen, und den Frauen fast alle Arbeit zufällt, arbeiten in La Conception und St. Louis ausschliesslich die Männer. Kommt man am Tag in ein Dorf, so findet man nur Frauen vor, die Männer sind auf den Feldern beschäftigt. Nur die Häuptlinge sind von jeder Arbeit frei und müssen vom Stamm ernährt werden. Auch die älteren Knaben in der Schule von St. Louis wurden schon zur Feldarbeit angehalten; frühmorgens zeitig und abends von 4—6 Uhr mussten sie im Freien arbeiten, während der heissen Zeit wurden sie in den Gebäuden unterrichtet. Die Lehrer lobten ihre Auffassungsgabe; manche waren schon so weit vorgeschritten, dass sie sogar Lateinisch lernten.

Den Ertrag der Feldarbeit verwenden die Leute nur für ihren eigenen Unterhalt; keinem Kanaka fällt es ein, für einen Weissen irgend eine Arbeit zu verrichten, auch nicht die geringste Kleinigkeit für den höchsten Lohn. Nur für die Regierung sind sie gezwungen, monatlich einige Stunden oder Tage zu arbeiten, aber das ist ihnen auch höchst unangenehm.

Es fehlt daher in Neu-Caledonien wie auf allen Südsee-Inseln, auf denen Weisse Niederlassungen angelegt haben, an Arbeitskräften. Der Regierung freilich stehen solche genügend durch die Deportirten zur Verfügung, alle sonstige Arbeit aber muss von Fremden verrichtet werden, die man bisher von den Neu-Hebriden,

den Salomon- oder anderen Inseln kommen liess. Neuerdings hat die Regierung Leute aus Tongking einzuführen versucht, die sich gut bewährt haben sollen. Würde die Arbeiterfrage in einem für die Weissen vortheilhaften Sinne gelöst, so könnte sich Neu-Caledonien ohne Zweifel rasch zu einem werthvollen Theil des französischen Kolonialbesitzes entwickeln.

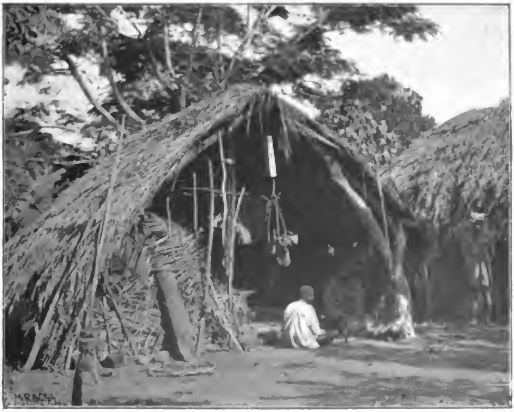
Auf Meli.

(NEU-HEBRIDEN.)



Aufnahme von W. Lindt in Melbourne.

WOHNHAUS, NEU-HEBRIDEN.



Aufnahme von W. Lindt in Melbourne.

KLUBHAUS DER MÄNNER, NEU-HEBRIDEN.

Wer die Insel Meli besuchen will, hat vorher für eine gute Einführung bei den Häuptlingen zu sorgen, sonst ist Jedem eine Landung daselbst abzurathen. Die Bewohner, die noch unter keinerlei europäischem, amerikanischem oder australischem Protektorat stehen, sehen weissen Besuch nicht gern. Da sie wohl wissen, dass, wenn sie einem Missionar erlauben würden, zu ihnen zu kommen, diesem bald andere nachfolgen würden, so sind sie besonders auf diese schlecht zu sprechen und haben die Missionsstationen auf der nahe gelegenen grösseren Insel Alfati darüber nicht im Zweifel gelassen, dass sie ohne Gnade Jeden totschlagen, der von dort zu ihnen trotz dieser Warnung herüber kommt. Ein junger, allzu eifriger Priester, der kurz vor mir eine Landung auf Meli gewagt hatte, war sofort getötet worden.

Ich gebrauchte die Vorsicht, mich durch eine Vertrauensperson bei den Häuptlingen als Nichtmissionar legitimiren zu lassen. Ein junger Mischling, Sohn eines Franzosen, der durch seine schwarze Mutter in ver-

wandtschaftlichem Verhältnis zu den Eingeborenen stand, übernahm meine Einführung; schien mein Besuch auch nicht gerade besondere Freude zu erregen, so merkte ich doch auch nichts von feindlicher Gesinnung.

Nur ein schmaler Seearm trennt die kleine Insel von dem weit grösseren Alfati. An ruhigen Tagen kann man einen grossen Theil desselben durchwaten, an stürmischen ist es, zumal zur Zeit der Fluth, nicht möglich, darüber zu kommen. Die Ufer sind steil und felsig und nur mit grosser Ortskenntnis, Geschicklichkeit und Hülfe von vielen Armen kann man dann landen. Das Eiland ist mit Wohnhäusern so dicht besetzt, dass sie einen Ort zu bilden scheinen, doch unterstehen die Bewohner, als drei getrennte Gemeinden, drei Häuptlingen; nur im Krieg fügen sie sich den Befehlen eines gemeinsamen Anführers. Fruchtbar ist das felsige Eiland nicht, alle bebauten Felder liegen daher auf Alfati.

Die niederen Hütten, deren Dach bis zum Boden reicht (Tafel XIV), ruhen dicht auf der Erde; gruppenweise von einem rohen, aus Baumästen errichteten Zaun umgeben, bilden sie so gesonderte Ansiedlungen. Als Stütze des Hauses dient ein einfaches, viereckiges Gerüst, über welches das dichte und dicke, aus Gras und Schilf bestehende Dach in der Art angebracht ist, dass es sich sowohl oben, als seitlich rundet. Die einzige ins Innere führende Oeffnung ist ein ziemlich breiter, niedriger Spalt, den man nur in gebückter Stellung oder auf allen Vieren kriechend passiren kann. Ver-

führerisch sieht das Aeussere nicht aus, desto angenehmer wird man von dem Innern überrascht, es ist grösser und reinlicher, als man erwartet. Zu beiden Seiten ist durch eine Wand je ein kleiner Verschlag abgetheilt, das Übrige bildet einen Raum. Der Boden ist mit Matten belegt bis auf die Feuerstelle, die sich dicht am Eingang befindet; Gestelle in halber und ganzer Mannshöhe tragen den Hausrath. In diesen Hütten wohnt die Familie gemeinsam, kochen und essen aber nur die Frauen und Kinder; die Männer bereiten ihr Essen in eigenen Klubhäusern (Tafel XIV). Diese sind anders gebaut, als die Wohnhäuser: höher, kegelförmig, mit offener Vorderseite. An den Balken des Gerüsts hängen und lehnen Bogen, Pfeile, Keulen, Lanzen und vielzackige Speere; eine Menge Hausgeräth, zumeist aus thönernen, gebrannten Kochtöpfen bestehend, liegt hier auf dem Boden. Diese Häuser zu betreten, ist den Frauen streng untersagt, auch dürfen sie das Essen der Männer nicht bereiten, ebenso wie sie nie etwas von deren Getränk erhalten. Die auch hier beliebte *Kawa* brauen und trinken die Männer allein, durstige Frauen können sich an Wasser laben. Alles, was ein Weib kocht, ist für den Mann unrein; nur als Kind isst der Knabe mit der Mutter, wird er grösser, so sucht der Jüngling so bald wie möglich unter die Männer eingereiht zu werden.

Hierzu muss er sich mehreren Ceremonien unterwerfen, von denen eine unumgängliche die ist, ein

Schwein zu schlachten. Ohne Schwein keine Standeserhöhung. Ist die Familie nicht reich genug, dem Sohn ein Schwein zu liefern, so sucht man sich eins zu borgen und später wieder abzuarbeiten, oder der Jüngling lässt sich von einem Arbeiterrekrutirungsboot anwerben, das ihn nach einer anderen Insel bringt, wo er auf der Plantage eines Weissen arbeiten muss. Kehrt er nach drei Jahren zurück, so ist er für seine Verhältnisse ein reicher Mann. Muss er dann auch zuerst ein Schwein opfern, um mit dessen Blut das an seinem Körper haftende Salzwasser abzuspülen, so bleibt ihm doch noch genug übrig, um aus der verachteten Klasse der *Nahor* in die höhere der *Merib* zu steigen und vielleicht schnell weiter aufzurücken. So lange der Mann mit den Frauen isst, bleibt er ein *Nahor*, d. h. er hat dieses Wort seinem Namen anzuhängen; hat er sein Schwein geopfert, so vertauscht er dieses Anhängsel mit der Endung *Merib*. Tötet er nach einiger Zeit wieder ein Schwein, natürlich unter den entsprechenden Feierlichkeiten, so steigt er wiederum in einen höheren Rang und wird ein *Dangur*, welches Wort er nunmehr seinem Namen anfügt. Dann giebt es noch sechs Rangstufen, in die er, unter steter Wahrung bestimmter Formalitäten und jedesmaliger Darbringung eines Schweins, das den Göttern geopfert, aber von den Männern verzehrt wird, aufzusteigen vermag, um schliesslich in der obersten den Häuptlingen zugezählt zu werden. Hat daher ein Jüngling einen reichen

Vater, der ihm gestattet, kurz nach einander mehrere Schweine zu opfern, so kann er schnell aus der untersten in die oberste Klasse gelangen; doch verstehen die *Gungur* und *Mirum*, die oberen Kasten und vor allem die *Namar*, die Häuptlinge, ihnen nicht genehme Persönlichkeiten am Aufsteigen zu hindern. Ist ein Mann nicht in der Lage, ein Schwein zu opfern, so bleibt er stets ein *Nahor*, muss während seines ganzen Lebens mit den Frauen essen und nimmt eine sehr verachtete Stellung ein. Auch die einzelnen Klassen sondern sich beim Essen von einander ab; kein Höhergestellter darf mit einem Niederen speisen, er würde sonst unrein werden. Treffen sich Leute aus verschiedenen Orten, so wird dasselbe Ceremoniell bewahrt.

Die Mädchen wechseln ihren Namen nicht; sie bekommen einen solchen in ihrer Jugend und behalten diesen auch später als Frau. Sehr jung werden sie vom Mann gekauft und dünkt sich eine Häuptlingstochter wohl manchmal auch mehr, als die eines *Merib*, so hat dies auf ihre Zukunft keinen Einfluss, ihr Vater verkauft sie auch an den niedrigsten Mann, wenn dieser einen angemessenen Preis bietet. Die Frauen nehmen am Range ihrer Männer nicht theil, steigen auch nicht mit ihnen, wenn sich diese eine höhere Stufe erschlachtet haben. Dafür dürfen sie in- und ausserhalb des Hauses um so mehr arbeiten; die Männer helfen nur zur Erntezeit, sonst vertreiben sie sich die Zeit mit Fischfang, Jagd und Krieg. Alles Übrige, Haus- und Bootbau ausgenommen, fällt den Frauen zur Last.

Unter den Einwohnern von **Meli** habe ich nur einen Mann gefunden, den man als gut gebaut bezeichnen konnte und der leidlich aussah. Von der übrigen Bevölkerung war Niemand hübsch, weder Männer noch Frauen, weder Jünglinge noch Mädchen, wenn auch diese etwas vortheilhafter aussahen, als die alten hässlichen Weiber.

Die schmächtigen Männer waren von mittlerer Grösse, Arme und Beine mager. Das schwarze, wollige Haar trugen nur wenige hell gebeizt; gewöhnlich hing es ungefähr fingerlang wild um den Kopf, selten sah man es kürzer geschnitten, noch seltener irgendwie gepflegt, wohl aber oft mit Blumen geschmückt. Der wollige Bart war von derselben Länge, meist voll und stark; Männer ohne Schnurr- oder Backenbart sah man nicht häufig. Auch auf der Brust und dem übrigen Körper hatten sie feine wollige Härchen, doch fielen diese auf dem dunkelbraunen Körper wenig auf. Ihr Gesicht war nicht schön: die Nase dick, die Nasenwurzel eingedrückt, das Kinn vorgeschoben, die Lippen waren stark, die Augen dunkelbraun, die Augenbrauen schwarz, am schönsten noch die weissen, gerade stehenden Zähne.

Die Frauen waren etwas kleiner als die Männer; sehr schlank und mager, sahen sie äusserst dürftig aus und die lang herabhängenden Brüste verschönerten sie auch nicht. Das Haar trugen sie kürzer als ihre Gatten, öfters sogar ganz kurz geschoren. Auch ihre Bekleidung war dürftig. Meist bestand sie nur aus einem Hüftentuch, das sie sich von einem *Trader* auf Alfati ein-

tauschten. Eben daher stammten auch die Jacken, die einzelne Leute trugen. Bei den Männern schienen sich besonderer Gunst graue, weiche Filzhüte mit grosser Krempe zu erfreuen, die sie gern mit Tüchern umwanden oder mit Blumen schmückten. Blumen, besonders gelbe, trugen viele in den Haaren, neben diesen einen schmalen mehrzinkigen Kamm, der über dem Haar noch eine Handlänge vorstand, zugespitzt auslief und ebensoviel als Schmuck diente, wie als Läusekratzer gebraucht wurde. Bei beiden Geschlechtern waren die Ohrlappen durchbohrt, doch trugen nicht alle etwas in den Löchern, Männer gern ein hakenartiges, unten gespaltenes Stück Schildpatt, Frauen gelbe Ringe aus Messing. Als Schmuck dienten ferner Halsbänder aus Perlschnüren mit daran hängenden grossen Muscheln, an Armen und Beinen Ringe aus Muscheln, Eberzähne, Perlbänder und auch einfache Streifen bunten Tuchs. Die künstlich rund gewachsenen Eberzähne werden den Kindern an den Arm gesteckt und nie wieder abgenommen, so dass sie, wenn der Arm stärker wird, nicht mehr entfernt werden können. Tätowirungen sah man sehr wenig, bemalt war Niemand, doch wird an Festtagen mit Farbe nicht gespart.

Die drei Dörfer umgab eine gemeinsame Mauer aus lose auf einander gelegten Steinen und auch die sehr engen Wege waren an beiden Seiten mit solchen da eingefasst, wo nicht schlechte hölzerne Zäune sie ersetzten.

Ziemlich in der Mitte der Insel befand sich ein kleiner freier Platz, der einer Gemeinde als Tanzplatz diente, weshalb auf ihm deren Musikinstrumente standen. Die Tanzplätze der beiden anderen Ortschaften lagen in der Nähe der Felder auf Alfalti, auch sie waren mit den merkwürdigen Instrumenten versehen. Diese (Tafel XV) bestehen aus oft zwanzig, bis zu mehreren Meter hohen, ausgehöhlten Baumstämmen, die vorn einen Schlitz haben; durch Anschlagen mit einem schweren hölzernen Knüppel wird ihnen ein Ton entlockt und da sie verschieden abgestimmt sind, so ist es möglich eine einfache Neu-Hebriden-Melodie darauf zu spielen. Die Bäume sind fest in die Erde gerammt und oft kunstvoll beschnitzt, wobei das obere Ende dann ein Idol oder eine andere Figur darstellt.

Niemals giebt eine Gemeinde ein Fest, ohne die beiden anderen dazu einzuladen. Diese kommen *in corpore* an, müssen aber Geschenke mitbringen in Gestalt von Taros, Yams und Schweinen. Auf Alfati singt und tanzt man nur während des Tages, nächtliche Feste werden stets auf Meli gefeiert. Gewöhnlich bestimmt jeder Stamm für seine Vergnügungen einen besonderen Tag, hier und da kommt es aber auch vor, dass innerhalb vierundzwanzig Stunden auf allen drei Plätzen getanzt wird; dann zieht alles Volk vormittags zu dem einen, nachmittags zu dem anderen auf Alfati, während abends das Fest, das neben Singen und Tanzen hauptächlich auch in Essen und Trinken besteht, auf Melis



Aufnahme von W. Lindt in Melbourne.

GÖTZENBILD UND MUSIKINSTRUMENT.

NEU-HEBRIDEN.



Aufnahme von W. Lindt in Melbourne.

ORCHESTER AUS HOHLEN BAUMSTÄMMEN.

NEU-HEBRIDEN.

beschlossen wird. Tanzmasken kommen nicht in Anwendung, doch bemalen die Leute Gesicht und Körper mit schwarzer und rother Farbe. Sie lieben es, sich mit bunten Tüchern zu schmücken, je mehr sie davon besitzen, desto stolzer sind sie; nennt eine Frau ein ganzes Stück rothen oder weissen Kalikos ihr eigen, so würde sie unglücklich sein, dürfte sie sich nicht die zwanzig oder dreissig Meter um den Leib wickeln.

Von Taros, Yams, Zuckerrohr, Mais und dergleichen bauen die Eingeborenen gerade so viel, als sie selbst gebrauchen, nie mehr; sich durch Verkauf ihrer Produkte etwas bei den Südsee-Händlern, die sich auf Alfati niedergelassen, zu verdienen, fällt ihnen nicht ein. Tagelang können sie in ihren Klubhäusern sitzen, essen, trinken und rauchen. An Regentagen geht kein Mann aus und ist ein Festtag angesagt, an dem nur auf Meli getanzt wird, so verlässt Niemand die Insel. An solchen Tagen sind alle Felder verödet, weil böse Geister dort hausen sollen; Niemand traut sich aus demselben Grund auf das Meer hinaus.

Ueber ihre religiösen Vorstellungen und über ihre Begräbnisfeierlichkeiten konnte ich nur wenig erfahren, doch erzählten sie mir, dass sie die Toten auf Alfati unter besonderen Ceremonien begraben, wobei jedoch keine Menschenopfer mehr vorkommen sollen.

Menschenfleisch lieben sie noch immer sehr und unter den Leuten, die ich auf Meli kennen lernte, war wohl auch nicht einer, der es nicht schon des öfteren

gekostet hatte. Zu meiner Beruhigung erzählte mir jedoch der »Kriegs-Häuptling«, dass er nie wieder einen Weissen verzehren würde, da ihm diese viel zu salzig seien, im Gegensatz zu dem schmackhafteren »süssen« Fleisch der Schwarzen.

Ein Yangona-Fest
im
Hause des Mbuli von Tavuki.

(FIDSCHI-INSELN.)

Die englische Gastfreundschaft in den Tropen ist bekanntlich eine grosse. Kaum hatte ich meinen Empfehlungsbrief beim Gouverneur der Fidschi-Inseln abgegeben, so interessirte sich dieser schon für meine Reisepläne und versicherte mich seiner Unterstützung. Als erste Tour schlug er mir eine Fahrt nach einem Ort an der Nordküste der im Süden des Archipels gelegenen Insel Kandavu vor, zu welcher sich gerade eine passende Gelegenheit bot. Der *Native-Commissioner* ging alljährlich zweimal dahin, um Gericht zu halten und sich mit den Häuptlingen über Neueinrichtungen zu besprechen. Diese versammelten sich hierzu aus allen Theilen der Insel, es war daher für mich eine günstige Zeit, weil ich dabei am besten die einzelnen Typen dieses, einst jedenfalls von reinen Melanesiern bewohnten Eilandes studiren konnte, welches, seiner südlichen Lage wegen, unter den Fidschi-Inseln von jeher am meisten polynesischem Einfluss ausgesetzt war. Seine Excellenz stellte mich dem Native-Commissioner, der die Stelle eines Staatssekretärs für die Angelegen-

heiten der Eingeborenen bekleidet, vor und dieser lud mich ein, ihn als sein Gast zu begleiten. Der Chefarzt der Kolonie schloss sich uns an, mehrere eingeborene Schreiber und Diener bildeten unser Gefolge.

Suva ist augenblicklich die Hauptstadt des Fidschi-Archipels, nachdem Levuka auf der Insel Ovalau im Jahre 1880 wegen Mangels an geeignetem Boden von den englischen Behörden verlassen wurde. Sie liegt auf Viti Levu, der grössten der Inseln und ist in den wenigen Jahren ihres Bestehens für dortige Verhältnisse schnell emporgeblüht, wenn auch Levuka, weil günstiger und mehr im Centrum gelegen, ihr als Handelsstadt heute noch starke Konkurrenz macht. Die Hauptstrasse, Victoria-Parade, zieht sich am Strande hin und mündet ungefähr eine englische Meile von der Stadt im Park der Residenz des Gouverneurs. Alle Regierungsgebäude befinden sich in Suva, Zoll- und Postbehörde liegen dicht am Hafen; einige grosse und mehrere kleine und kleinere Läden, drei Kirchen verschiedener Sekten und drei Hotels verschiedenen Ranges lassen über die Absicht der Stadt, sich als Grossstadt zu zeigen, keinen Zweifel, kann man doch sogar täglich frisches Fleisch und Brod kaufen. Allerdings ist auch hier das flache Land sehr schmal und gleich hinter Victoria-Parade beginnen Hügel, die einer Ausdehnung der Stadt stets im Wege stehen werden, obgleich man schon damit begonnen hat, sie mit Häusern zu bebauen. Freilich versucht man, ebenso wie man es früher in

Levuka gethan, dem Meere Land abzugewinnen; weil aber der Aufenthalt am Strand in diesen Gegenden nicht immer gesund und in den Regenmonaten wenig angenehm ist, hatte der Gouverneur die Absicht, auf der westlichen Seite der Insel, höher im Gebirge, eine zweite Residenz zu gründen. Hier herrschen umgekehrte Regenzeiten als in Suva, er wollte daher mit den Beamten während der Trockenzeit dorthin ziehen, ähnlich, wie der Vize-König von Indien abwechselnd in Calcutta und Simla residirt.

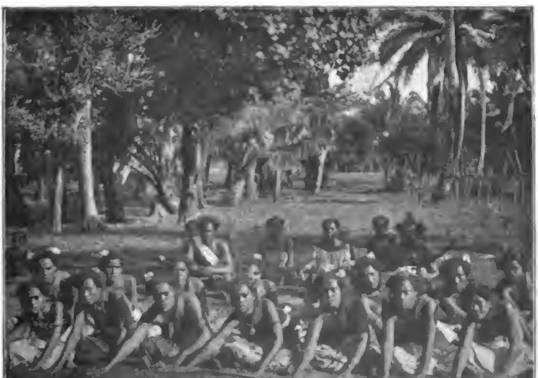
Die Lage von Suva ist landschaftlich schön: von der Rhede aus gesehen, zieht sich die Stadt in einer grossen Bucht als langer Streifen hin, aus dem die höher gelegenen Regierungsgebäude mit davorstehendem, beim Jubiläum der Königin Victoria errichteten Obelisk deutlich hervorragen, während abseits das durch die Palmen schimmernde Dach des *Government-House* deutlich erkennbar ist. In der Ferne umschliessen Dörfer der Eingeborenen das Bild, während den Hintergrund grüne Hügel bilden, die von hohen, scharf gezackten Bergen überragt werden. Gegen hohen Seegang ist die Bucht durch eine Anzahl vorgelagerter Riffe geschützt, auf denen man zur Zeit der Ebbe gehen kann, die aber bei Fluth und Sturm der Schifffahrt schon oft Schaden zugefügt haben. Immerhin ist der Zugang hier leichter, als in Levuka, wo nur eine schmale Oeffnung in den auch dort vorliegenden Riffen ein Passiren der Schiffe gestattet.

An der weit in die See hinausgebauten, breiten Landungsbrücke traf ich an dem zur Abfahrt bestimmten

Morgen zur Zeit des Sonnenaufgangs mit meinen Reisegefährten zusammen. Die Sonne liess leider auf sich warten; dafür zeigten tiefgehende Wolken und weisse Kämme auf den Wellen im offenen Meer uns an, dass wir uns auf eine wenig angenehme Fahrt gefasst machen konnten. Das kleine, uns zur Verfügung gestellte Boot der Regierung, Clyde, war mehr eine Dampfbarkasse als ein Dampfschiff, aber stark genug gebaut, um einem Sturm zu trotzen. Nur rollte es ungemein, worüber der Kapitän am meisten fluchte, der sich, um über die Wellen hinweg zu sehen, hoch oben an den Vordermast festbinden liess. Wir freuten uns darum mit ihm, als wir nach fünfstündiger Fahrt den schmalen Eingang eines Atolls passirten. Inmitten des kreisrunden, bei ruhiger See kaum über den Meeresspiegel herausragenden Korallenriffs, war auf einem etwas höheren Felsen ein Leuchtthurm erbaut, das einzige Wahrzeichen für Schiffer in dieser gefährlichen Gegend. Wir brachten ihm Petroleum und Bedienungsmannschaften, schwarze Sträflinge, welche fünf Monate in diesem natürlichen, aber sicheren Gefängnis aushalten mussten, bevor sie abgelöst wurden. Von hier ging die Fahrt an mehreren kleinen Eilanden vorbei, bis wir nachmittags die Insel Kandavu erreichten, längs deren Küste wir uns nunmehr hielten. Zwar mussten wir der Riffe wegen soweit abhalten, dass wir Einzelheiten auf dem Land nicht unterscheiden konnten, doch sah man hie und da Rauch aufsteigen, ein Zeichen, dass dort Leute wohnten. Eine grünschimmernde, dicht



FIDSCHI-HAUS.



FIDSCHI-TANZ.

bewachsene Bergkette erfreute das Auge und kurz bevor wir unser Ziel erreichten, klärte sich der Himmel soweit auf, dass wir gerade noch den ziemlich an der Westspitze der Insel gelegenen, 860 *m* hohen, erloschenen Vulkan Mbuku Levu erblicken konnten. Nach zwölfstündiger Fahrt warfen wir in der Bucht von Tavuki Anker und schickten einen Mann an Land, unsere Ankunft zu melden.

Dem zurückkehrenden Boot entsteigen drei gut gebaute und sorgsam gekleidete Leute: der *Mbuli*, eine Riesengestalt, der *Native*-Arzt und ein Dolmetscher; sie bringen drei Pottwal-Zähne als Geschenk und legen sie zu Füssen des Commissioners, dem sie sich in gebückter Haltung nähern, nieder. Dieser lässt eine Matte bringen, auf der die Männer niederkauern, um eine lange Begrüssungsrede zu beginnen. Sobald sie beendet, reicht der Commissioner die Zähne einem seiner Fidschis und ertheilt ihm damit den Auftrag, die Ansprache zu beantworten, was derselbe mit grosser Geläufigkeit sofort thut, ohne bei der ungeheuren Länge der Rede ausser Athem zu gerathen. Persönlich zu antworten, geht nicht an, da sich dadurch der Angeredete zu viel vergeben würde. Nach Beendigung des *speech* erheben sich die Eingeborenen wieder, schütteln, sich tief verneigend, uns allen die Hände, worauf wir ihre Einladung annehmen und an Land fahren.

Tavuki liegt an einer grossen Bucht gleichen Namens. Es ist ein reiches Dorf, denn in ihm wohnen

die obersten Häuptlinge und andere angesehene Männer der Insel; alle haben schöne Häuser. Der Fidschimann legt Werth auf ein gutes Haus (Tafel XVI), dabei hält er nicht nur darauf, dass es sich angenehm darin leben lässt, sondern auch, dass es äusserlich und innerlich hübsch aussieht.

Hat er den Platz bestimmt, auf dem er sich niederlassen will, so errichtet er als Untergrund aus Steinen oder Korallen einen 0,5—3 *m* hohen Wall, nur wenig grösser als der projektirte Bau. Auf diesen kommt das Haus zu stehen, das rechteckig zusammengesetzt ist aus zwei langen und zwei kürzeren Wänden, auf denen ein hohes Dach ruht. Das Gerüst wird aus dicken, gut behauenen, grossen Baumstämmen hergestellt, die mit *Sinnet* unter einander verbunden werden. Sinnet ist ein aus Kokosnussfaser geflochtenes Tau, das die Eingeborenen färben und so zu verwenden verstehen, dass sich beim Umwickeln der betreffenden Stellen hübsche Muster bilden. In sehr guten Häusern sind die Stämme durchweg mit Sinnet umwunden, sodass vom Holz selbst nichts zu sehen ist. Die Wände bestehen aus einer ungemein dicken Grasschicht, die auf einem zwischen den Balken angebrachten Rohrgeflecht befestigt wird. Das ebenfalls sehr dichte Dach wird gern mit Zuckerrohrblättern gedeckt, weil diese mehrere Jahre halten, ohne einer Ausbesserung zu bedürfen.

Das fensterlose Haus bildet nur einen einzigen Raum mit 1 bis 3 Thüren. Die erste Thür befindet sich stets

in der Mitte der langen Front; ein gekerbter Balken oder ein Brett führt zum Eingang, den der barfussige Eingeborene leichter erklettert, als der beschuhte, im Balanziren nicht so geübte Weisse; ist eine zweite Thür vorhanden, so ist diese an einer Schmalseite angebracht, eine etwaige dritte dagegen liegt wiederum der ersten genau gegenüber. Der Boden des Hauses ist so dick mit Laub und Matten belegt, dass man angenehm darauf gehen, sitzen und schlafen kann. Die Schlafstelle befindet sich an der thürfreien Seite; die hier auf einander geschichteten Matten und *Masi*-stücke liegen so hoch, dass sie ein weiches und kühles Lager gewähren. Kühl ist überhaupt das ganze Haus und wegen seiner Grösse und der meist offen stehenden Thüren ist die Luft darin gewöhnlich nicht so schlecht, wie man wegen des Mangels an Fenstern vermuthen könnte. Nur an kalten Tagen, wenn die Thüren sorgsam geschlossen werden, empfindet man es unangenehm, dass für den Rauch keine Oeffnung vorhanden ist. Eine Feuerstelle befindet sich in jedem Haus, manchmal sind deren sogar mehrere vorhanden. Zwar werden grössere Mahlzeiten immer noch nach alter Sitte im Freien mittelst heisser Steine hergerichtet, aber das gewöhnliche Essen wird meist im Haus in importirten Kesseln und Töpfen bereitet. Sorglos gehen dabei die Eingeborenen in ihren so leicht entzündbaren Häusern mit dem Feuer um; es ist wirklich wunderbar, dass so selten ein Unglück vorkommt.

An den dem Herde zunächst gelegenen Wänden stehen auf dem Boden oder auf Gestellen die Kochgeschirre, die jetzt, wie erwähnt, meist aus Europa stammen, früher aber schöne, kunstvoll hergerichtete, thönerne Schüsseln, Töpfe, Kannen, sowie reich geschnitzte hölzerne Gefässe waren, unter denen die grosse *Yangona*-Bowle nebst den kleinen Trinkbechern aus Kokosnussschalen niemals fehlten. Diese haben auch jetzt noch ihren alten Platz behauptet. Oben zwischen den Querbalken liegen grosse Rollen von Masi, Matten und Sinnet. Aus diesen bestand früher neben seinen Waffen und seinem Schmuck der Reichthum eines *Kai Viti (Kai,* Mann), der jetzt sein Herz an Flinten, Pulver und europäischen Tand hängt. Leichter konnte er jedenfalls früher seine Wünsche befriedigen, denn die Töpferei und Masi-Fabrikation, ebenso wie das Flechten der Matten überliess er seinen Frauen, die ausserdem das Haus in Ordnung zu halten, für Essen zu sorgen, die Felder zu bestellen, zu fischen und einige andere Kleinigkeiten zu verrichten hatten. Nur vom Trinken der Yangona waren sie stets ausgeschlossen und daran ist bis auf den heutigen Tag festgehalten worden.

Der Fidschimann arbeitet nicht, das ist unter seiner Würde; er muss daher, um Geld zur Befriedigung seiner modernen Bedürfnisse oder Laster zu bekommen, entweder mit den Erzeugnissen der früheren Hausindustrie Tauschhandel treiben oder aber sein Land verkaufen. Die Folge davon ist, dass er bald nichts mehr von den

früher für ihn, heute für unsere Museen und Sammler werthvollen Dingen besitzen wird und dass der Grundbesitz immer mehr in die Hände von Weissen übergeht. —

An beiden Seiten des obersten Dachbalkens werden, in gleicher Stärke mit diesem, Klötze von schwarzgekohlten, leichten Farnstämmen angesetzt, sodass das Ganze aus einem einzigen Stück zu bestehen scheint. Diese Ansätze sind bei Häuptlingshäusern mit Muscheln verziert und von ihren Enden hängen dicke Ketten weisser Muscheln bis zum Erdboden herab. In solchen Gebäuden ist gewöhnlich die Schlafstelle durch ein grosses, von der Decke herabhängendes Stück Masi, das die ganze Breite des Hauses einnimmt, von dem übrigen Raum abgetrennt, sodass, wenn auch der Masi bei Tage meist zurückgeschlagen wird, abends der Schlafraum gesondert ist.

Die Bewohner von Kandavu (Tafel XVII) sind schöne grosse Menschen, wie ich sie weder in Neu-Caledonien noch auf den Neu-Hebriden gesehen habe. Stand ich unter ihnen, so war sicher keiner kleiner, die meisten aber grösser als ich, und manche überragten mich um Haupteslänge. Sie hatten intelligente Gesichter, der Körper war wohlgeformt, in seinen einzelnen Theilen proportionirt, der Ernährungszustand ein guter. Nur eins fehlte diesen grossen, kräftigen Gestalten: die frühere kolossale Perrücke. Nach jetziger polynesischer Sitte tragen sie das Haar kurz oder halblang, während in alten Zeiten das Gesicht von einem Toupet in der Grösse

eines Wagenrads umrahmt wurde. Der Friseur war ehemals eine wichtige Persönlichkeit; jeder Vornehme hatte einen besonderen Haarkünstler; mehrere Stunden befand er sich täglich unter dessen Händen. Auf anderen Fidschi-Inseln halten die Leute auch jetzt noch viel auf diese schöne Haartracht, aber solche, deren korkenzieherartigen Locken (Tafel XVIII) bisweilen 0,5 *m* hoch sind, kommen nur noch im Innern vor, während man an der Küste das Haar meist ausgekämmt trägt, was in mancher Hinsicht die Schönheit der Tracht noch erhöht (Xafel XVIII). Der Anblick eines Fidschimannes mit einer solchen Perrücke ist derartig interessant, dass es sich schon aus diesem Grunde allein lohnen würde, die Inseln zu besuchen. Um die Frisur beim Liegen zu schonen, benutzt man statt eines Kopfkissens ein, auf kleinen hölzernen Füssen ruhendes, dickes Bambusrohr, das oft mit kunstvoller Schnitzerei verziert ist.

Die Frauen (Tafel XIX) tragen dieselbe Frisur, doch kürzer als die Männer. Auch das weibliche Geschlecht ist von angenehmem Aeusseren; bei alten Frauen ist freilich nicht viel von Schönheit zu bemerken, aber die jungen Mädchen sind meistens hübsch, kleine Kinder oft ganz reizend. Als Zeichen der Jungfrauschaft lassen die Mädchen das Haar hinter den Ohren lang wachsen und flechten sich Zöpfchen daraus, die erst am Tage der Hochzeit abgeschnitten werden (Tafel XX). Heute darf der christliche Mann natürlich nur noch eine Frau ehelichen, früher kaufte er sich deren nach Belieben. Noch

heute aber ist es gebräuchlich, den Eltern der Braut bei der Hochzeit Geschenke zu überreichen, die englische Regierung will jedoch diese Sitte abschaffen, damit auch der geringste Schein eines Kaufs vermieden werde.

Die Farbe der Bevölkerung ist ein schönes, nicht zu dunkles, Braun, doch wechselt die Schattirung häufig. Die Kleidung ist halb europäisch, halb fidschiisch. Der *Sulu*, das Hüftentuch aus Masi, musste fast überall dem importirten Kattun weichen und Eingeborene, die in häufige Berührung mit Europäern kommen, haben sich bereits an Hose und Hemd gewöhnt, welch letzteres jackenartig über der ersteren getragen wird. Darüber bindet man hie und da noch ein Hüftentuch, bei festlichen Gelegenheiten aber wird dieses durch ein, mehrere Meter langes Stück Masi ersetzt, das man um den Leib wickelt und mittelst eines breiten weissen Bandes aus demselben Stoff befestigt. Der Kopf bleibt meist unbedeckt, selten wird darum, wie ehemals, brauner, geräucherter, dünner, weicher Masi gewickelt. Die Frauen tragen ein von den Hüften bis über die Waden reichendes Stück Zeug, viele auch auf Wunsch der Missionare eine, aus einem Stück bestehende, blousenartige Jacke, die über den Kopf gezogen wird. Doch hängen sie nicht allzu sehr an dieser, beim Photographiren oder Messen waren sie leicht zu bewegen, dieselbe abzulegen. Schmuck sieht man wenig, eine kleine Perlkette um den Hals oder eine abgeschliffene Muschel am Arm ist für gewöhnlich genügend, man zieht es vor, sich mit Blättern und Blumen zu zieren;

Löcher in den Ohrlappen waren selten, ebenso Täto. wirungen, wegen deren Fidschi einst so berühmt war.

Der *Masi*, jetzt auch hier meist *Tapa* genannt, wird von den Frauen heutigen Tages noch in grossen Mengen hergestellt. Hierzu schälen sie die Rinde von den Papiermaulbeer-, Brodfrucht- und einigen anderen Bäumen, legen sie in Wasser, bis sich die innere von der äusseren Schale lösen lässt und klopfen erstere dann mittelst eines hölzernen Schlägels auf einem Brett so lange, bis das Stück ungefähr zur neun- oder zehnfachen der ursprünglichen Grösse gewachsen ist. Der dadurch erhaltene weisse Stoff ist so fein, dass man fast hindurchsehen kann und darum zu dünn, um so getragen zu werden. Deshalb klebt man wiederum mehrere Stücke mittelst eines aus Beeren oder Pfeilwurzelmehl hergestellten Kleisters zusammen und kann somit jede gewünschte Stärke herstellen. Wird der Masi gefärbt, so geschieht dies bei derselben Gelegenheit. Zu dieser Arbeit vereinigen sich stets mehrere Frauen, oft sitzen alle Weiber des Orts zusammen. Sie lassen sich zu beiden Seiten des gefällten Baumstammes nieder, auf dem Schablonen angebracht sind, die man mit vieler Kunst aus Palmblatt-Rippen herstellt. Ueber diese gespannt, wird jedes Stück, sowie es aufgeklebt ist, mit Farbe bestrichen; besteht daher der Masi aus acht über einander liegenden Schichten. so ist er auch achtmal bemalt worden. Er wird dann in der Sonne zum Trocknen ausgebreitet und hierbei werden noch freihändig einzelne



MÄNNER VON KANDAVU.

FIDSCHI-INSELN.

besonders beliebte Zeichnungen und Tupfen eingetragen. Die Länge eines solchen Stücks ist oft sehr gross, manchmal bis zu 100 *m.* Der Masi diente nicht allein als Bekleidung, sondern wird heute noch als Zahlungsmittel bei Käufen gebraucht, auch findet er in den Häusern vielfach Verwendung, vor allem aber spielt er bei den üblichen Geschenken eine grosse Rolle.

Im Verfertigen von Matten haben die Fidschifrauen nicht dieselbe Kunstfertigkeit erreicht, wie z. B. die Samoanerinnen. Sie gebrauchten solche nur zum Bedecken des Hausbodens, dem entsprechend wurden die Matten gröber geflochten, als auf Inseln, wo man dieselben statt Tapa als Bekleidung trug, wozu sie feiner und weicher hergestellt werden mussten.

Neben der Masi-Bereitung haben sich die Frauen noch in einer zweiten Kunst ausgezeichnet: in der Töpferei. Der Boden liefert ein vorzügliches Material und ohne jedes künstliche Hülfsmittel, nur mit einem kleinen abgerundeten Stein, den man mit der einen Hand gegen die innere Wand des Gefässes hält, während man mit der anderen von aussen gegen den Thon schlägt, verfertigen sie allerlei Topfwaren, kleine wie grosse, mit erstaunlicher Accuratesse. Mit einem hölzernen Stäbchen werden Figuren in die fertigen Gefässe gravirt, die man auf freiem Feuer brennt und noch heiss mit Harz glasirt.

Grosse Geschicklichkeit zeigen die Frauen auch im Fischstechen; oft habe ich die Mädchen mit einem kleinen,

eigenthümlich geformten Korb an der linken Hüfte im Wasser stehen sehen, den Speer wurfbereit in der rechten Hand. Selten verfehlten die Schützen ihr Ziel und freudig sprangen oder schwammen sie dem Speere nach, um die Beute dem Korb anzuvertrauen oder die Waffe von neuem zu gebrauchen. Auch mit Netzen wurde gefischt; hierbei gehen immer mehrere Frauen zusammen auf Fang aus, die Arbeit ist gleichzeitig eine Erholung und in dem kühlenden Bad geht es oft lustig zu. Werden beim Fischen Kanus verwendet, so betheiligen sich daran auch Männer.

Der Kanubau der Fidschileute war früher bedeutend, die Doppelkriegsfahrzeuge hatten einen grossen Ruf. Jetzt kaufen die Eingeborenen sich gern Boote von den Weissen in Suva. Damit sie dabei nicht übervortheilt werden, überwacht die Regierung den Bau und die Preise der Schiffe, die Besitzer schädigen sich aber oft selbst durch unsinniges Behandeln derselben. So lange diese neu sind, haben sie Freude daran, doch kann man die Leute nicht bewegen, den Kahn später wieder anzustreichen oder auszubessern. Hat er Schaden genommen, so lässt man ihn, wo es auch sei, auf den Strand laufen, kümmert sich nie mehr darum und bezahlt lieber den hohen Preis für ein neues Fahrzeug, als ein ausgebessertes zu benutzen.

Von den zur Bereitung der Mahlzeit nöthigen Arbeiten nehmen die Männer dem schwächeren Geschlecht nur das Herrichten von solchen Speisen ab, die

mittelst heisser Steine ausserhalb des Hauses hergestellt werden. Das beschränkt sich heute auf das Braten von Schweinen, früher war auch die Zubereitung des Menschenfleischs den Männern vorbehalten. Menschenfleisch war bei den Fidschis einst sehr beliebt; deshalb war es wohl Sitte, dass die Frauen von diesen Leckerbissen nichts abbekamen, ebenso wie sie von der Yangona ·ausgeschlossen waren. Selbst das Berühren eines menschlichen Bratens war ihnen verboten, doch kam es wohl vor, dass ein liebender Gatte beim Schmaus die Eingeweide seinen Weibern zuwarf, die sich mit grosser Gier darüber stürzten. Bei kannibalischen Festen wurden die Menschen entweder ganz gebraten oder, zerstückelt, in Bananenblätter gewickelt und gedämpft. Rohes Fleisch lieben die Fidschileute nicht, sie ziehen es durchgebraten vor; ich habe oft beobachtet, dass Stücke eines im Freien zubereiteten Schweins später im Haus noch einmal über Feuer gelegt wurden, weil sie den Leuten zu roh waren. Im Gegensatz zu allen anderen Speisen, die man mit den Händen zum Munde führte, ass man den Menschen stets mit einer langen, aus vier Zinken bestehenden, oft kunstvoll geschnitzten, hölzernen Gabel, weil Menschenfleisch *Tabu* (heilig) war und die Lippen nicht berühren durfte. Waren es zwar in erster Linie die gefallenen Feinde, die gefressen wurden, so liess sich auch hie und da einmal ein Häuptling in Friedenszeiten einen Menschenbraten aus reinem Appetit herrichten; kein schöner Zug war es von diesen Herren, dass sie sich

dabei nur zu häufig das Schlachtopfer unter ihren Gattinen wählten.

Das meiste Fleisch, welches jetzt auf den Fidschi-, ebenso wie auf anderen Südsee-Inseln verzehrt wird, liefert das Schwein. Ein grosses Loch wird ausgegraben und mit Holz gefullt; nachdem letzteres angezündet, werden Steine darauf geworfen und öfters gewendet. Auf diese legt man das Schwein, um die Borsten abzusengen, auch damit man das Thier, das bald wieder herunter genommen wird, leichter häuten kann. Sind die Steine heiss, so steckt man einige in das Innere des Schweins zusammen mit nassen, grünen Blättern, legt auf die anderen zuerst grüne Blätter, dann den Braten, dazu Taros, Yams, Brodfrüchte, Kürbisse oder was gerade vorhanden ist, deckt den Haufen mit Blättern zu, giesst etwas Wasser darüber und schliesst das Ganze mittelst Erde luftdicht ab. So hergerichtet bleibt der Ofen mehrere Stunden sich selbst überlassen, bis das Essen gar ist. Das im eignen Fett gedämpfte Schwein schmeckt vortrefflich; hat man etwas Salz bei der Hand, so zieht man dieses Gericht gewiss manchem europäischen vor.

Ausser einem saftigen Braten und einer guten Bowle verstanden die Männer auch vorzügliche Waffen herzustellen. Die Fidschis waren geborene Krieger, der Kampf hörte unter ihnen fast nie auf. Deshalb mussten sie haltbare Waffen haben, die aus einem hartem Holz hergestellt, auch den dicksten Schädel mit Leichtigkeit

spalteten. Dass diese Waffen kunstvoll verziert wurden, versteht sich von selbst. Nur das Recht des Stärkeren galt und als Çakombau, der letzte König von Fidschi, die Inseln 1874 England übergab, konnte er mit vollem Recht seinem Geschenk an die Königin, einer grossen Keule, die Worte hinzufügen: »Ich, der König, übergebe Ihrer Majestät meine alte Kriegskeule, das frühere und bis vor kurzem einzig herrschende Gesetz auf Fidschi.« Jetzt befinden sich fast alle diese schönen Waffen in europäischen Museen, die Keule des Königs wird im British-Museum in London aufbewahrt, Friede und Ordnung sind auf den Inseln eingezogen; die Fidschileute aber, die wissen, dass jeder Fremde gern ein paar Trophäen mit nach Haus nimmt, fertigen nach alten Mustern schlechte neue Sachen an, die sie als antike für ungeheure Preise an den Mann zu bringen suchen. —

In Tavuki hatten die Leute für den Native-Commissioner ein kleines Haus gebaut, das alle Zeichen einer Häuptlingswohnung trug, aber den Einzug der Civilisation schon durch ein verschliessbares Fenster zeigte. Da es nicht sehr geräumig war, so überliessen wir die Schlafstelle dem Arzt, richteten den übrigen Raum als Wohn- und Arbeitszimmer ein und baten dann den *Native-Magistrate,* uns, d. h. dem Commissioner und mir, ein Unterkommen zu gewähren. Gern erfüllte er unseren Wunsch. Da sein Haus gross war, bereiteten wir ihm damit keine Unbequemlichkeiten, er zog mit den Seinen in die eine Hälfte und überliess uns die

andere. Hier hingen wir unsere Mosquitonetze auf, legten unsere Matten darunter und die Einrichtung war beendet.

Die Engländer verwalten die Fidschi-Inseln ähnlich wie die Holländer ihre malayischen Kolonien. Sie haben die eingeborene Obrigkeit nicht entfernt, sondern lassen die Häuptlinge weiter regieren, verständigen sich aber zuvor mit diesen, bzw. ertheilen ihnen die nöthigen Winke und Instruktionen. Die oberste Entscheidung liegt stets in den Händen des Gouverneurs uud es geschieht immer nur das, was dieser will, wenn auch die Verfügungen scheinbar von den Häuptlingen ausgehen. Der oberste derselben auf Kandavu, *Roko* betitelt, wird von der Regierung gewählt, bezieht von dieser einen Jahresgehalt und ist der Vertreter der Insel sowohl im *Native-Parliament*, wie der englischen Regierung gegenüber. Ihm unterstehen acht *Mbuli*, Distrikt-Häuptlinge, und diesen wiederum solche, die jährlich von den Ortschaften — Städte und Dörfer nach englischer Bezeichnung — gewählt werden. Um in unbedeutenden Fällen Recht zu sprechen, werden ausserdem zwei »*Turanga ni lewa i taukei*«, *Native-Magistrate*, bestimmt, deren Titel »Häuptling der Entscheidung in Angelegenheiten der Eingeborenen« bedeutet. Eingeborene Geistliche und Lehrer werden in Suva ausgebildet, ebenso Aerzte, die so lange im Hospital bleiben, bis sie sich etwa die Kenntnisse eines Heilgehülfen angeeignet haben. Bei gefährlichen Krankheiten

senden sie um Hülfe nach der Hauptstadt oder packen, wenn möglich, den Kranken sofort auf ein Boot und schicken ihn nach Suva ins Spital.

Alle Kandavuleute sind Christen; das konnten wir schon am ersten Abend merken. Nicht lange, nachdem wir uns eingerichtet, ertönte die Abendglocke; als wir in ein Haus eintraten, war die Familie bereits zum Gebet versammelt, in das auch wir von dem Hausherrn mit eingeschlossen wurden. Als ich am nächsten Abend ohne meine Reisegefährten vorsprach, wurde nur auf mich allein Gottes Segen erfleht. Es ist hier Brauch, nur für die Anwesenden zu beten; auch der nächste und liebste Verwandte wird, wenn er nicht zugegen ist, ausgeschlossen.

Die Kirche von Tavuki war nicht besonders schön, dafür aber recht baufällig; Sonntags und an einem Wochentag wurde darin Gottesdienst abgehalten, im Hause des Predigers und Lehrers ausserdem jeden Abend eine kleine Andacht, die mit einem gemeinsamen Gesang begann und endete. Einige Meilen westlich vom Ort befand sich eine Missionsstation. Obgleich ich die Bewohner derselben nicht kennen gelernt habe, gedenke ich ihrer auch heute noch dankbar, denn jeden Morgen sandten sie uns einen Krug mit frischer Milch, die von uns allen um so höher geschätzt wurde, als man sie nur selten zu kosten bekam. —

Am nächsten Morgen ging es im Ort äusserst lebhaft her. Gegen 60 Ober- und Unterhäuptlinge waren

mit grösserem oder kleinerem Gefolge entweder gestern schon angekommen, oder trafen heute früh ein. Für alle diese musste Quartier und Essen geschafft werden; da Tavuki allein eine so grosse Last nicht tragen konnte, so wurden die Ortschaften des ganzen Distrikts zu Lieferungen herangezogen. Von überallher kamen Trupps von Leuten mit Schweinen, Taros, Yams und *last not least* mit ungeheuren Wurzeln des Pfefferstrauchs beladen, um sie vor einzelnen Wohnungen niederzulegen. Alle, für die das Essen bestimmt war, hatten bei der Uebergabe desselben zu erscheinen, sie hockten kauernd in grossem Bogen, während die Geber die Geschenke vor ihnen aufbauten. Jedes Stück wurde mit einem lauten, gedehnten »Ah!« bewillkommt, beim letzten klatschten alle in die Hände, worauf die Geschenke in langer Rede übergeben wurden; wiederholtes Händeklatschen beschloss diesen Akt. Nunmehr übernahmen die Empfänger die Gaben unter ähnlichen Ceremonien und mit ebensolangen Reden; dann bestimmte der oberste Häuptling den Antheil für jedes Haus. Die Schweine, täglich drei bis fünf, wurden ganz gebraten und erst später stückweise vertheilt.

Auch bei uns ging es lebhaft zu. Schon gestern Abend hatte uns der Roko Essen gesandt, heute aber schien Jeder Angst zu haben, wir könnten verhungern; daher war unser Haus bald mit Leckereien gefüllt und blieb es während der ganzen Zeit unserer Anwesenheit. Auch an Besuchern fehlte es nicht; wer uns etwas ge-





EINGEBORENE DER FIDSCHI-INSELN.

bracht hatte, hielt es für seine Pflicht, uns auch seine angenehme Gesellschaft noch mehrere Stunden zu schenken, andere Leute kamen in der Hoffnung, Tabak oder irgend etwas anderes erbetteln zu können, viele auch aus blosser Neugierde. Die Gastfreundschaft auf Kandavu war die weitestgehende, die ich auf den Fidschi-Inseln gefunden; gastfreundlich wird man fast überall im Archipel aufgenommen, aber doch nicht in so zuvorkommender Weise wie hier. Freilich hatte das auch seine Schattenseiten, denn die Leute sahen es am liebsten, wenn man ihre Gabe sofort vor ihren Augen verzehrte, mochten es aber gar nicht, wenn man diese bei Seite stellte. Die Gerichte waren sehr fett, die Fische, die wir erhielten, schwammen stets in einem See von Sauce. Zum Glück benutzte man hierzu Schweinefett und nicht Kokosnussöl, — denn es ist nicht angenehm, dies Parfüm, das man den ganzen Tag an den braunen, mit Kokosnussöl eingeriebenen Gestalten riecht, beim Essen auch noch zu schmecken —, weshalb derart zubereitete Speisen leidlich schmackhaft waren, ebenso wie gekochte Hühner, Taros, Yams, oder Krabben und einige andere schwer definirbare Kleinigkeiten. Kamen aber die Leute mit *Puddings* an und leider erhielten wir diese, die für besonders gut gelten, in Unmengen, so überlief mich ein heimliches Grauen. Auf Bananenblättern wurden die grossen Klösse gereicht, die aus Kokosnusskernen, aus Brodbaum-Früchten und Taros, unter Zusatz von Kokosnussöl und wer weiss was noch für Zuthaten bereitet,

mit einer dickklebrigen schwarzen Sauce übergossen waren. Die Sauce bestand aus dem Saft der Kokosnuss gemengt mit dem des Zuckerrohrs, wodurch das Ganze widerlich süsslich und ölig schmeckte. Aus Rücksicht auf den Geber, um ihn nicht zu beleidigen, und aus Rücksicht auf mich, um denselben nicht bis zur Ewigkeit an meine Fersen zu ketten, habe ich leider öfters, als mir lieb war, in den Kloss beissen müssen, aber ich war stets froh, wenn der Geber meiner Versicherung glaubte, dass ich mir eine so gute Speise gern bis zum nächsten Tag aufheben möchte und er nicht auf sofortiger Vertilgung bestand. Am andern Tag war dann das Gericht von unseren Dienern bewältigt und wir konnten den Gebern mit gutem Gewissen sagen, dass es ausgezeichnet gemundet habe. Von noch weniger angenehmen Geschmack war das Brod, das die Frauen entweder aus Pfeilwurzelmehl bereiten, aber vor dem Essen — es wird geröstet verzehrt — erst mindestens acht Tage in Wasser legen müssen, um den strengen Geruch und Geschmack zu mildern, oder das sie aus Brodfrüchten herstellen und gährenshalber eine Zeit lang in die Erde vergraben.

Die Speisen wurden hübsch angerichtet, die Teller mit Blättern oder Blumen belegt, noch mehr waren die Damen geschmückt, die uns das Essen brachten. Die Mädchen hatten sich nicht nur rein gewaschen und angezogen, sondern sie trugen auch Blumen und Blumenketten in grossen Mengen. Da der Commissioner im

voraus gewusst hatte, wie sehr wir in Tavuki gefüttert werden würden, so hatten wir nicht viel eigenen Proviant mitgenommen, aber selbst von diesem sollten wir nur wenig zu essen bekommen. Gewöhnlich öffneten wir zu jeder Mahlzeit eine Büchse Konserven, um neben den Fidschigerichten noch ein europäisches zu haben, aber wir bekamen selten etwas davon ab. Die Augen sämmtlicher Anwesenden blieben so lange an der Büchse haften, wir hatten eine solche Menge Fragen über deren Inhalt zu beantworten, dass uns, um die allgemeine Neugierde zu befriedigen, nichts anderes übrig blieb, als Jedem etwas davon abzugeben. Ich glaube nicht, dass den Leuten immer alles gut schmeckte, aber das Fremde zog sie an, sie lobten unsere Konserven stets genau so, wie ich ihre Puddings. Bedanken konnten wir uns für die Gaben nicht, die Fidschisprache hat kein Wort für Dank; brachte Jemand etwas, so sagte man nur *Vinaka!* »gut«. Der Dank besteht in Gegengeschenken, die nicht nur gern angenommen werden, sondern die man von den Weissen auch stets erwartet. Wir revanchirten uns dadurch, dass wir, nach Suva zurückgekehrt, mehrere Stücke Kattun, Tabak und einige Kleinigkeiten, von denen wir wussten, dass sie Freude bereiten würden, an den Mbuli mit der Angabe sandten, die Geschenke unter die Betreffenden zu vertheilen. —

Das Haus neben der für den Commissioner errichteten Wohnung war als Gerichtsgebäude eingerichtet, der Boden mit Holz gedielt, der hintere Theil für

die Richter erhöht. Zwei Fenster gaben dem Raum etwas mehr Licht, als sonst die Häuser gewährten.

Wie schon gesagt, kam der Commissioner zweimal im Jahre nach Tavuki. Am ersten Versammlungstag wurde über das Wohl der Insel berathen, an den folgenden Gerichtstagen mussten alle Fälle erledigt werden, die der Native-Magistrate nicht hatte entscheiden dürfen. Zweimal jährlich besuchte der Commissioner als Richter noch andere Orte Kandavus, er sah daher jedes Jahr drei Distrikte, die ganze Insel in zweieinhalb Jahren, konnte sich also selbst davon überzeugen, ob neuerlassene Verordnungen ausgeführt waren oder nicht. An der heutigen Sitzung durften nur Häuptlinge theilnehmen; 50 bis 60 kauerten im Hause, sie sassen auf dem zum Sitzen bestimmten Körpertheil und hatten die Beine vorn übereinander geschlagen. Der Commissioner nahm auf dem erhöhten Theil auf einem Stuhl Platz, ebendaselbst sassen, auf seitwärts angebrachten Bänken, der Roko und der Mbuli von Tavuki, ersterer ein Mann mit schon weissem Kopf- und Barthaar, letzterer der grösste von allen Anwesenden, eine schöne Erscheinung mit intelligentem Gesicht. Ich nahm meinen Sitz neben dem Commissioner und hatte so die ganze Versammlung vor mir. Alle waren gut gewachsen, mit ausdrucksvollen Physiognomien, sie trugen kurzes Kopf- und Barthaar, oder letzteres war rasirt. Alle waren sauber angezogen und über Hose und Hemd hatte Jeder ein langes Stück Masi gewickelt.

Wohlthuend berührte die Ruhe der Versammlung und der Ernst, mit dem Jeder bei der Sache war. Ein Gebet eröffnete die Sitzung. Zuerst hatten die Distrikts- oder Ortsvorsteher zu berichten. Damit nichts übersehen wurde, mussten eine Anzahl Fragen beantwortet werden, die sich auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung, auf deren Arbeiten, die Ernte, den Zustand der Wege, auch darauf, wie Neueinrichtungen aufgenommen und befolgt worden waren und auf anderes mehr bezogen. Dann durften die Häuptlinge ihre Wünsche vorbringen; unbedeutende, sowie Bitten einzelner Ortschaften entschied, wenn irgend möglich, sogleich der Commissioner, über wichtigere wurde zuerst eifrig debattirt, dann abgestimmt. Wurde ein Beschluss gefasst, so musste er formulirt dem Gouverneur als Bitte unterbreitet werden; je nachdem dieser entschied, wurde das Beschlossene zum Gesetz erhoben oder verworfen. Heute stand ein interessanter Fall zur Berathung. Ein früher zu den Sklaven gehörender Stamm der Insel wollte seine, durch die englische Regierung erlangte Freiheit, dazu benutzen, auszuwandern, er hoffte anderswo ein besseres Loos zu erlangen, als in seiner eigentlichen Heimath, wo er immer noch unter hartem Druck arbeiten musste. Seine vormaligen Herren aber wollten ihm die Auswandrung nicht erlauben, da das Land dadurch zu viele Arbeitskräfte verlieren würde. Dem Gouverneur wurde daher die Bitte unterbreitet, den armen Leuten das Auswandern zu verbieten. Die Verhandlung dauerte ziemlich lange,

alle Redner sprachen fliessend, aber obgleich der Fall sie nahe berührte, verlor keiner seine Ruhe. Gemessen setzte Jeder seine Gründe auseinander und die *Corona* hörte aufmerksam zu, ohne sich anderweitig zu beschäftigen oder gar zu schlafen, wie das in europäischen Parlamenten bisweilen vorkommen soll. Die einzige Beschäftigung ausser Reden und Zuhören bestand in ununterbrochenem Fächeln mit Palmblättern, wodurch man sich Kühlung zu schaffen und die Fliegen zu verjagen suchte. Letztere sind auf den Inseln, besonders in den Zuckerdistrikten auf Viti Levu eine fast noch grössere Plage, als Mosquitos und andere tropische Peiniger. Das Rauchen war den Leuten in dieser Versammlung erlaubt, da ihnen aber der Commissioner keinen Tabak geschenkt hatte, unterliessen sie es. Von 1 bis 3 Uhr trat eine Mittagspause ein, nachmittags wurde wieder debattirt.

Nach dem Essen versäumte ich nicht, den obersten Häuptlingen meinen Besuch zu machen. Zuerst suchte ich den früheren *Roko* auf, einen 85jährigen sehr hinfälligen Greis, der vor kurzem durch den etwas jüngeren Mann ersetzt worden war, der heute früh den Verhandlungen beigewohnt hatte. Dieser hatte sich als Oberhaupt der Insel ein prächtiges Haus bauen lassen, das beste, welches ich gesehen. Es war noch nicht ganz fertig, hatte aber, obgleich beim Hausbau Jeder unentgeltlich hilft und der Bauherr nur das Essen verabreicht, bereits über 250 Schweine und mehrere Tausend Yams und Taros gekostet, für Fidschi keine Kleinigkeit. Das

Fundament war sehr hoch, eine Steinmauer, deren Innenraum durchweg mit Sand angefüllt war, fasste es ein. Die Riesenpfeiler aus hartem, unverwüstlichem Holz werden wohl noch nach hundert Jahren das Dach ebenso sicher tragen, wie heute.

Auch den Mbuli, den Prediger, den Arzt, der sich durch eine auffallend hübsche Schwester auszeichnete, und andere Honoratioren suchte ich auf; eine Unterhaltung kam leicht in Fluss, da die meisten von ihnen einige englische Worte verstanden, sodass ich wenig Fidschi zu Hülfe zu nehmen brauchte. Als ich am Vormittag meinen Wirth um eine *Mbu*, Kokosnuss, bitten wollte und mir erst im Stillen einen Satz auf Fidschi zurecht gelegt hatte, antwortete er lachend: *oh you want a cocoanut!* Nach diesen Erfahrungen versuchte ich nicht mehr mit Fidschi zu glänzen, sondern mich auf Englisch zu beschränken. Weit kam ich dabei aber auch nicht, nur die gebräuchlichsten Worte waren bekannt, da aber meine Fragen gerade Dinge berührten, die nicht alltäglich besprochen wurden, so konnte ich oft eines Dolmetschers nicht entbehren. Nur der *Native*-Arzt, der mehrere Jahre im Spital in Suva gelernt hatte, sprach recht leidlich englisch, ebenso der Gefängnisinspektor, der zugleich der Befehlshaber der vier Polizeisoldaten von Tavuki war.

Schnelle Fortschritte wird die englische Sprache auf den Fidschi-Inseln kaum machen, weil die englischen Beamten mit den Eingeborenen deren Sprache reden.

Dies hat den grossen Vortheil, dass sie sich viel leichter und besser in die Anschauungen der *Natives* einleben, als wenn diese gezwungen wären, englisch zu sprechen oder einen Dolmetscher zu gebrauchen. Auch dies haben die Engländer den Holländern abgesehen, die in ihren ostindischen Kolonien mit den Eingeborenen nicht nur malayisch reden, sondern diesen sogar verbieten, holländisch zu sprechen.

Den Nachmittag verbrachte ich mit Messen der Eingeborenen und mit Photographiren derselben; es war merkwürdig, wie sich die Leute, besonders die Frauen, zu letzterem drängten. Auf anderen Inseln stiess ich hierbei stets auf Schwierigkeiten, selbst Geschenke zogen nicht immer; hier bat man darum, verewigt zu werden, weil es Vergnügen machte. Die Mädchen schmückten sich dazu mit Blumen und Kränzen und waren während der ganzen Zeit in ausgelassenster Heiterkeit. Kleine Geschenke nahmen sie sehr gern dafür, besonders auf Tabak waren sie erpicht, aber ich glaube, dass ihnen das Photographirtwerden grösseres Vergnügen bereitete, als Perlen und Ringe. Die Männer blieben gesetzter, legten aber vor der Aufnahme gern Tanz- oder Kriegsschmuck an.

Der nächste Tag verlief in ähnlicher Weise, der Saal aber bot heute ein ganz anderes Bild. Es war Gerichtssitzung, zu der Jeder Zutritt hatte; deshalb war das Volk von überall her erschienen, während von den Häuptlingen nur wenige anwesend waren. Aus diesem



FRAUEN VON KANDAVU.

FIDSCHI-INSELN.

Grunde war die Menge bunter als gestern; man sah mehr Leute mit gewöhnlichen Gesichtszügen und grösseren Haartrachten, viele trugen den Oberkörper nackt, nur um die Hüften den Sulu. Zu beiden Seiten des Commissioner nahmen die »*Turanga ni lewa i taukei*« Platz, mit denen sich ersterer über jeden Fall berieth, ehe er das Urtheil verkündete. Der Commissioner protokollirte selbst, während ein eingeborener Sekretär ein zweites Protokoll führte. Auch heute ging es ungemein ruhig zu. Angeklagte wie Zeugen warteten im Freien, bis sie von einem Thürsteher aufgerufen wurden. Die Zeugen wurden auf die Bibel vereidigt, der Angeklagte führte seine Vertheidigung selbst und zwar meist sehr geschickt. Die Verurtheilung nahm er ruhig auf; eine Freisprechung würde sein Gesicht wohl auch nicht merklich verändert haben, doch erlebte ich keine solche.

Vor den Schranken erschien zuerst ein eingeborener Sekretär, der Geld veruntreut hatte, eine Handlung, die bei allen Anwesenden starkes Missfallen erregte. Er wurde zu achtzehn Monaten Gefängnis verurtheilt. Sobald er aus dem Saal geführt worden war, schnitt man ihm als Sträfling die Haare ganz kurz, später nahmen wir ihn mit nach Suva, wo Jeder seine Strafe absitzen muss, der zu mehr als zu einem Vierteljahr verurteilt ist. Kürzere Strafen bis zu drei Monaten werden im Gefängnis von Tavuki verbüsst. Ein Junge, der einer Brandstiftung überführt wurde, erhielt fünf Ruthenstreiche. Ohne zu zucken, nahm er sie hin, dann aber stiess er ein so

furchtbares Gebrüll aus, dass er weggeführt werden musste. Zwei Mädchen, die eine selbstbereitete Medizin als Abortivmittel angewandt hatten, erhielten je ein Jahr Gefängnis und begleiteten uns später ebenfalls nach Suva.

Da ich Kandavu nicht verlassen wollte, ohne *Yangona*, den auf anderen Südsee-Inseln *Kawa* genannten, mir damals noch unbekannten Trank, gekostet zu haben, so hatte der Commissioner den Mbuli gebeten, für uns solche bereiten zu lassen. Dieser ergriff gern die Gelegenheit, den seltenen Gast zu ehren und lud uns für den Abend zu einem Yangona-Fest ein.

Als wir kurz nach 8 Uhr sein Haus betraten, füllten drei Seiten des grossen Raumes eingeborene, mit Kränzen und Blumenketten geschmückte Gäste, während an der vierten der Hausherr allein sass. An der Seite des Mbuli nahmen wir Platz, worauf eine riesige Wurzel von *Piper methysticum* in die Mitte des Zimmers gelegt wurde. Zur Begrüssung hielt der Häuptling eine Ansprache, die er damit schloss, dass er die Yangona feierlichst uns, der Königin Victoria und dem Kaiser von *Jiamane (Germany)* widmete. Dann wurde die Wurzel vorläufig wieder bei Seite gelegt. Elf Mädchen erschienen, stark mit wohlriechendem Oel — Kokosnussöl, das man mit pulverisirtem Sandelholz oder selbstbereiteten Parfüms versetzt — am ganzen Körper gesalbt, mit vielen Blumen und Blumengewinden, Kränzen und Federn geschmückt, sonst aber nur mit einem kleinen Sulu be-

kleidet, und nahmen uns gegenüber in einer Reihe Platz, die jüngsten auf dem rechten Flügel, während die Vorsängerin oder Vortänzerin, sich in der Mitte niederliess. Alle sitzen auf der am Boden liegenden Matte mit vorn übergeschlagenen Beinen, ebenso die Zuschauer und auch wir. Dann beginnen die Tänze (Tafel XVI), die mit europäischen freilich nicht zu vergleichen sind, sich aber dadurch auszeichnen, dass sie alle irgend eine Bedeutung haben. Will man sie mit etwas Europäischem vergleichen, so würden sie einem Ballet am nächsten kommen, bei dem die Tänzer die Begleitung singen, oder aber die Sänger ihren Vortrag mit Gesten begleiten, die dem Texte genau angepasst sind.

Derartig war das erste *Meke.* Es begann mit einem langsamen, angenehmen, von der Vortänzerin angestimmten, einleitenden Gesang, der bald vom Chor aufgenommen wurde, worauf erst die Bewegungen einsetzten. Die Oberkörper wiegten sich im Rhythmus, die Arme hoben sich und glitten wellenförmig durch die Luft hin und her, sodass Jeder, auch wer den Text nicht verstand, merken konnte, dass es sich um einen Vorgang auf dem Meere handele. Und in der That war es so: die Sängerinnen erzählten von einem Kanu, das auf einer grossen Insel erbaut und nach Fidschi gekommen sei; sie beschrieben alle Leute, die sich auf demselben befanden: eine Art Einwanderungsgeschichte. Dabei blieben sie unter Zuhülfenahme des Kopfes, der Hände und Beine bei den anfänglichen Bewegungen; es war bewunderungswürdig, welch ver-

schiedene Stellungen sie durch einfaches Beugen und Wenden des Kopfes, durch Drehen und Wiegen des Körpers, durch Heben, Senken, Strecken, Vorwärts- und Rückwärtsführen der Arme und Hände einnehmen, und was sie alles damit ausdrücken konnten. Der Takt wurde entweder durch Zusammenschlagen der Hände oder Aufschlagen derselben auf die nackten Arme oder Schenkel, manchmal auch durch Klopfen mit den Füssen auf die Matten angegeben. Alle Bewegungen waren graziös und wurden exakt ausgefuhrt. Am hübschesten war die Darstellung des Schaukelns des Schiffes: das Hin- und Herwiegen der geschmückten, üppigen, schönen Mädchen. deren Reize von den Blumen mehr gehoben, als versteckt wurden, während das stark parfümirte Oel einen eigenthümlichen, auf die Sinne wirkenden Geruch verbreitete, musste selbst verwöhnte Leute befriedigen. Ein am Schluss des Tanzes von einem alten Häuptling den Tänzerinnen zugerufenes *Vinaka,* zeigte, dass auch die Eingeborenen so etwas zu schätzen wissen.

Hierauf treten zwanzig Jünglinge ein, die sich hinter den Mädchen niederlassen; sie sind nicht so stark gesalbt wie diese, aber noch mehr mit Blumen und grünen Zweigen geschmückt; an Armen und Beinen haben sie Bänder aus Gräsern und in diesen stecken ganze Büschel von Zweigen. Alle zusammen führen zwei Tänze auf, von denen der eine tonganischen, der andere samoanischen Ursprungs sein sollte. Der von Tonga übernommene war ungemein melodiös, der samoanische

begann mit Geberdenspiel und Händeklatschen, der Gesang fiel erst später ein. Grössere Tanzfeste werden auf Fidschi im Freien abgehalten, da die hierbei vorgeführten Tänze stehend ausgeführt werden, im Hause aber niemals ein Niederer vor einem Höheren sich emporrichten darf. Tief gebückt kommt Jeder herein und in dieser fast kriechenden Stellung geht er nach dem ihm zukommenden Platz. Mit zu den schönsten Mekes zählen die Kriegstänze; es sieht wirklich imposant aus, wenn mehrere Hunderte von Menschen, die sich, wie zum Kampf geschmückt, durch allerlei Vorrichtungen ein möglichst wildes Aussehen gegeben haben, die Keule mit beiden Händen hochhaltend, anmarschiren. Heute konnte man mir einen solchen nicht zeigen, damit ich aber einen Begriff von den im Stehen ausgeführten Tänzen bekäme, erhoben sich plötzlich die Akteurs zum grossen Schrecken des Commissioners, der eine unangenehme Scene fürchtete, weil die jungen Leute vor ihrem Oberhaupt, dem Mbuli, in dessen eigenem Hause aufzustehen wagten. Dieser aber hatte es selbst vorher angeordnet und drückte aus Rücksicht auf mich ein oder beide Augen zu.

Zuerst führten die Jünglinge allein, dann beide Geschlechter zusammen und schliesslich die Mädchen für sich einen Tanz auf. Der letzte war der hübscheste. Der erste war ungemein wild, die Gesten, zu denen noch Laufen, Hüpfen, Sichhinwerfen und Aufspringen kamen, wurden mehr stossweise ausgeführt, der Ge-

sang artete in Schreien aus, und der Lärm wurde durch Schlagen auf ein Blechgefäss noch vergrössert. Während mich der Tanz nicht befriedigte, schien das Gegentheil bei den Tänzern der Fall zu sein; je länger sie tanzten, desto mehr geriethen sie in Ekstase und hörten nicht früher auf, als bis das Gefäss in tausend Stücke flog. Der gemeinsame Tanz war etwas schöner, aber die Jünglinge waren von dem vorhergehenden noch zu erregt; hielten die Mädchen auch Takt und Ordnung aufrecht, so kontrastirten sie doch zu sehr mit den erhitzten und übermüthigen Jünglingen, die allerhand Allotria ausführten.

Sehr hübsch war der zum Schluss von den Mädchen allein stehend ausgeführte Tanz. Ein Theil der Zuschauer bekam kleine Stäbe in die Hand, mit denen auf den Matten der Takt geschlagen wurde, während die Vortänzerin einen melodiösen, oft in schnelles Tempo übergehenden Gesang begann; hie und da fiel der Chor ein, aber immer nur für kurze Zeit als Begleitung, während die Anführerin die Melodie hielt und fortführte. Dabei bewegten sich die Körper ohne Unterbrechung bei fortwährender Veränderung der Stellung und des Platzes; ein ganz reizend ausgeführtes Chassiren wird mir stets in der Erinnerung bleiben. Hie und da stieg die Lebhaftigkeit des Tanzes und auch die Tänzerinnen wurden erregter, sie hielten sich aber immer innerhalb gewisser Grenzen. Ein anhaltendes Händeklatschen der Zuschauer belohnte sie am Schluss.

Nunmehr wurde zu der *Pièce de résistance* des Festes, dem Bereiten und Trinken der *Yangona* übergegangen. Zu meinem grossen Bedauern mussten uns hierbei die Mädchen verlassen, denn es ist, wie schon bemerkt, auf Fidschi keinem Weib erlaubt, im Haus zu bleiben, wenn Yangona bereitet wird.

In die Mitte des Zimmers wurde die Bowle gestellt, eine grosse, mit vier Beinen aus einem Stück Holz geschnitzte, Schüssel, deren Durchmesser über 1 *m* betrug. Durch häufigen Gebrauch hatte deren Inneres einen metallartig scheinenden, glänzenden Ueberzug erhalten. Solche Schüsseln gehören zu den werthvollsten Erbstücken, niemals werden sie weggegeben, ebenso wenig die Trinkgefässe, die aus möglichst grossen Kokosnüssen hergestellt und an den Aussenseiten mit Gravirungen verziert sind. Um die Bowle herum gruppiren sich die Jünglinge. Während die Yangona in kleine Stücke zerlegt wird, beginnen die an den Wänden jetzt wieder ernst und würdevoll sitzenden Männer Festgesänge anzustimmen, von denen einzelne so alt sind, dass die Leute, obgleich sie die Worte übernommen haben, die Bedeutung derselben nicht mehr kennen. Während dessen hat jeder Jüngling, nachdem er noch einmal kräftig ausgespuckt, ein Stück der Wurzel in den Mund genommen und fängt zu kauen an. Ist er damit fertig, so fährt er mit dem Finger in den Mund, bringt einen weissen, dicken, klossartigen Brei zum Vorschein, den er in die Schüssel wirft, beginnt wieder kräftig zu spucken, glücklicherweise

nicht in die Schüssel, und spült den Mund mit Wasser aus, um das von der Wurzel zurückgelassene brennende Gefühl zu mildern.

Während auf Fidschi die Frauen nicht einmal im Haus bleiben dürfen, wenn Yangona getrunken wird, kauen auf Samoa, wie früher erwähnt, nur Mädchen die *Kawa,* bereiten sie und helfen auch beim Trinken mit. Eigentlich sollen hierzu sogar nur Jungfrauen genommen werden, aber da bei den freien Sitten der Mädchen dann wohl mancher Mann auf seinen Trunk verzichten müsste, so wird das weniger streng beachtet, immerhin werden dazu aber nur junge Mädchen mit guten, weissen Zähnen verwendet. Auf Tonga wird die Kawa gewöhnlich von Mädchen zwischen Steinen zermalmt, doch übernehmen wohl auch Jünglinge einmal diese Arbeit im alltäglichen Leben, die bei offiziellen Festlichkeiten stets von ihnen verrichtet wird. Manche ziehen die tonganische Darstellung als reinlicher vor, ich weiss nicht, ob mit Recht. Allerdings wird eine kleine, nur bei der Kawabereitung benutzte Matte unter die Steine gelegt, aber alles was auf die grosse Matte fällt, über die ein Jeder mit schmutzigen Füssen läuft, wird ruhig wieder zu dem Übrigen gethan.

Haben alle Kauenden ihren Brei hergegeben, so wird Wasser zugesetzt und die Masse mit den Händen geknetet, wobei für feierliche Gelegenheiten die einzelnen Bewegungen genau vorgeschrieben sind; dann werden die holzigen Fasern mittelst eines Bündels feiner Bast-

TAFEL XX.



FIDSCHI-JUNGFRAU.

streifen herausgefischt. Beim Ausringen desselben fliesst das Getränk zur Bowle zurück, die Faser aber wird vom Bast festgehalten. So primitiv dies Verfahren ist, so bleibt bei geschickter Handhabung des Bündels nach mehrmaliger Wiederholung auch nicht eine einzige Faser in der Flüssigkeit zurück. Ist die Yangona fertig, so hält ein Jungling die Trinkschale über die Schüssel, ein anderer füllt sie, indem er das Bastbündel einmal über ihr ausringt.

Die erste Schale wird mir gebracht: tief gebückt naht sich der Jüngling, kniet nieder und reicht mir den Trank, worauf er mit den Händen klatscht. Ehe ich zugreife, klatsche auch ich, giesse dann die braune Tunke in eine andere grosse Schale, die mir der Mbuli zuwirft — es ist sein Privattrinkgefäss, das ausser ihm nur die obersten Häuptlinge gebrauchen dürfen — und leere sie auf einen Zug, um sie dann in grossem Bogen in die Mitte des Zimmers zu werfen, entsetzt zu werfen, möchte ich sagen, denn das Zeug schmeckte wie gepfeffertes Seifenwasser und brannte höllisch in der Kehle; die ganze Versammlung aber bricht in ein lautes »*Ah maça*« aus, in dessen Ton so viel liegt wie: »Ja das war etwas Gutes!« In Wirklichkeit heisst es: »sie (die Schale) ist leer«, also: »dem Kerl hat es aber gut geschmeckt, denn er hat das Gefäss ausgetrunken!« Nach mir erhalten meine Begleiter zu trinken, dann der Mbuli und die Häuptlinge ihrem Range gemäss; immer wird hierbei dasselbe Ceremoniell beobachtet. Knieend

überreicht der Knabe die Schale, stets wird mit den Händen geklatscht. Was dies von seiten des Ueberbringers zu bedeuten hatte, konnte mir Niemand erklären; beim Empfänger ist die Sitte dadurch entstanden, dass er, wenn bei grossen Festen sein Name gerufen wurde, dadurch seinen Platz kund gab, damit der Darreichende keinen Fehler gegen die Etikette beging, der stets schwer geahndet wurde. Nach und nach hat sich dann dieser Brauch auch im kleineren Kreis eingebürgert. Nachdem die Häuptlinge getrunken, wird die Sache einfacher; die übrigen Gäste werden nicht so beachtet, sie werfen die Schale nicht mehr ins Zimmer zurück und die Versammlung ruft ihnen kein »*Ah maça*» mehr zu. Nachdem die erste Schüssel geleert ist, geht die Kauerei von neuem an; von der Wurzel ist genügend vorhanden, um noch mehrere Bowlen zu brauen und das Fest bis zum nächsten Morgen auszudehnen. Mein Wissens- und Yangona-Durst ist aber befriedigt; wir erheben uns darum und gehen von dannen, ohne zu danken, lebewohl zu sagen oder die Hände zu schütteln, ganz so wie es im fidschi'schen Knigge vorgeschrieben ist.

So schlecht die Yangona anfangs schmeckt, so wohlthuend ist die Nachwirkung; sie erregt ein angenehmes, kühles Gefühl im Gaumen und reizt dadurch zum wiederholten Genuss. Auch steigt sie nie zu Kopf, sondern erzeugt bei übermässigem Genuss nur einen Beinrausch, der das Gehen erschwert, oft sogar unmöglich macht, aber nach wenigen Stunden wieder verfliegt. Der Haupt-

vorzug des Getranks besteht darin, dass es den grössten Durst leicht stillt. Wie viele Weisse, habe auch ich mich schnell daran gewöhnt und es später so gern getrunken, dass auf Tonga und Samoa fast kein Abend verging, an dem ich nicht in eine Hütte getreten wäre, um mir Kawa bereiten zu lassen.

Als wir uns am nächsten Mittag zur Abreise rüsteten, versammelten sich die Honoratioren am Strand. Wir drückten ihnen die Hände, versprachen Jedem ein Geschenk und wateten bis an die Knie im Wasser nach unserem Boot, das uns zur weit draussen liegenden »Clyde« brachte. Als wir aus der Bucht dampften, war der Mbuku Levu völlig klar zu sehen.

Die Missionsstation, die uns täglich mit frischer Milch versorgt hatte, grüsste zum Abschied durch Hissen der englischen Flagge. Augenblicklich giebt es nur noch christliche Kirchen auf Fidschi; von den früheren höchst interessanten Tempeln ist nicht einer übrig geblieben. Terrassenförmige Steinmauern allein zeigen uns die Stellen, auf denen diese standen, die Gebäude selbst mit den hohen Dächern sind verschwunden. Nur wenige sind infolge ihrer Baufälligkeit eingestürzt, die meisten wurden absichtlich zerstört und den Missionaren sagt man nach, dass sie hieran nicht ganz unschuldig seien. Böswillig angelegtes Feuer fand vortreffliche Nahrung, da das Baumaterial auch hier aus Holz, Rohr und Blättern bestand. Mit den Tempeln ging auch alles, was zum Götzendienst gehörte zu Grunde; nur auf

Mbau war am Fuss einer der Terrassen noch der riesige Stein zu sehen, an dem, wie mir die Eingeborenen versicherten, früher die Schädel der für die Opfer bestimmten Menschen zerschmettert wurden. Der auf der Insel wohnende Missionar behauptete allerdings, der Stein sei nicht echt und erst später von Fidschileuten dahin gebracht, nachdem der wirkliche Stein, mit Çakombaus Erlaubnis, beim Bau der Kirche als Eckstein Verwendung gefunden habe.

Bei der Rückreise nach Suva blieben wir der Küste näher, als auf der Herfahrt und vermochten die Ortschaften am Ufer ziemlich deutlich zu erkennen. Es waren deren nicht wenige; das Land schien fruchtbar und bebaut, Kokospalmen standen überall längs des Strandes. In grossem Bogen fuhren wir an den kleinen Inseln Ono, Mbulia und Yanguve vorbei, um bei Sonnenuntergang vor Dravuni zu ankern. Hier gingen wir an Land und suchten einen, vom Strand etwas abseits im Walde gelegenen, Ort auf, wo wir um Unterkunft für die Nacht baten, die uns gern gewährt wurde. Das Dorf war ärmlich, die Häuser standen dicht beieinander, unmittelbar dahinter begann der Wald; die Luft war drückend, weil die kühle Seebrise durch das Dickicht keinen Weg hierhier fand. Die Insel hatte kein Wasser; die Leute waren gezwungen, Regenwasser aufzufangen; es regnete aber oft monatelang nicht. und gerade jetzt hatte der Regen während eines Vierteljahres ausgesetzt. Das war wohl der Grund,

weshalb die Leute weniger reinlich waren, als die Eingeborenen von Kandavu. In Tavuki hatten wir täglich ein angenehmes Flussbad genossen; etwas weiter stromabwärts badeten früh morgens die Damen; diesem Platz sich zu nähern war den Männern streng verboten; musste Jemand an der Stelle verbeigehen, so hatte er den Kopf abzuwenden. Wer sich in Dravuni waschen wollte, musste an den Meeresstrand gehen, was der Unbequemlichkeit wegen anscheinend nicht oft vorkam. Trinkwasser entbehrten die Leute nicht; gegen den Durst gab es nichts Besseres als den Saft der Kokosnüsse. Von diesen erhielten auch wir einige als Geschenk, wofür wir uns mit Tabak revanchirten; für etwaige Speisen dankten wir aber von vornherein, da wir die Vorsicht gebraucht hatten, unser Abendbrod auf dem Schiff einzunehmen. Von Schlaf war nicht viel die Rede; in der ersten Hälfte der Nacht wurde das Haus, auch nachdem wir uns unter unsere Mosquitonetze zurückgezogen hatten, von Besuchern nicht leer, in der zweiten liess uns das Schreien einer Frau, aus der in einem Nachbarhause der Teufel ausgetrieben wurde, nicht zur Ruhe kommen. Der Chefarzt ging zwar hinüber und gab Verordnungen für das in Krämpfen liegende Weib, die aber schwerlich befolgt wurden. Man hält eine von altersher überkommene Beschwörung, wenn sie von einem damit Vertrauten unter Wahrung der vorgeschriebenen Gebräuche, vorgenommen wird, für viel erfolgreicher gegenüber dem Teufel, als alle Anordnungen und Arzneien eines weissen Arztes.

Am nächsten Morgen setzte bei unserer Abreise leider der von den Eingeborenen so lang entbehrte Regen ein und überzog alle Inseln mit einem feinen Schleier, sodass wir kaum die hübschen, grünen Umrisse der kleinen Insel Mbenga erkennen konnten, als wir in ihre Nähe gelangten.

Dieses Eiland ist merkwürdig durch einen Feuerzauber, der sich von alter Zeit her dort erhalten hat. Jünglinge, die sich freiwillig dazu melden, unternehmen es, an einem jährlich wiederkehrenden Fest, über glühende Steine zu wandern. Dieselben werden genau so hergestellt, wie dies beim Braten eines Schweins geschieht, dann gehen die festlich geschmückten Jünglinge langsamen Schrittes über dieselben hinweg. Vor dem Gang ist nichts an ihren Füssen zu bemerken, was darauf schliessen liesse, dass diese dazu besonders vorbereitet seien; nach dem, ohne Zeichen von Schmerz zurückgelegten Marsch sind ebensowenig Brandwunden vorhanden. Das Kunststück scheint darin zu bestehen, dass die Leute, welche den Weg richten, sich hierbei viel Zeit nehmen und die Steine so lange aussuchen, bis deren Oberflächen ein wenig abgekühlt sind. Die Fusssohlen der Leute, die von den scharfen Korallenriffen nicht angegriffen werden, nehmen dann auch bei diesem Gang keinen Schaden.

Von Mbengka ist es nicht weit nach Viti Levu; gegen Mittag trafen wir in Suva wieder ein, froh, aus dem Regen unter ein schützendes Dach zu kommen.

Ein

Besuch der Ngatipahauweras

bei

Papanui Tamahiki.

(NEU-SEELAND.)

Gilt auch die Südinsel Neu-Seelands für den schönsten Theil der Eilande, die sich südöstlich von Australien zwischen dem 34,5 ° und 47,5 ° südlicher Breite und dem 166,5 ° und 178,75 ° östlicher Länge von Greenwich erstrecken, so ist die Nordinsel sicherlich die interessantere.

Die *Sounds,* herrliche, den norwegischen *Fjords* vergleichbare Buchten an der Westküste der Südinsel, die reizenden Flussthäler und die grossartigen Gletscher der 4000 *m* hohen Aorangikette sind freilich Naturschönheiten, wie man sie in solcher Abwechslung so dicht bei einander auf der Welt kaum wieder antrifft, aber auch die Flüsse der Nordinsel sind lieblich und grossartig, nur weniger bekannt, weil sie fernab von den Strassen liegen, auf denen der Weisse seines Weges zieht. Die von flachen Ufern eingeschlossenen Seen bieten allerdings nicht so schöne Scenerien, wie die von Bergen umgebenen der Südinsel, sind aber als »heisse Seen« interessant, die drei, in maorischen Legenden als Riesen bezeichneten Berge Ruapehu, Tongariro

und Taranaki, können sich nicht mit dem Aorangi messen, sind aber als Vulkane bemerkenswerth. Ferner gewähren die gewaltigen Geiser mit den wunderbaren Sinterterrassen des Sehenswerthen genug, selbst jetzt noch, nachdem durch die Eruption des Tarawera im Jahre 1886 die beiden schönsten zerstört worden sind; der allmählige, schon hier beginnende, Uebergang aus der gemässigten in die heisse Zone bietet viel Interessantes und schliesslich beherbergt die Nordinsel etwas, was die Südinsel fast ganz entbehrt: die Ueberreste der einst mächtigen Maori's.

An den Ufern der Flüsse und Seen findet man sie noch hie und da, meist aber haben sie sich in die Berge zurückgezogen und die wenigen unvermischt gebliebenen hausen augenblicklich in der sogenannten King-Country im Westen und im Uriwera-Gebiet im Osten der Insel.

Nachdem ich die Südinsel per Bahn und zu Schiff, in der Postkutsche, zu Pferd und zu Fuss vom südlichsten bis zum nördlichsten Punkt durchzogen, lag mir vor allem daran, mit den Maoris in nähere Berührung zu kommen. Ich setzte nach der Nordinsel über, suchte die Mündung des Wanganuiflusses auf und fuhr diesen stromaufwärts direkt ins Herz der Kingcountry. Um diese zu durchqueren, kaufte ich mir hier einige Ponies und ritt, nur von einem Maori begleitet, von einer Ortschaft zur andern, immer nach Osten zu, bis ich auf den ziemlich in der Mitte der Insel gelegenen grossen Taupo-See stiess, über den ich setzen musste, um auf seiner Nord-

seite die, von der kolonialen Regierung gebaute, von Südosten nach Nordwesten durch die ganze Insel führende Strasse zu erreichen.

Einen Besuch bei dem Uriwera-Stamm gab ich auf, nachdem ich die Kingcountry gesehen. Hier hatte ich noch Maoris in ihrem ursprünglichen Zustand und von den weissen Kolonisten kaum beeinflusst finden sollen: war es doch bis vor wenigen Jahren überhaupt unmöglich, in diesen Theil der Insel einzudringen. Aber wie sehr ich mich auch umsah, echte, un- oder nur wenig civilisirte Eingeborene konnte ich nicht mehr entdecken. Um den »wilden« Urzustand, in dem sie sich befanden, zu schildern, genügt es zu verrathen, dass ich sie an regnerischen Tagen gewöhnlich in ihren dumpfigen Hütten antraf, mit in Deutschland hergestellten Karten um Wachsstreichhölzer aus England ein Glücksspiel spielend, das sie »Napoleon« nannten. Von ihren näher an der Grenze der weissen Niederlassungen wohnenden und von der Kultur noch mehr beleckten Brüdern zeichneten sie sich nur dadurch aus, dass sie etwas höflicher und gastfreier, vielleicht auch etwas weniger geldgierig waren, während sie an Faulheit ihnen weder nachstanden noch sie übertrafen, weil letzteres überhaupt nicht möglich war. Nach diesen in der Kingcountry gemachten Erfahrungen zog es mich nicht sehr zu den ebenso »wilden« Uriweraleuten, auch wäre mein geplanter Besuch so wie so nicht möglich gewesen, da gerade damals ein Aufstand unter ihnen ausbrach. Sie hatten die Landver-

messer, die ihnen die koloniale Regierung gesandt hatte, aus dem Land, deren Instrumente in einen Fluss geworfen, wohl wissend, wie schnell die geringe noch bewahrte Selbstständigkeit dahin schwinden und ihr Land in den Besitz der Weissen übergehen würde, sowie nur erst Wege den Zuzug erleichterten. Nun versuchte die Regierung mit Gewalt zu erzwingen, was ihr auf gütlichem Wege nicht gelungen, darum war ein kleiner Krieg ausgebrochen, der das Bereisen dieses Theiles der Insel unmöglich machte. Meine Hoffnungen, alte maorische Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, schwanden daher sehr, als ich plötzlich durch einen glücklichen Zufall mehr von ihnen zu sehen bekommen sollte, als ich je erwartet hatte.

Der erwähnte Taupo-*Moana* liegt ziemlich in der Mitte der Nordinsel, von unzähligen, thätigen Vulkanen umgeben, während einige ausgebrannte, oft mit Schnee bedeckte, diese überragen. An seinen Ufern lagen einst grosse, stark bevölkerte Ortschaften, die *Pa's* der Maoris. Jetzt trifft man nur hie und da auf einige elende Hütten, deren Löcher im Dach oder in den Wänden mit den im ganzen Osten nur zu gut bekannten viereckigen Seitenstücken der Blechgefässe geflickt sind, in denen das Petroleum nach jenen Gegenden gebracht wird. Die Häuser, *Whares*, liegen zumeist an den Stellen, wo die heissen vulkanischen Gewässer aus dem Boden dringen, deren heilbringende Kräfte schon in uralten Zeiten hochgeschätzt wurden. Auch jetzt noch kommen Maoris aus allen Ge-

genden hierher, um von Krankheiten geheilt zu werden, sie wissen ganz genau, welche Tümpel, *Puias*, sie für die eine, und welche sie für die andere zu gebrauchen haben. Männer und Frauen, Jünglinge, Mädchen und Kinder jeglichen Alters baden in den heissen Pfuhlen in ungenirter Nacktheit, ohne irgend etwas Unschickliches dabei zu finden. Wer je sah, wie eine junge, braune Maorischöne dem Bade naht, mit welcher Anmuth sie sich ihrer wenigen Bekleidungsstücke entledigt, wie sie mit den Händen ihre Reize schützend, ins Wasser hüpft und darin herumplätschert, ohne einem etwaigen lüsternen Auge auch nur die kleinste Befriedigung zu gewähren, mit welchem Geschick sie die Matte oder das Hemd beim Heraussteigen über den Körper fallen lässt, der muss gestehen, dass in diesen Bädern der Neu-Seeländer mindestens ebenso gute Sitten, wenn nicht bessere herrschen, als in unseren europäischen Seebädern.

Im Norden des Sees entsteht als Ausfluss desselben der ziemlich grosse Fluss Waikato. Dort kann ein altes, kleines Fort von blutigen Kämpfen erzählen, die vor nicht allzu langer Zeit zwischen Maoris und Weissen ausgefochten wurden. Jetzt ist das Fort verlassen, Friede herrscht im Lande und statt des Militärkommandanten regiert ein *Postmaster* in dem kleinen, um das Postgebäude entstandenen Flecken, der auch ein Hotel aufweist. Dieses ist dazu bestimmt, den mit dem Postwagen ankommenden Reisenden Nachtruhe zu gewähren, da die zweimal in der Woche durch die Insel fahrende Post

abends hier eintrifft und bis zum nächsten Morgen ihren Insassen Zeit gewährt, sich darüber zu freuen, wie schön die Welt ist, wenn man nicht in einem solchen Marterkasten steckt.

In Tapuaeharuru traf ich zu günstiger Zeit ein. Während ich sonst die meisten Pas verlassen fand und ihre Bewohner an irgend einem Ort aufsuchen musste, wo sie gerade mit Ackerbau beschäftigt waren, war hier, wo sonst selten ein Maori zu finden ist, der ganze Ngatikaiahi-Stamm, (Feuerfresser), um seinen Häuptling Papanui Tamahiki versammelt, der den Besuch seines Schwagers Arapeta Hapuku mit dessen Stamm den Ngatipahauwera-Leuten, (Männer mit gebranntem Bart), erwartete. Für die Maoris war hier neben dem, nach Art der Weissen erbauten, Haus des Häuptlings allerdings nur noch ein grosses Versammlungshaus, *Wharepuni*, vorhanden, das nicht alle Familien aufnehmen konnte, man hatte deshalb um letzteres ein richtiges Lager errichtet, in dem je eine Familie ein kleines Zelt bewohnte.

Ein *Whare* ist ein viereckiger Bau, ungefähr noch einmal so lang wie breit, und besteht aus einem Innenraum und einem, die ganze schmale Frontseite einnehmenden, offnen, aber sowohl von den Seitenwänden als auch vom Dach geschützten Vorraum. Auf starken, ungefähr mannshohen, hölzernen Pfeilern ruhen schräglaufende Dachbalken, die bei guten Häusern, ebenso wie die Front- und Seitenwände, mit Holzbrettern belegt werden. In einzelnen Hütten erhält das Dach

noch eine Stütze durch eine oder zwei meist im Innenraum, seltener an der Front, stehende Holzsäulen. Diese wie auch die Seitenpfeiler und Dachbalken, vor allem aber die Frontseiten, waren früher mehr oder weniger mit kunstvollem Schnitzwerk verziert, das entweder aus menschlichen oder thierischen, jetzt leider von den Missionaren verstümmelten Figuren, oder aus sonst einer reichen Ornamentik bestand. Die Säulen ruhten häufig auf einer ganzen, geschnitzten Figur, die als Träger diente. Das Haus steht direkt auf der Erde, die, hart gestampft, den Fussboden der Wohnung bildet. Damit nicht ungebetene vierbeinige Gäste stören, ist der Vorraum von der übrigen Welt durch ein hohes Brett geschützt. In das Innere des Hauses führt von hier eine, in der Mitte der Frontseite angebrachte, kleine Thür. Ein Fenster neben dieser befand sich früher nur an den Häusern der Ostküste, während man an der rauhen Westküste vorzog, die Whares ohne ein solches zu bauen. Zu beiden Seiten der Thür befinden sich zwei niedrige, lange Bretter, die den Anfang eines Ganges in der Mitte herstellen, während rechts und links von diesen gerade noch so viel Platz übrigbleibt, dass ein Mann lang ausgestreckt bequem liegen kann. Die Innenwände wurden auf verschiedene Weise hergestellt, entweder aus Brettern, oder man setzte zwischen die Pfeiler quadratförmige aus Rohr- und Holzspähnen geflochtene Stücke und verband diese untereinander mittelst *Formium tenax*, sogenannten »Neu-Seeland-Flachs«.

Nicht überall war aber die gleiche Sorgfalt auf die Häuser verwendet, ärmere entbehrten der Schnitzerei ganz, andere hatten Wände aus Baumrinde, dazu ein Stroh- oder Rindendach, im wärmeren Norden benutzte man schon, so weit vorhanden, das leichtere Baumaterial der Tropen, während man sich in den Bergen gegen die Kälte dadurch zu schützen suchte, dass man Wände und Dach der ziemlich kleinen Gebäude mit Erde bewarf und zwar oft in so grosser Menge, dass die Form der Hütte verschwand und das Ganze den Eindruck machte, als hätten sich die Leute eine Erdhöhle gegraben. Die Luft in solchen Wohnstätten war furchtbar: die Thür war meist geschlossen und ein Feuer, um das so viele Leute wie möglich, dicht aneinander geschmiegt, zusammen hockten, brannte Tag und Nacht.

Eine Feuerstätte zum Kochen befand sich nicht in den Häusern; gekocht und gebraten, oder vielmehr gedämpft, wurde ausserhalb der Hütte, entweder mittelst heisser Steine, oder man benutzte, wenn solche vorhanden, kleine vulkanische Oeffnungen im Boden, um die Lebensmittel in einem Korb hineinzuhängen und durch den aufsteigenden Dampf gar werden zu lassen. Auch wurde der glühend heisse Boden selbst oft zum Rösten benutzt. Die *Taros*, *Kumaras*, (süsse Kartoffeln) und die jetzt vorgezogenen Knollen unserer gewöhnlichen Kartoffel werden in Vorrathskammern aufbewahrt, die in die Erde gegraben sind, alles Uebrige wird in *Patakas* untergebracht, kleinen, auf meterhohen Pfählen



MAORI-DORF MIT WHAREPUNI.

NEU-SEELAND.

erbauten Vorrathshäusern, von derselben Form wie die Whares und oft noch reicher als diese mit Schnitzerei verziert.

In Tapuaeharuru war nur das Wharepuni im Maoristil errichtet. Erst vor kurzem erbaut, wies es statt der geschnitzten Pfeiler gefirnisste Planken auf, hatte neben der Thür mit Patentschloss ein Fenster mit Glasscheiben, zwei ebensolche an der Rückseite, rühmte sich einer hölzernen Diele, war an den Frontbalken mit sehr grobem Schnitzwerk geschmückt und wurde abends sogar durch zwei Petroleumlampen erleuchtet. Es »gehörte« dem Häuptling, war aber in Wirklichkeit Eigenthum des ganzen Stammes. An der Front prangte eine kleine Tafel, deren Inschrift erklärte, dass dieses Haus dem Kaukapuanui, dem Vater des Stammes gewidmet sei; eine Veräusserung seitens Papanuis wäre unmöglich gewesen. Das Wohnhaus des Häuptlings lag dicht hinter dem Whare und war in Form und Einrichtung ganz europäisch gehalten. Nur die Versammlungshäuser werden jetzt noch nach früheren Mustern gebaut, reichere Leute ziehen europäische Häuser, ärmere, elende Hütten ohne besondere ausgesprochene Formen vor (Tafel XXI). Die Grösse der Whares ist sehr verschieden, die mittelgrossen messen ungefähr 6,5 *m* an der Front und 13 *m* an den Seiten, einschliesslich des 1,5 bis 2,5 *m* langen Vorraums. Die Wharepunis wurden und werden fast nur benutzt, wenn der Stamm, der zumeist in weit auseinander gelegenen Pas wohnt, sich versammelt; dann dienen sie nicht

nur als Berathungs-, sondern auch als Wohnhäuser und zwar finden bei solchen Gelegenheiten immer mehr Leute darin ein Unterkommen, als sich mit den Gesetzen der Hygiene oder mit unseren Anschauungen von Bequemlichkeit und Reinlichkeit verträgt.

Takuira Tamahiki hatte bei seiner Geburt wenig Aussicht, dereinst eine grosse Rolle unter seinem Volke zu spielen. Allerdings zählte sein Vater zu den Häuptlingen, aber Takuira hatte noch zwei ältere Brüder; herrschte auch keine gesetzliche Erbfolgeordnung, so suchte naturgemäss der älteste Sohn nach des Vaters Tode die Macht in seine Hände zu bekommen. Ausserdem waren auch die Männer der Töchter eines Häuptlings stets bestrebt, zu Ansehen und Macht zu gelangen. Als der Vater starb, riss diesmal der zweite Sohn, indem er seinen älteren, geistig etwas beschränkten Bruder bei Seite schob, die Macht an sich, sodass der älteste ebenso leer ausging wie der jüngste. Seine Herrschaft war aber nur von kurzer Dauer; an seinem Sterbelager erklärte sich Takuira zum Häuptling, nahm den Namen Papanui, den früher ein berühmter Krieger gefuhrt hatte, an und wusste sich als Papanui Tamahiki bald grossen Einfluss zu verschaffen. Als Frau hatte er Aurere, die Schwester von Arapeta Takahi heimgeführt, der mit seinem Stamm fast 150 Meilen vom Taupo-See entfernt, an der Südostküste der Insel in der Nähe von Wairoa wohnte, weshalb die Leute kurzweg »Wairoamaoris« genannt wurden. Dort hatte Papanui

mit ungefähr 100 Leuten seines Volks, Männer, Frauen und Kindern, die nach ihrem, am Taupo-See gelegenen Besitz »Taupomaoris« hiessen, seinem Schwager vor Jahresfrist einen Besuch abgestattet, den dieser jetzt zu erwidern im Begriff stand.

In Tapuaeharuru war man deshalb mit den Vorbereitungen zum Empfang der Gäste eifrigst beschäftigt. Nicht nur seit Wochen und Monaten, seit einem ganzen Jahr hatte man daraufhin gearbeitet, denn es galt, Vorräthe anzuschaffen, die für mehrere Wochen für über zweihundert Personen ausreichen mussten; was das bei Maoris heissen will, kann nur der beurtheilen, der gesehen hat, welche Portionen ein Maorimagen früh, mittags und abends zu verdauen im stande ist. Jeder Maori erinnerte mich lebhaft an einen jungen Engländer, mit dem ich einst auf einem Schiffe zusammen war; erkundigte ich mich nach dem Frühstück nach seinem Befinden, so antwortete er stets: *just ready for lunch*; frug ich ihn nach dem Lunch, wie er sich fühle, so bekam ich die Antwort: *just ready for dinner*, und frug ich ihn nach dem Dinner, so meinte er gewöhnlich: *I think we shall have a drink and a little supper by and by.*

Alle Patakas waren gefüllt, die Erdhöhlen bis oben mit Kartoffeln vollgepackt und eine grosse Menge Schweine harrten der Auszeichnung, den Gästen als leckeres Mahl vorgesetzt zu werden.

Der Besuch der Fremden hatte sich zu meinem Glück durch den Tod eines ihrer Häuptlinge etwas ver-

spätet, den sie, ehe sie die engere Heimath verlassen durften, erst begraben und beweinen mussten, was mit den unumgänglich nothwendigen Schmausereien ungefähr vierzehn Tage in Anspruch genommen hatte. So traf ich mehrere Tage vor ihnen in Tapuaeharuru ein und hatte Zeit, mit dem Ngatikaiahistamm bekannt zu werden. Auf Rath des »Postmasters«, eines von englischen Eltern abstammenden, auf der Insel geborenen Weissen, der von seiner frühesten Jugend an unter Maoris gelebt hatte und deren Sprache vollkommen beherrschte, führte ich mich bei Papanui mit einem Geschenk von zwei Sack Mehl ein, wodurch ich sogleich der Ehre theilhaftig wurde, von den Maoris fast als einer der Ihrigen angesehen zu werden; von da ab stand mir der Zutritt zu ihrem Pa stets offen.

Viel Interessantes sah ich da vor der Hand nicht. Die Zahl der versammelten Männer, Frauen und Kinder betrug ungefähr Hundert. Die Leute waren sehr verschieden, sowohl in Grösse wie im Aussehen: von untersetzten dicken, behäbigen Herren wuchsen sie hinan bis zu schön und kräftig gebauten, riesenhaften Gestalten, die jedem preussischen Garderegiment zur Zierde gereicht hätten. Papanui war der grösste von allen, eine imponirende Erscheinung. Er zählte ungefähr fünfzig Jahre, aber trotzdem dass das sonst volle schwarze Haar anfing, etwas grau und am Wirbel gelichtet zu werden, so sah er doch aus wie ein Mann in seinen besten Jahren. Er trug einen ergrauenden, an der Seite

spärlichen Vollbart. Der Bartwuchs ist bei den Männern im allgemeinen stark, doch rasiren sie sich bis auf den Schnurrbart, das Kopfhaar tragen sie meist kurz geschnitten.

Recht gut sahen auch zwei schön gewachsene junge Leute von ungefär 25 Jahren aus, die dem Häuptling nicht viel an Grösse nachgaben und abends auf dem Ballsaal, in reinem Anzug, auch bei den weissen Mädchen viel Glück hatten. Dafür suchten sich die Weissen durch einen Tanz mit deren Schwester zu entschädigen, die den poetischen Namen Pipi trug und als Schönheit berühmt war, wenn sie auch durch frühzeitige Verheirathung und reichen Kindersegen schon viel von ihrem früheren Liebreiz eingebüsst hatte. Immerhin war sie die hübscheste Maorifrau, die ich gesehen, und wenn sie abends im weissen Kleid beim Tanz erschien und ihre schönen, dunklen Augen vor Freude blitzten, war es kein Wunder, dass sie die begehrteste aller Tänzerinnen war. Unter den übrigen Frauen sah man selten Schönheiten; manche erinnerten, wenn sie das Haar lang herunter hängend trugen, an die Eingeborenen Nordamerikas, die meisten waren dick und plump, die Beine fingen oft schon gleich über dem Knöchel an dermaassen stark zu werden, dass ich anfangs die armen Geschöpfe bedauerte, weil ich glaubte, sie litten an *Elephantiasis*. Nur unter den jungen Mädchen sah man manchmal hübschere Gestalten.

Auch die untersetzten Männer hatten abnorm kurze, starke Beine und Arme, sowie dicke, runde Gesichter mit

breiten Nasen. Wenn mein Freund Waimaihi Maniapoto, ein Nachbarhäuptling von Papanui, in seine weite, bis zum Boden reichende Häuptlingsmatte gehüllt, ruhig dastand, und den Kopf, der fast ohne Hals auf dem Rumpf aufsass, einzog, bekam man ordentlich Lust, durch einen wohlwollenden Stoss die Kugel ins Rollen zu bringen. So verschieden die Körper waren, so verschieden waren die Gesichter: neben hübschen Leuten sah man solche von abstossender Hässlichkeit, neben fast runden Köpfen mit dicken groben Gesichtszügen auch schmale mit edleren Formen, neben schwarzhaarigen Frauen brünette Mädchen. Es machte den Eindruck, als sei die Rasse schon längst nicht mehr rein, und doch behauptete Jeder und Jede, dass in ihren Adern reines, unvermischtes Maoriblut flösse.

Tätowirt waren nur noch wenige alte Männer, einige Frauen um Mund und Kinn. Die Maoris waren früher Meister in dieser Kunst, und das uns in W. Joest's Werk: »Tätowiren« erhaltene Bild von Tawhiao, dem letzten im Jahre 1894 verstorbenen Maorikönig, zeigt uns einen Kopf, wie er nicht kunstvoller bearbeitet sein kann. Jetzt ist diese Art, sich zu verschönern, leider aus der Mode gekommen; die Männer tätowiren sich gar nicht mehr, die Frauen höchstens noch am Kinn, eine Verzierung, die den ohnehin schon herausfordernden und ausgesprochen sinnlichen Gesichtsausdruck der Maorischönen nicht gerade mildert. Früher legte auch das schwächere Geschlecht hohen Werth auf schöne Täto-

wirungen und hielt besonders darauf, einen gewissen rückseitigen Körpertheil, den man in Europa verhältnissmässig selten zu sehen bekommt, mit welchen die Damen Neu-Seelands aber, in den Puias schwimmend, stark kokettirten, mit den schönsten Linien verziert zu haben.

Die Kleidung war mehr oder minder europäisch, dabei vielfach zerlumpt. Die früheren aus *Formium tenax* hergestellten, wasserdichten, ungemein haltbaren Matten, Kleidungsstücke aus Hundefellen, Putz aus bunten Federn und dergleichen sind längst abgekommen. Auch Papanui's Anzug war nicht besser als der eines seiner Untergebenen: ein weisses Hemd ohne Kragen, eine über den ganzen, breiten Rücken zerrissene Tropenjacke, eine vielfach, aber nie kunstvoll geflickte Hose, schwarze, nie gewichste Schuhe und ein niedriger, schäbiger, schwarzer Filzhut mit gerader, breiter Krempe. Zumeist trugen die Leute sehr dicke Anzüge, da diese ebenso viel kosteten, wie die dünneren. An Regentagen erschienen sie jedoch, mochte es noch so kalt sein, zur Schonung ihrer Kleider ohne dieselben, bloss mit einer wollenen Decke bekleidet. Nur in den dumpfigen, heissen Whares, wo die Menschen dicht am Feuer hockten, zogen sie die Anzüge nebst mehreren wollenen Hemden und Unterjacken wieder an.

Von altem Schmuck trägt man nur noch die *Tiki's*, kleine Nephrit-Idole, um den Hals und länglich geschliffene Stücke des grünen Steins in den Ohren. Von diesen Reliquien trennen sich die Maoris ungemein schwer; unter 20 £ ist heute auf Neu-Seeland kein

noch so kleiner Tiki mehr zu erwerben, während grössere Stücke bedeutend höhere Preise erzielen. Sonst wird europäischer Tand vorgezogen; Papanui war nicht wenig stolz auf einen grossen, plumpen, goldenen Fingerring und eine ebensolche Uhrkette, an der eine werthlose silberne Uhr hing.

Männer wie Frauen rauchen gern und viel; selten sieht man sie ohne Pfeife im Mund, doch ziehen sie neuerdings Cigaretten vor. Lässt man einer Schönen die Wahl zwischen einem Packet Cigaretten und einer Tüte Bonbons, für die alle ebenfalls sehr schwärmen, besonders für amerikanischen Kaugummi, so besinnt sie sich nicht lange, sondern nimmt beides.

Neben dem Wharepuni war ein Kochraum eingezäunt, den nur die Köche betreten durften; jeder andere hier Ertappte wurde mit einer Geldstrafe belegt. In dieser Abtheilung bereiteten Männer in grossen, (importirten) Kesseln sowohl das Fleisch wie auch alle anderen Gerichte, die Kartoffeln ausgenommen, die in einem *Hängi* hergestellt wurden. Männer und Frauen haben ihre früheren Rollen vertauscht. Das *Hängi*, der Platz, wo einst die Männer das Fleisch auf heissen Steinen brieten, ist heute den Frauen überlassen, dafür kochen erstere in Kesseln und Töpfen, was sonst das schwächere Geschlecht zu besorgen pflegte. Auch die Zubereitung von Kartoffeln wäre wohl kaum in dessen Hände übergegangen, wenn die Knollen vor dem Kochen nicht geschält werden müssten, was den Herren der Schöpfung

zu langweilig war. Die Menüs waren ziemlich gleichmässig: Schweinefleisch, Kartoffeln und Gemüse stand meist auf der Speisekarte, doch wechselte deren Zubereitung ab; einmal gab es mittags gebratenes Schweinefleisch mit Kartoffeln und eine Art Dampfnudel, abends gekochtes Fleisch, Kartoffeln und Kürbisse, an einem anderen Tag Thee, zu dem grosse Quantitäten von Zucker verbraucht und Weissbrode und Torten in Unmengen verschlungen wurden. War das Essen gar, so wurde es, auf Blechteller vertheilt, in einer langen Reihe auf die Erde gestellt, dann das Volk vom Oberkoch durch einen disharmonischen, mit Hülfe eines Blechrohrs vorgetragenen Gesang zum Mahl gerufen. Einige eilen schnell herbei, um den schon ausgesuchten Teller zu erwischen, andere lassen sich Zeit und kauern, nachdem sie ihren Antheil erhalten, da nieder, wo sie der Zufall gerade hinführt. Mann, Frau und Kinder einer Familie hocken zusammen um einen Teller und essen gemeinsam mit den Fingern aus demselben.

Da noch manches für die erwarteten Gäste vorzubereiten war, so hatte fast Jeder etwas zu thun. Eine Speisehalle musste erbaut, Holz in grossen Mengen geschlagen und herbeigeschafft werden, Brode, Torten, Kuchen wurden gebacken und alle Speisen so hergerichtet, dass sie schnell zur Hand waren. Die Einübung eines Begrüssungsgesangs und eines Tanzes, *Haka,* nahm manche Stunde in Anspruch, denn der Tanz spielte bei Festlichkeiten keine geringe Rolle. Auf gutes Tanzen

legten die Maoris von jeher hohen Werth; kamen zwei oder mehr Stämme zusammen, so tanzten sie sich gegenseitig etwas vor und suchten einander dabei zu übertreffen. Wer am besten tanzte, wurde auch von den Gegnern neidlos als Sieger anerkannt und rühmte sich dessen noch nach vielen Jahren.

Trotz aller Arbeit fanden die meisten Leute doch noch Zeit, sich täglich einige Stunden in die *Puias* zu legen. Dazu eignete sich Tapuaeharuru ganz besonders. In der ganzen Gegend brodelte und dampfte es, überall warfen Geiser ihre heissen Wasserstrahlen hoch in die Luft. Kalte und heisse Bäder konnte man nach Belieben nehmen; hier war ein Pfuhl berühmt durch heilende Wirkung von Hautkrankheiten, dort einer, in dem gichtische Leute gesundeten; an einer anderen, zum Baden untauglichen, Stelle konnte man sich ohne viel Mühe hübsche Sachen machen lassen, indem das Wasser in kurzer Zeit alles, was man hineinlegte, mit einer Silikatschicht überzog, noch andere erfreuten das Auge durch eigenthümliche Formationen. Die schönste davon war das sogenannte Krähennest: herumliegende Aeste waren nach und nach mit Silikat so dicht bedeckt, dass sie schliesslich ein Ganzes bildeten; dieses sah genau wie ein grosses Vogelnest aus, das mit den im Laufe von Jahrhunderten angesetzten Schichten Mannshöhe erreicht hatte. Ungefähr alle 40 Minuten entsandte es einen thurmhohen, dicken, heissen Wasserstrahl, der in Milliarden von Tropfen wieder zur

Erde niederfiel: die schönste Fontaine, die man sich denken konnte, die bei jedem Ausbruch wiederum zur Verschönerung ihres eigenen Beckens beitrug.

Am beliebtesten war als Bad ein Schwefel-Alaunbad, wo kaltes und heisses Wasser dicht neben einander emporschossen, sich in einer engen Spalte mischten und dann gemeinsam ein grosses, natürliches Becken füllten, in welchem viele Menschen bequem zu gleicher Zeit schwimmen konnten. Das Wasser war zwar auch hier noch ziemlich warm, aber für einen Maori ist keine Temperatur zu heiss; auch ich gewöhnte mich nach und nach daran und fand schliesslich die heissen Dämpfe der Spalte ungemein wohlthuend. Mein erstes Erscheinen in diesem Bade hatte allerdings nicht überall Beifall erregt, einige Maoridamen machten Anstalten dasselbe zu verlassen, als ich hineinsteigen wollte; nur dadurch, dass ich schnell umkehrte, aus meinem Rock Bonbons nahm und diese vertheilte, konnte ich mir eine gütige Aufnahme sichern. Von den Frauen kannten nur die wenigsten einige englische Worte, von den Männern die meisten so viel, dass sie ihre Wünsche um Geld, Cigarren oder Tabak verständlich machen konnten.

Nach des Tages Last und Mühen vereinigte man sich gewöhnlich abends zu einem Tanz in einer Halle, die von der kolonialen Regierung erbaut war, um, wenn nöthig, Gericht darin abzuhalten. Ein junger Maori spielte auf einer Ziehharmonika, zu deren europäischen Melodien sich das junge Volk im Kreis drehte: Polka, Mazurka,

Quadrille, Lancier, vor allem aber Walzer füllten den Abend aus, hier und da wohl auch einmal ein Haka, aber leider in sehr verunstalteter Form. Bisweilen trug Jemand während einer Pause ein Lied vor oder führte einen Nigger- oder Schwerttanz auf, aber die Rundtänze behielten die Oberhand; die Quadrillen wurden in englischer Sprache kommandirt. Alle erschienen abends sauber angezogen; sah man flüchtig in den Saal, so konnte man glauben, in einer deutschen Bauernschenke zu sein, wo die im Sommer gebräunten Knechte nach der Arbeit sich am Tanz erfreuten.

Wurde abends nicht getanzt, so versammelte man sich im Wharepuni, um den Erzählungen der Alten über vergangene Zeiten zu lauschen. Bei solchen Gelegenheiten können die Maoris ganze Nächte sitzen, ohne müde zu werden; der Erzähler vermischt Erlebtes mit Gehörtem so geschickt, dass er alles als wahren Vorfall vorträgt. Dabei citirt er ältere Lieder, die schon ähnliches erzählen, singend, manchmal einige Worte umstellend, wie es gerade in seine Rede passt, wobei alle, die das Gedicht kennen, einfallen und mitsingen. Nach Beendigung des Lieds fährt der Vortragende wieder in Prosa fort. Alle Maoris sind vorzügliche Redner und können stundenlang sprechen, ohne zu ermüden. Richten sie ihre Worte an eine grössere Versammlung, so rennen sie erst ein paar mal vor dem Volke hin und her, reissen Mund und Augen so weit wie möglich auf, was sie bei jeder ausserordentlichen Gelegenheit gern thun, und

fangen mit vollen Kräften zu brüllen an. Erst dann beginnen sie ihre Ansprache, wobei sie zweifellos den Vortheil haben, dass sie die Aufmerksamkeit der Anwesenden ungetheilt besitzen, denn sollte einer während einer Rede schon eingeschlafen sein, so ist selbst ein müder Maori nicht im stande, bei solchem Lärm weiter zu schnarchen.

Alle hier versammelten Maoris waren Christen und jeden Morgen und Abend waren sie, mit Ausnahme derer, die noch oder schon wieder schliefen, zu gemeinsamem Gebet versammelt. Früh ertönte eine Glocke, welche die Protestanten in das Wharepuni, die Katholiken in eine kleine Hütte rief; in ersterem las Papanui oder ein älterer Mann einige Gebete vor, worauf mehrere Verse gemeinsam gesungen wurden, in der Hütte beteten die Katholiken nach ihrem Ritus. Abends nach dem Essen wiederholte sich dieselbe Feierlichkeit; Sonntags hielt ein Prediger oder Lehrer, falls ein solcher zugegen war, grösseren Gottesdienst mit Ansprache ab.

Durch den schon erwähnten Todesfall hatte sich die Ankunft der Gäste verspätet und als die Ngatipahauweras endlich ihr Kommen anmeldeten, wurde durch einen unliebsamen Zwischenfall der Besuch fast noch in Frage gestellt. Kaum eine Meile von Tapuaeharuru entfernt, lag ein kleiner Flecken Waipahihi, dessen Einwohner die Durchziehenden so gut bewirtheten, dass diese ihr Eintreffen bei ihren Freunden von neuem um

24 Stunden verschoben. Darüber war Papanui so erzürnt, dass er seinen Verwandten einen ziemlich groben Brief schrieb, den die Nachbar-Häuptlinge, die den Mächtigen um sein Ansehen beneideten, dazu benutzten, gegen ihn zu intrigiren und die Wairoaleute zu überreden, den Besuch aufzugeben. Anscheinend zeigten sich diese dazu bereit, in Wirklichkeit dachten sie wohl nie daran, die ihnen winkenden Fleischtöpfe im Stich zu lassen. Als daher Aurere im Lager erschien, um ihre Verwandten wieder zu versöhnen, wurde es ihr nicht schwer, ihnen das Versprechen abzunehmen, am nächsten Morgen zu erscheinen.

Das Pa zeigte an diesem Tag ein anderes Gesicht als sonst. Das Wharepuni war von seinen bisherigen Insassen verlassen, gereinigt und zur Aufnahme der Gäste hergerichtet, auf dem Boden lagen reine Matten und längs der Wände Kopfkissen; der Platz vor dem Haus war gesäubert und mit grünen Reisern des wilden Haidebusches bedeckt, auf einer neben dem Whare errichteten Fahnenstange die englische und darunter die Neu-Seeland-Flagge gehisst.

Ehe sie den Ort erreichen, verlasssen die Ankommenden Pferd und Wagen, — zu Fuss reist ein Maori nie, kann er nicht reiten oder fahren, so bleibt er zu Hause, — ordnen sich, die Frauen voran, in Reihen zu vier und gehen unter Vorantragen einer englischen Fahne langsamen Schritts auf das Pa zu. Sie sind grossentheils von den Taupomaoris nicht viel ver-

schieden, doch ist der starke Typus mit dickem Gesicht vorherrschend. Die Männer sind sämmtlich in gute, europäische Anzüge, die Damen nach der neuesten Mode gekleidet. Viele der letzteren tragen ein schwarzes Kostüm und schwarze Handschuhe, dazu riesige bunte Strohhüte. Ihnen kommt aus dem Pa ein höchst gelungener Aufzug entgegen. Voran Papanui, laut brüllend und die *Tajaha*, eine grosse, hölzerne, zweihändige Kriegswaffe schwingend, hinter ihm in Reihen zu drei oder vier seine Untergebenen: Die Männer fast vollständig nackt, die Frauen und Mädchen in weissen Toiletten. So hübsch manche der jungeren in diesem sauberen Kleid aussahen, so lächerlich war der Aufputz der Männer; sie hatten die alten Zeiten nachahmen wollen, ohne das Material und das Verständnis dazu noch zu besitzen. Ihre europäischen Anzüge hatten sie abgelegt, aber die Schuhe und Krawatten beibehalten. Wer einen *Piu-Piu* besass, hatte diesen, aus gedrehten schwarzen Flachsstricken bestehenden, mit breitem Band aus bunten Vogelfedern zusammengehaltenen Schurz, um die Hüfte gebunden, wer keinen sein eigen nannte, hatte ihn durch ein weisses oder buntes Tuch ersetzt. Von der rechten Schulter zur linken Hüfte trug Jeder ein Tuch, einen Shawl oder was er sich gerade zu verschaffen gewusst hatte; das Gesicht war mit dicken, schwarzen Strichen bemalt, die willkürlich mit Holzkohle aufgetragen waren, das Haar verbarg ein Tuch, in welchem man möglichst viele Federn befestigt hatte. In den Händen halten die Leute Waffen:

Meres, kleine Keulen aus Nephrit, Knochen oder Holz, *Tajahas*, Flinten oder, in Ermanglung solcher, Stöcke. Der Aufputz machte mehr einen komischen, als den beabsichtigten, Furcht erregenden Eindruck. Die Frauen sahen vortheilhafter aus, sie trugen sämmtlich weisse Röcke und weisse Jacken, waren barfuss und hielten als Zeichen des Friedens in den Händen grüne Zweige; die Haare waren aufgebunden, manche Schöne hatte sich ein prächtiges Toupet hergerichtet, manche andere wiederum ein Tuch um den Kopf geschlungen.

Langsam geht der Zug, von zwei Vortänzern und einer Vortänzerin eskortirt, den Gästen entgegen, die Frauen, die durch Winken mit den Zweigen zum Näherkommen einladen, bilden die Spitze, während Papanui durch Rennen, Springen, Brüllen und Gesichterschneiden die richtige Stimmung zu erwecken sucht. Auf der Mitte des grossen vor dem Pa gelegenen freien Platzes hält der Zug, ordnet sich in zwei Reihen und beginnt einen Begrüssungshaka, der mittelst grotesker Sprünge der Männer, Winken der Frauen und gemeinsamen Schreiens eine Einladung an die Gäste zum Betreten des Pas darstellt. Langsam zurückgehend wiederholen die Taupoleute den Tanz noch öfters, bis sie wieder im Pa ankommen, wo das ganze Volk hinter Papanui und Aurere vor dem Wharepuni Aufstellung nimmt. So werden die Gäste erwartet. Diese kommen langsam näher, ihr Gang gleicht mehr einem Trauer- als einem Festzug, wozu die schwarzen Kleider und die

gesenkt gehaltenen Köpfe sehr gut passen. In der That ist es auch ein Trauerzug; bald hört man das Schluchzen eines einzelnen, dann von mehreren und als die ersten in das Pa einbiegen, heult die ganze Gesellschaft in den jämmerlichsten Tönen. Gegenüber den Taupoleuten ordnet sich das Wairoavolk und legt vor Aurere auf zwei schwarze Tücher, die geschickt zu einem kleinen Altar hergerichtet werden, das Bild des jüngst verstorbenen Häuptlings, worauf zuerst Aurere, dann auch Papanui zu jammern beginnt, bis schliesslich sämmtliche Taupoleute ihren Thränen freien Lauf lassen.

Haben sich auf Neu-Seeland Freunde längere Zeit nicht gesehen, so beweinen sie, ehe sie sich der Freude des Wiedersehens hingeben, die inzwischen Verstorbenen. Die Klagen für die Toten gehen der Begrüssung der Lebenden voran. Taschentücher werden bei einem solchen *Tängi* nicht verwendet, je mehr Thränen zur Erde fliessen, desto grösser und aufrichtiger ist der Schmerz. Mit der Zeit geht das Jammern in eine Art Gesang über, der so wohlthätig wirkt, dass er alles Leid besänftigt, worauf Aurere das Bild, eine schlechte Photographie, sowie die beiden Tücher wegnimmt und damit abzieht, während Papanui seine Gäste in längerer Rede begrüsst und sie in das Wharepuni führt, aus dem bald feierlicher Gesang ertönt. Zwei mitgekommene farbige Missionare, *Michineri's*, halten einen Dankgottesdienst für die überstandene Reise und glückliche Ankunft ab. Nach Beendigung desselben erscheinen die Wairoa-

leute wieder, sie bilden einen Halbkreis, die Taupoleute eine Schlange und nunmehr beginnt die gegenseitige Begrüssung.

Der Maori-Gruss besteht darin, dass man sich die rechte Hand reicht und dann die Nasen aneinander legt. Je nach der Ehre, die der eine dem anderen anthun will, dauert dies kürzere oder längere Zeit; ein Nasenreiben findet nicht statt. Die jüngeren Leute finden heute an diesem Ceremoniell kein Gefallen mehr, sie begnügen sich mit einem einfachen Händedruck, die älteren halten jedoch an der hergebrachten Sitte fest; besonders Papanui und Aurere nehmen die Sache sehr ernst.

Nach der Begrüssung werden die Gäste mit Thee und Brod gelabt, während die Köche das Mahl fertigstellen. Sobald dies bereitet, füllen Frauen frisch geflochtene Körbchen mit Kartoffeln, Männer die Teller mit Fleisch und in demselben Anzug, wie vorher beim Haka tragen sie die Schüsseln unter Gesang im Tanzschritt zu den Gästen, stellen sie auf die Erde vor diese hin und schleppen dann grosse Kessel mit Thee, Näpfe voll Zucker, mehrere Kisten mit Biskuits, die man dem Brod vorzieht, und zwei grosse Blechgefässe voll Tauben herbei. Eine wilde Taube gilt dem Maori als grösster Leckerbissen, besonders wenn sie, ohne ausgenommen zu sein, in ihrem eignen Fett gebraten ist. Mit einer Rede übergab Papanui das Essen, mit Gegenreden wurde es in Empfang genommen und lautlos vertilgt.

Gegen Abend lud Papanui seine Verwandten zum Essen in die neuerbaute Speisehalle ein, zuerst, da nicht alle auf einmal darin Platz hatten, nur Männer, später auch die Frauen. Eine hufeisenförmige Tafel war so gedeckt, dass die Gäste an der Aussenseite sassen, während die Innenseite mit einem Anrichteraum in Verbindung stand. Acht junge Taupomaoris in ihren besten Anzügen, mit schneeweisser Wäsche und einer kleinen Schürze angethan, die sie von den Mädchen geborgt, eine Serviette unter dem Arm, warteten auf. Die mit Blumen geschmückte Tafel brach förmlich unter all den Leckerbissen zusammen, sie machte einen so angenehmen, verlockenden Eindruck, dass ich mit Wehmuth an meinen oft recht mangelhaft besetzten Tisch im Hotel dachte. Vor dem Essen hält der Missionar ein kurzes Gebet, dann hantiren die Leute Messer und Gabeln geschickter, als man es nach dem am Morgen mit den Händen verzehrten Mahl erwarten konnte, und lassen sich dabei bedienen, als ob sie es nie anders gekannt hätten. Am Schluss des Diners preisst einer die Güte der Speisen und schliesst mit einem Hurrah!, in das alle kräftig einstimmen. Ein Dank wird nie ausgedrückt, da auch die Maorisprache das Wort »Dank« nicht kennt. Hat man ein Geschenk erhalten, so besingt man den Reichthum des Gebers; sind einem besonders gute Speisen vorgesetzt worden, so stimmt man ein Loblied an auf das Land, das so gute Produkte liefert; hat man Gastfreundschaft genossen, so wird einem beim

Abschied ein: *Haire* »geh«, so viel wie »reise glücklich« nachgerufen, worauf man mit: *Enoho Koe* »setz Dich« oder: *Enoho Koutou,* (bei zweien: *Enoho Konea*), »setzt Euch«, antwortet, womit man sagen will: »lass Dich durch mich nicht stören und bleibe ruhig in Deinen vier Pfählen«. Den Schluss jeder Rede bildet ein gemeinsames Hurrah.

Nach dem Essen führen die Köche ein komisches, mit allgemeinem Beifall aufgenommenes Intermezzo auf, indem sie für die rauhbeinigen, feigen, kläffenden Hunde, von denen jede Familie wenigstens einen mitgebracht hat, und die sich, obgleich oft mit der Peitsche verjagt, immer im Pa herumtreiben, unter Gesang im Tanzschritt grosse Stücke Fleisch herantragen: in längerer Rede bitten sie um deren Annahme, ein Wairoamaori antwortet ihnen, worauf die Hunde ihr Futter nehmen dürfen. Für die Pferde sorgte Niemand, hatten die Thiere Hunger, so konnten sie sich selbst Futter suchen. Nach der Abendandacht, die heute ein Missionar abhielt, versammelt sich alles im Wharepuni, um die Begrüssungsreden einiger vornehmer Taupomaoris zu hören. Papanui schliesst aber mit Rücksicht auf die allgemeine Müdigkeit, da Gäste wie Gastgeber fast die ganze vorhergegangene Nacht mit Reden verbracht hatten, die Sitzung frühzeitig.

Der nächste Tag war den *Haka's* gewidmet, wozu auch die Waipahihileute erschienen, um sich an dem Wetttanzen zu betheiligen.

Den Reigen eröffnete Papanui mit den Seinen. Die Tänzer erschienen in derselben Tracht wie tags zuvor; der Häuptling trug das ehemalige Abzeichen seines Ranges, die *Huia*-Feder, in den Haaren. Während der Zug der Tänzer langsam naht, trabt Papanui, von einem Vortänzer begleitet, der jedem seiner Schritte folgt, jede seiner Bewegungen nachahmt, zuerst nach einer Seite des Platzes und wirft einen Stein nach dieser Richtung, dann über den ganzen Platz nach der entgegengesetzten Seite, um auch dahin einen Stein zu werfen. Dieser Brauch mochte früher eine Bedeutung haben, heute wird er ohne Kenntnis einer solchen befolgt. Plötzlich vorwärts springend, schüttelt er die Tajaha und fängt, Augen und Mund weit aufreissend und die Zunge herausstreckend, laut an zu schreien, wobei sein Gebrüll die ganze Tonleiter vom tiefsten Bass bis zu den höchsten Fisteltönen durchläuft. Dies seltsame Manöver wiederholt er so lange, bis er glaubt, die Zuschauer, die ihren Beifall durch Händeklatschen und lautes Lachen kund gegeben, genug aufgeregt zu haben, um mit den eigentlichen Tänzen beginnen zu können.

Fünfzig Männer und Frauen nahen singend und rhythmisch schreitend, von zwei Vortänzerinnen und einem Vortänzer begleitet, in zwei Reihen, in der einen die Mädchen, in der anderen die Männer; die Arme der Hinterleute sind auf die Schultern der Vordermänner gelegt. Die beiden Vortänzerinnen haben ihre Kleider vorn hoch aufgeschürzt, und da sie bei ihren Sprüngen

eine ausserordentliche Beweglichkeit der Hüften und Bauchmuskeln entwickeln, so sind ihre Bewegungen nach unseren Begriffen nicht gerade sehr passend, werden aber hier äusserst beifällig aufgenommen. Die Tänze werden unter Begleitung von Gesang ausgeführt. Gewöhnlich fängt ein Vorsänger an; was er singt, wird von den Tänzern durch entsprechende Bewegungen dargestellt, der Chor fällt erst leise ein, nach und nach anschwellend, bis er in ein lautes Schreien übergeht, das jäh abgerissen endet, worauf wieder die einzelne Stimme zur Geltung kommt. Den Schluss bilden heftige Bewegungen, lautes Schreien und plötzliche Stille.

Der erste Haka ist ein Begrüssungstanz. Die Mädchen lassen sich auf ein Knie nieder, nehmen weisse Tücher in die Hände und winken mit diesen den Wairoaleuten zu, während eine Sängerin diese willkommen heisst; die Männer schwingen die Meres, Tajahas und sonstige Waffen, wodurch sie anzeigen wollen, dass sie zu kämpfen verstehen und nöthigenfalls ihre Gäste zu schützen bereit sind.

Es folgt ein Schiffstanz, bei welchem die Leute eine genaue Bekanntschaft mit den alten, wie mit den neuen Kanus verrathen; alle Bewegungen lassen auf Rudern und andere Arbeiten im Kahn schliessen. Den Schluss bildet ein Tanz, der ein Feuerwerk nachahmen soll. Beim Schiffstanz wurde der Takt durch Stampfen mit dem rechten Fuss angegeben, jetzt werden beide Hände auf den Oberschenkel aufgeschlagen, dann wiegen sich

die Frauen in den Hüften, die Männer drehen das eine erhobene Bein ein wenig, heben langsam die heftig zitternden Hände erst nach vorn, dann senkrecht über den Kopf, wobei die Augen den Händen folgen und alles nach oben blickt; plötzlich hört man Töne, als ob Raketen in die Luft steigen und alle möglichen Feuerwerkskörper explodiren. Da die Hüftbewegungen und Drehungen nie aufhören, nehmen die Tänzer in jedem Augenblick eine andere Stellung ein; am meisten Effekt macht aber der Schluss, als die Burschen unter lautem Geknatter und Raketensteigen plötzlich die Arme in die Luft werfen und die Mädchen den Leib dreimal mit einer eleganten Virtuosität vorstossen, die man selbst nach den vorbereitenden Sprüngen der Vortänzerinnen kaum für möglich gehalten hätte. Hierauf werden vier Reihen gebildet und noch zwei weitere Hakas vorgeführt, die unseren Begriffen nach mehr einem Schauturnen als Tänzen entsprachen. Alle Aufführungen werden von einem der Vortänzer kommandirt, während Papanui zur Aufmunterung im Laufen und Brüllen nicht nachlässt.

Nunmehr kommt Maniapoto mit 24 Waipahihileuten, 12 Mädchen und 12 Jünglingen, an die Reihe. Die Kostümirung war bei diesen etwas einheitlicher, als bei den Taupomaoris, der Anmarsch ähnlich. Auch Maniapoto sprengt über den Platz, schreit und lärmt, wobei sich der kleine, dicke Kerl in seinem kurzen Lendenschurz komisch genug ausnimmt. Der Tanz besteht anfangs in langsamen Hüftenbewegungen bei ein-

gezogenen Knien, Biegungen des Oberkörpers und Wenden desselben nach den Seiten, Verdrehen des Kopfes, Bewegungen mit den Armen, alles von häufigem Händeklatschen begleitet. Später wird das Tempo verstärkt, Chassiren, Niederkauern, Aufspringen, Stampfen und lautes Schreien kommen hinzu, wobei sich Tänzer und Zuschauer mehr und mehr erregen. So sehr werden letztere vom Haka angesteckt, dass ein alter Mann seine Kleider abwirft und mitten unter die Tänzer springt, um in sehr freien Bewegungen den ungetheilten Beifall der Versammlung zu erringen. Obgleich der Tanz sehr gefallen, werden doch die Vorführungen Papanuis für die besseren erklärt.

Die Wairoaleute, 18 Frauen mit 2 Vortänzerinnen und 36 Männer mit 3 Vortänzern, den Häuptling an der Spitze, marschiren nunmehr in sechs Reihen auf. Die Männer sind nur mit Lendenschurz und Kopftuch bekleidet, mit bunten Federn geschmückt, im Gesicht und auf der Brust, manche auch am Arm, mit schwarzer, blauer und rother Farbe regellos bemalt; ein Vortänzer hat harlekinmässig die eine Hälfte des Gesichts geschwärzt. Nur die Vortänzer schwingen Waffen. Die Frauen sind gleichmässig mit weissen Kleidern und Strümpfen angethan, die Schuhe haben sie ausgezogen, Blumenschmuck nicht angelegt. Auch hier suchen die Vortänzerinnen mit viel Erfolg sowohl während der Tänze, als besonders in den Zwischenpausen durch indecente Solovorstellungen die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf

sich zu lenken. Dagegen fallen beim Chor alle unpassenden Bewegungen fort. Dafür wusste eine Art Clown die Zuschauer dadurch zu erheitern, dass er nie mit den anderen zugleich aufhörte, sondern die Bewegungen so lange fortsetzte, bis seine Glieder vom Nebenmann angehalten und beruhigt wurden. Die Sprünge, das Schreien und Laufen des Häuptlings waren ähnlich dem der anderen Stämme. Die Tänze, an denen sich auch die Missionare betheiligten, fielen durch das Fehlen der Hüften- und Bauchbewegungen auf, wofür sehr häufig in kniender Stellung verschiedene Figuren ausgeführt wurden. Auch eine eigenthümliche stossartige Beinbewegung wussten die Tänzer zu besonderer Geltung zu bringen. Drei Tänze führten die Wairoaleute auf und ihnen wurde zum Schluss die Siegespalme zugesprochen. Hiermit war der offizielle Theil des Besuchs zu Ende. Bis dahin hatten die Stämme vollständig getrennt neben einander gelebt, die Taupoleute arbeiteten von früh bis spät für die verschiedenen Mahlzeiten, ohne selbst viel zu essen zu bekommen, die Wairoaleute liessen es sich schmecken und gingen ihren Vergnügungen nach. Ein Verkehr unter einander fand nicht statt, selbst Papanui blieb von seinen Gästen vollständig unberücksichtigt. Nach dem Tanz der Wairoaleute wurde nun der Vorschlag gemacht, die beiden Stämme möchten sich künftighin nähertreten. Aber es kam nicht dazu. Das Leben im Pa änderte sich nicht: während des wochenlangen Besuchs blieb die scharfe Trennung bestehen. Traf man sich abends zu

einem gemeinschaftlichen Tanz in der Halle, so tanzte jeder Stamm für sich, weil Tänzer und Tänzerinnen verschiedener Stämme mit einander nicht in Takt kommen konnten, kam man im Wharepuni zusammen, so sass man wohl friedlich neben einander, aber freundschaftliche Beziehungen wurden nicht angeknüpft, die vorgetragenen Erzählungen nahmen die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Die Luft in dem Haus war entsetzlich. Wie die unausgenommenen, im eigenen Fett gebratenen Tauben widerlich säuerlich-fettig rochen, so roch nach und nach jeder Maori, das Whare und das ganze Pa. Ich steckte mir darum eines Abends eine Cigarre an, hatte aber kaum ein paar Züge gethan, als meine Nachbarinnen entsetzt von mir wegrückten und mir kurzweg erklärten, fortgehen zu müssen, wenn ich nicht mit Rauchen aufhörte. Diese Damen, die sich in der pestilenzartigen Luft des Whares wohl fühlten, konnten nicht den Duft einer Havanacigarre vertragen; ich musste dieselbe darum mit einer der schlechten, hier gekauften Cigaretten vertauschen, wollte ich nicht allgemeines Aergernis erregen.

Einige weisse Händler, die von der Zusammenkunft der Stämme gehört, erschienen im Ort und bauten in der Nähe des Pa allerhand Waren auf, die jedes Maoriherz schneller schlagen liessen; aber obgleich sie durch Glücksspiele ihren Kram an den Mann zu bringen suchten, gelang es ihnen doch nur selten, Geld aus den Taschen ihrer farbigen Brüder zu locken. Sonntags hielten die

Missionare Gottesdienst ab. Das Pa wurde dazu stets gesäubert und der Boden mit grünem Reisig belegt; ein gewöhnlicher Tisch mit Decke diente als Altar. Vormittags und gegen Abend versammelten sich die beiden Stämme, natürlich auch hier gesondert; ein *Michineri* las Gebete und Psalmen, ein anderer hielt die Predigt, der Chor sang bei Beginn und Ende der Andacht einige ins Maori übersetzte Kirchenlieder.

Auf dem linken Ufer des Waikato hatte sich unterdessen ein dritter Stamm, die Ngatituwharetoas, soviel wie »abstammend von Tuwharetoa«, niedergelassen. Die Leute hatten ihr Land an die koloniale Regierung verkauft, deshalb wollten sie, ehe sie es übergaben, ihre hier begrabenen Toten, vor allem den alten berühmten Häuptling Poihipi Tukirangi wieder ausgraben, um diese von neuem da zu beerdigen, wohin sie nunmehr zu ziehen gedachten. Nichts Schimpflicheres gab es früher, als die Gebeine eines Maori in die Hände seiner Feinde gerathen zu lassen, ganz abgesehen davon, dass damit Unglück für seine Verwandten, seinen ganzen Stamm und ihn selbst im Jenseits verbunden war. Auch jetzt noch würde es keine grössere Beleidigung geben, als wenn ein Lebender sich unehrerbietig einem Toten gegenüber erweisen würde. Deshalb trennt sich ein Maori nicht von seinen Toten; zieht er in eine andere Gegend, so nimmt er mit, was von ihnen noch übrig ist. Da ein Tängi nicht ohne Totenschmaus abzugehen pflegt, so kam mancher aus der

Umgegend herbei, um seine Trauer um die Verstorbenen zu bekunden. Der interessanteste Mann unter ihnen war Tahau, ein aus den früheren Kriegen gegen die Engländer berühmter Kämpfer. Er ist ein kleiner, untersetzter, starker Kerl, der über ein langes, blaues Kittelhemd eine alte werthvolle Matte trägt, einen schwarzen niedrigen Cylinderhut nie vom Kopf nimmt, alles andere aber, wie Hosen und Schuhe, verachtet. Eine Keule aus Nephrit, ein mehrere hundert Jahr altes Erbstück seiner Familie, das von vielen eingeschlagenen Schädeln erzählen kann, legt er nur selten aus der Hand. Von Jugend auf bis in sein hohes Alter hat er seinen Ruf bewährt, einer der verschlagendsten und tapfersten Häuptlinge der Maoris zu sein. Er hatte seine eigene Fahne mitgebracht, auf der sein Name in grossen schwarzen Buchstaben prangte.

Bei Tagesanbruch wurden die Ueberreste der Verstorbenen aus der Erde genommen, gereinigt und in Säcke gethan, die mit rothem Tuch geschmückt, in der Mitte eines freien Platzes niedergelegt wurden. Leider gestattete man mir nicht, weder der Ausgrabung noch den anderen Feierlichkeiten dieses Tages beizuwohnen. Jedem *Pakeha*, »Weissen«, war für diese Zeit das Betreten des Bodens, in welchem die theuren Leichen geruht hatten, verboten. So musste ich mich damit begnügen, vom anderen Ufer des Waikato den Fortgang der Ceremonie mit einem guten Fernglas zu verfolgen, was um so leichter war, als die Gräber auf dem nach dem

Fluss zugekehrten Abhang eines kleinen Hügels lagen. Zuerst hockten alle Versammelten im grossen Kreis um die Säcke, während sie andächtig den Worten lauschten, mit denen drei Häuptlinge nacheinander die Toten in langen Reden feierten. Darauf las einer aus einem Buch einige Gebete vor, die stehend und mit abgezogenem Hut angehört wurden, worauf sich alle, bis auf zehn nähere Anverwandte der Toten, entfernten, die nunmehr im engeren Kreis ein regelrechtes Tängi abhielten, wobei ihr Schluchzen bis zu mir herüberdrang. Erst spät beruhigten sie sich wieder, als der Duft des inzwischen bereiteten Essens in ihnen andere Gefühle erweckte. Am Nachmittag errichteten die Männer ein galgenartiges Gerüst, an welchem sie die Säcke aufhingen. Später machten sie bei den in der Nähe wohnenden Weissen die Runde, um für den morgenden Schmaus eine Beisteuer in Naturalien oder, was ihnen lieber war, in Whisky zu erbitten. Dem »Postmaster«, der ihr Land für die Regierung gekauft hatte, boten sie sogar noch ein zweites Stück, von dem sie sich früher nicht hatten trennen wollen, unter der Bedingung sofortiger Zahlung an, um Geld zu Einkäufen in die Hände zu bekommen. Whisky mussten sie genug aufgetrieben haben, denn schon an diesem Abend schallte es unheimlich laut von ihrem Lagerfeuer zu uns herüber. Am nächsten Tag gingen Papanui, seine Leute und seine Gäste hinüber, bildeten mit allen anderen, zu denen sich auch Maniapoto mit seinem Volk gesellte, einen grossen Kreis um die aufgehängten Säcke

und hielten ein Tängi ab, worauf wiederum ein Schmaus mit vielen Reden, allerlei Spiele und Tänze, folgten.

Als die Ngatituwharetoas mit ihren Toten abzogen, folgte ihnen eine grosse Zahl unserer Gäste. Auch ich schloss mich einem nach Norden reitenden Trupp an, um mein nächstes Ziel Ohinemutu zu erreichen.

Am Tag vor meiner Abreise nahm mich Papanui, als ich ihm Lebewohl sagte, bei Seite und frug mich, ob ich ihm nicht eine »Note« geben könnte. Zuerst glaubte ich, er wünsche eine Notiz über meinen Namen oder dergleichen, um sich meiner später erinnern zu können und wollte ihm daher eine Visitenkarte überreichen, erfuhr aber schnell, dass ihm meine Karte sehr gleichgültig, eine grössere Pfundnote aber sehr erwünscht sei. Schon seit einigen Tagen konnte man ihm ansehen, dass er nicht ohne Sorgen war; die Vorräthe schwanden ungemein schnell, der Schweine wurden täglich weniger. Um neue zu kaufen hatte er vielleicht Geld genug, aber er hätte gern den Leuten, die ihm bei seinem Besuch im vergangenen Jahr hundert Pfund Sterling geschenkt, auch etwas mit auf den Weg gegeben und zwar eine Summe nicht nur würdig seines Ansehens, sondern so gross, dass sie dieses womöglich noch erhöhte. Der Gedanke, Geld zu beschaffen, beherrschte den Häuptling dermaassen, dass er vergass, dass ich mich bei ihm mit einem für dortige Verhältnisse grossartigen Geschenk eingeführt hatte. Zu meinem Bedauern musste ich Pa-

panuis Bitte abschlagen, denn mit einer kleinen Summe war ihm nicht gedient und eine grössere seinem Ruhme zu opfern, dazu lag für mich keine Veranlassung vor. Er schien dies übrigens erwartet zu haben, denn er nahm meine Antwort sehr gleichmüthig auf und liess mich mit demselben ruhigen Gesicht von dannen ziehen, mit dem er mich auch sonst kommen und gehen sah.

Als ich am nächsten Morgen Tapuaeharuru verliess und am Pa vorbeiritt, sah es dort genau so aus wie sonst, die »Feuerfresser« arbeiteten schon tüchtig für das Frühstück, während die »Männer mit dem gebrannten Bart« noch sanft schlummerten und von gebratenen Tauben oder sonstigen Leckereien träumten.

Königsgräber auf Tonga.

Kurze Zeit bevor ich die Tonga-Inseln besuchte, war Tubou I., *Tuikanokupolu*, oder wie er sich als christlicher König nannte, *Kingi Jioaji (King George)* in seiner Residenzstadt Nukualofa auf Tongatabu gestorben und mit grossem Pomp beigesetzt worden.

Ueber neunzig Jahre war der König alt, als er das Zeitliche segnete. Als Sohn eines Häuptlings von Haapai geboren, hatte er es früh verstanden, obgleich er nicht von dem alten eingesessenen Herrschergeschlecht abstammte, Ansehen und Macht zu erlangen, nach und nach den ganzen Tonga-Archipel zu erobern und seinen Einfluss weit über denselben hinaus auszudehnen, sodass er sich einst sogar mit dem Gedanken trug, die Samoa-, Fidschi- und Hawaii-Inseln unter seinem Scepter zu vereinigen.

Mit Deutschland hielt er stets gute Freundschaft. In den letzten Jahren seiner Regierung gewann zwar englischer Einfluss an seinem Hof die Oberhand, aber noch im Jahr 1870 liess er seinem »Freunde Wilhelm« sagen, dass er strengste Neutralität bewahren werde. Von seiner Majestät dem Kaiser Wilhelm I. hing ein lebensgrosses

Bild, das Allerhöchst denselben die Front der *Gardes du Corps* abreitend darstellte, im Treppenhaus seines Hauses, es war das Erste was man beim Eintritt erblickte; auch zeigte der König dem Besucher gern Geschenke, die er von Deutschen erhalten hatte, besonders die der »Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln«, mit der er einst ausgezeichnet gestanden, als sie noch grosse Besitzungen und Plantagen im ganzen Archipel besass. Leider verlor die Compagnie deren viele, resp. sie sah sich gezwungen, dieselben zu verkaufen, seitdem England Einfluss auf den Inseln gewann und Missliebige verdrängte, während Deutschland ruhig zusah, wie diese Macht hier, wie überall in der Welt, seine Interressen nach Möglichkeit zu schädigen trachtete.

Das alte Herrschergeschlecht der *Tuitonga* ist vor wenigen Jahrzehnten in der männlichen Linie erloschen; es stammte der Sage nach von den Göttern ab, weshalb ihm früher auch göttliche Ehren erwiesen wurden. Die Tuitonga waren die Herren der Inseln, wie schon ihr Name anzeigt, da *Tui* »Herr«, *Tuitonga* »Herr über Tonga« bedeutet. Wegen ihrer Abstammung und Heiligkeit standen sie weit über den anderen Sterblichen — als äusseres Zeichen hierfür durften sie weder tätowirt noch beschnitten sein, — und gebrauchten deshalb stets Zwischenpersonen, um mit ihren Unterthanen zu verkehren. Selbstverständlich trachteten erstere danach, möglichst grossen Einfluss beim Volke zu gewinnen. Da dies nur auf Kosten des Ansehens der Tuitonga geschehen konnte, so

waren diese schon eines grossen Theils ihrer weltlichen Macht entkleidet, als der im Rang weit unter ihnen stehende *Tuikanokupolu* sich zum König aufwarf. Ihre geistliche hohe Stellung bewahrten sie jedoch bis zu ihrem Ende und auch König Georg hat diese stets anerkannt; passirte er bei Lebzeiten des Heiligen dessen Haus zu Pferde, so stieg er aus dem Sattel und führte seinen Gaul in ehrfurchtsvoller Haltung an der Hütte vorbei. Selbst jetzt noch nimmt Lavinia, die Tochter des letzten Tuitonga, mit ihrer Nachkommenschaft einen höheren Rang ein, als der König selbst; bei verschiedenen Ceremonien am Grabe König Georgs gebührte ihr und nicht dem neuen Herrscher der Vortritt. Wie lange die von Bulotu, der Unterwelt, gekommenen Tuitonga über die Inseln geherrscht haben, wissen wir nicht, doch werden ihre Gräber noch nach Jahrhunderten Zeugnis von ihrer Macht ablegen, die eine bedeutende gewesen sein muss, wenn man die ungeheure Arbeit, die bei diesen Bauten geleistet wurde, gegen die geringe Arbeitslust ihrer Unterthanen abwägt.

Tongatabu, das heilige Tonga, ist eine kleine, nur wenige Meter über dem Meeresspiegel emporragende Insel; der höchste Punkt ist gegen 70 *m* hoch. Saione, ein Hügel von kaum mehr als 20 *m*, liegt innerhalb der Hauptstadt und wird von einer tonganischen Kirche gekrönt. Einen guten Hafen besitzt Tongatabu nicht; nahe der Hauptstadt Nukualofa glaubt man sich durch mehrere kleine, an der Nordküste gelegenen Inseln,

in einer sicheren Bucht zu befinden, bricht aber ein Sturm aus, so muss der Schiffer versuchen, so bald als möglich das offene Meer zu erreichen. An ruhigen Tagen können jedoch auch grössere Boote an der hier erbauten Landungsbrücke anlegen.

Ein Dampfer lockt stets eine Menge Nichtsthuer an den Strand, die mit Vergnügen den verschiedenen Arbeiten zusehen, ohne eine Hand zu rühren. Kaum aber hat das Schiff angelegt, so wird es von Eingeborenen überfluthet, die sich überall bequem niederlassen, wobei sie einen schlimmen Geruch nach Kokosnussöl, Sandelholz und allen möglichen Essenzen, mit denen sie gesalbt sind, verbreiten. Auffallend ist bei beiden Geschlechtern ein stark jüdischer Typus.

Die Tonganer sind im übrigen prächtige Erscheinungen, unter den Mädchen fand ich Schönheiten, die alle früher und später gesehenen Polynesierinnen weit übertrafen. Die Hautfarbe ist braun; die Schattirungen sind verschieden, es kommen dunkle vor, doch sind hellere häufiger. Die Leute von Haapai und Vavau sind dunkler als die von Tongatabu, manche von ihnen messen 1,85, ja sogar 1,90 *m*. Bei den kräftigen Gestalten fallen vielfach die grossen Hände und Füsse, sowie die ausgebildeten Waden auf. Alle haben schöne, dunkle Augen und gute weisse Zähne. Der Backenbart wird meist rasirt, nur der kleine schwarze Schnurrbart bleibt von Messer und Scheere verschont, die schon längst die früher üblichen scharfen Steine, Korallen-

stückchen oder Glasscherben ersetzt haben. Tätowirungen sind jetzt von den Missionaren verboten; nur selten sieht man eine solche und kann dann sicher sein, dass ihr Träger auf Samoa gewesen ist und seine Hautzier dort erhalten hat. Schmuck tragen die Männer nicht. Ihre Tracht besteht aus einer Jacke, einem *Vala* (Hüftentuch) und, wenn es hoch kommt, aus einer Matte über letzterem, die durch einen aus schwarzem Bast geflochtenen Gürtel festgehalten wird. Hosen und Hemden verdrängen jedoch die Matten mehr und mehr, die nur noch bei Festen oder offiziellen Gelegenheiten angelegt werden. Eine Kopfbedeckung fehlt vollständig.

Die Frauen von Haapai und Vavau sind gross und stark, nur wenig kleiner als die Männer, zierlicher dagegen die von Tongatabu. Sie gehen merkwürdig gerade mit etwas vorgeschobenem Unterkörper. Die Glieder sind proportionirt, schön die schmalen Hände; die Finger, vor allem die vorderen Glieder derselben, können sie ungemein weit zurückbiegen, was sie beim Tanz zu besonderer Geltung bringen. Eine bestimmte Haartracht besteht nicht mehr; man bindet entweder einen Theil des langen, gewellten Haares hoch und lässt den anderen frei über den Rücken fallen, wobei die Enden manchmal mittelst Kalk braun gefärbt werden, oder man kürzt es, fasst es auf dem Wirbel zu einem kurzen Schopf zusammen und reibt es mit Kalk ein; auch trägt man es kurz geschnitten bis auf eine Locke an jeder Seite, oder ohne diese, letzteres als Zeichen der Trauer. Die

meisten Frauen trugen deshalb das Haar damals ganz kurz, um ihren Schmerz über den verstorbenen König Georg auszudrücken. Die Tracht der Weiber besteht, wie bei den Männern, aus Jacke und *Vala*, ausnahmsweise darüber Matte und Gürtel; der Schmuck ist schon fast durchgehend europäisch, bei katholischen Mädchen vermisst man selten ein kleines, mit einer Schnur um den Hals gebundenes Kreuzchen. Viel besser kleidet es sie, wenn sie sich mit Blumen schmücken, die man ungemein liebt und überall anzubringen versteht. Bei Tänzen legen sie Jacke und *Vala* ab und umgürten sich mit dem *Sisi*, einem aus Baststreifen und Blumen hergerichteten Tanzgürtel, und mit Blumenketten, welche die tadellos eleganten Bewegungen zu vollster Geltung kommen lassen. —

Gehen wir vom Dampfer aus über die Landungsbrücke von Nukualofa, so stossen wir zuerst auf einen grossen, als Zollhaus dienenden Schuppen, dem gegenüber das Wachtlokal, zugleich auch Exerzirhaus der tonganischen Armee liegt, die ungefähr 250 Mann stark sein soll, von der ich aber nur 30 Mann zu Gesicht bekommen habe.

Das Königreich Tonga ist ganz nach europäischem Muster eingerichtet. König Georg hat ihm eine Verfassung gegeben, Parlament und Gerichtswesen eingeführt und die Armee nicht vergessen, zu deren Oberbefehlshaber er sich selbst ernannte. Als solcher trug er eine der englischen Generalstracht nachgebildete Uniform mit rothem,



HAUSGERÜST, TONGA.



HAUS TONGA.

durch goldne Schnüre geschmückten Rock und hohem, weissen Helm mit Federbusch. Die mit Karabiner und Seitengewehr bewaffneten Soldaten tragen bei feierlichen Gelegenheiten eine braune Uniform mit hohen Lederstiefeln nach englischem Vorbild; für gewöhnlich begnügen sie sich mit einem schwarzen *Vala* mit rothem *Sash* (Gürtel) und einem orangegelben *Flani* (eine gewöhnliche Unterjacke, »Flanell«), eine Kleidung, die den durchweg grossen, prächtig gebauten Leuten weit besser steht, als Rock, Hose und das kleine Käppi. Augenblicklich war, wegen der Trauer um den verblichenen Chef, um den linken kurzen Aermel der Unterjacke ein schwarzer Flor geschlungen.

Zu bestimmten Zeiten versammeln sie sich vor dem Exerzirhaus, sonst leben sie in der Stadt, nur die zum Wachtdienst nöthigen verbleiben zurück. Sie exerziren nach englischem Reglement ganz leidlich; nur einmal habe ich ihren Schiessübungen beigewohnt, und zwar in einer stockfinsteren Nacht, wobei ungemein viel Pulver verknallt wurde. Der Kommandant in Majorsrang ist ein Engländer, der einzige Weisse unter den tonganischen Regierungsbeamten; er bekleidet ausserdem noch die Aemter eines Oberpostdirektors und eines Vorstehers der Zollbehörde, sodass alles Geld durch seine Hände geht, wodurch sein Einfluss selbstredend bedeutend erhöht wird. Sein Vorgänger, Mr. Baker, einst als Missionar nach Tonga gekommen, besass als Premierminister lange Zeit unumschränkte Gewalt. Was

Tonga heute ist, verdankt es ihm, denn er wusste Georg Tubou seinen Rathschlägen zugänglich zu machen. Zu seiner Zeit standen auch die Deutschen in hohem Ansehen; er schätzte ihre Arbeit, ihren Fleiss, ihre Ausdauer und begünstigte sie deshalb. Lange sahen die Engländer diesem Treiben eifersüchtig zu, bis sie plötzlich unter den Häuptlingen eine Verschwörung gegen das Leben des Premierministers entdeckten. Da dieser englischer Unterthan geblieben war, so kam der Gouverneur der Fidschi-Inseln, der zugleich »*High Commissioner for the Western Pacific*« ist, schleunigst auf einem Kriegsschiff herbei und »rettete« den Bedrohten, indem er ihn, sehr gegen seinen Willen, nach Neu-Seeland brachte, das er nicht wieder verlassen durfte. Sein Nachfolger erlangte zwar nicht dieselbe Macht wie er, aber es lässt sich nicht leugnen, dass seit dem »Rettungswerk« England an Einfluss gewonnen hat und Deutschlands Ansehen zurückgegangen ist.

Der Strand in der Nähe von Nukualofa ist kahl, nur unmittelbar beim Schloss stehen einige Gebüsche und Bäume, die Mr. Baker erst anpflanzen konnte, nachdem er eine Schicht Erde auf den koralligen Boden hatte aufwerfen lassen. Sonst wächst nur spärliches Gras, dessen öder Eindruck nicht gemildert wird durch einige kahle Bretterhäuser, die an der anderen Seite der *Avenue* die Regierungsgebebäude vorstellen: das Postamt, die Ministerien, d. h. das Bureau des Premierministers, und das Gerichtsgebäude, etwas dahinter

das Gefängnis. Seitlich hiervon liegt in einem von einer Mauer umschlossenen Garten das Königliche Schloss mit der Hofkirche. Zwei Gardisten halten an den beiden Eingängen Wache, der breite, zwischen Mauer und See befindliche Rasenplatz ist an jeder Seite mittelst eines hölzernen Thores abgesperrt, der darüber führende Weg für Wagen und Reiter verboten, Fussgängern aber bei Tage zur Benutzung überlassen. Vor dem Palais befindet sich ein Musikpavillon, in dem bei festlichen Gelegenheiten die Militärkapelle konzertirt, deren Mitglieder wöchentlich ausserdem zweimal ohne Uniform als Stadtmusiker auf dem zur Universität gehörigen Platz spielen; daneben ist ein hoher Mastbaum errichtet, an dem für gewöhnlich die Tonganische Flagge, bei besonderen Veranlassungen die Königliche Standarte weht. Die Flagge ist roth bis auf den oberen Theil, der ein rothes Kreuz im weissen Felde zeigt; die Standarte trägt das rothe Kreuz in einem sechseckigen weissen Stern in der Mitte, darum gruppiren sich vier Felder, ein gelbes mit drei Sternen, ein rothes mit der Königskrone, ein blaues mit einer Taube, die einen Zweig im Schnabel hält, und ein gelbes mit drei gekreuzten Schwertern. König Georg hatte sich eine goldene Krone machen lassen, die er zwar wohl nie getragen hat, die aber bei den Parlamentseröffnungen stets auf einem Sessel neben seinem Throne liegen musste. Eine dritte Flagge führt das Zollamt, sie ist weiss mit blau und trägt ausser dem rothen Kreuz

die blauen Buchstaben H. M. C.: *His Majesty's Customs*. Das Palais ist ein villenartiger, einstöckiger, hölzerner Bau mit Thurm und breiten Veranden: unten Empfangs- und Speisezimmer, ersteres zugleich Thronsaal, oben die königlichen Schlaf- und Wohnzimmer. Tritt man in das als Wartezimmer dienende Vestibül, so sieht man zur Rechten eine Büste Kaiser Wilhelms I., zur Linken eine ebensolche von Kaiser Friedrichs, im Hintergrund das schon erwähnte Bild Kaiser Wilhelms I., das König Georg seinem Volk testamentarisch vermacht hat. Das Empfangszimmer ist mit Holz getäfelt; an einer Seite steht unter König Georgs Bild der Thronsessel, mit hoher vergoldeter Lehne und Krone, davor ein dazu passender Fussschemel; zwei Stühle rechts und links daneben tragen ebenfalls Kronen, die übrigen weisen diesen Schmuck nicht auf, alle sind gepolstert und mit rothem Stoff überzogen, ein Sofa vervollständigt das Meublement; über der Thür hängt ein Bild der Königin Victoria von England. Neben dem Palais liegt, noch im Innern des Mauervierecks, die ebenfalls aus Holz im anglo-gothischen Missionarstil erbaute, mit zwei Thürmen geschmückte Hofkirche. Nur wenige Tonganer wird es augenblicklich noch geben, die nicht getauft sind. Die wesleyanische Kirche war einst die herrschende, wenn auch französische katholische Missionare eifrigst bemüht waren, möglichst viele Proselyten zu machen. König Georg war Wesleyaner und blieb es so lange, bis die Missionare mit dem Klingelbeutel im Land umhergingen und das gesammelte

Geld nach Sydney sandten. Das passte ihm nicht und als die Sammlungen nicht aufhörten, machte er kurzen Prozess, sagte sich von der Mission los und gründete die »Tonganische-Freie-Kirche«, zu deren Oberhaupt er sich selbst erklärte. Der grösste Theil seines Volks folgte ihm nach, einige Leute aber blieben Wesleyaner, die jetzt ebenso geduldet werden, wie die Katholiken, deren eifrigster Bekenner der letzte Tuitonga war, oder wie die Mormonen, die erst neuerdings nach der Insel gekommen sind.

Das Innere der Kirche ist ebenfalls mit Holz getäfelt, die Kanzel schön geschnitzt, die Orgel gut. Zur Rechten der Kanzel befindet sich eine breite Holzwand mit einem grossen Thronsessel in der Mitte; die Rückseite desselben ist durch einen in Holz eingelegten Stern und vier dreiblättrige Kleeblätter geziert. Das Holz stammt von dem Baum, unter welchem die früheren Könige in Hihifo gekrönt wurden. Als dieser vor mehreren Jahren bei einem Sturm zusammenbrach, liess der König auf den Rath des Hofpredigers Watkin, der ihm bei der Gründung der »Freien Kirche« beigestanden hatte und als einziger Europäer im Königlichen Kirchendienst geblieben war, das Holz desselben für die Verzierung des Thronsessels benutzen. Auf diesem ist auch der neue König gekrönt worden.

Auf der andern Seite der Regierungsgebäude, etwas weiter vom Strand entfernt, liegt das Haus des Premierministers, ein einfaches Bretterhaus, wie man deren in

Nukualofa viele findet. Dann folgen die Häuser und Schuppen der »Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln«, hier allgemein kurzweg die »Deutsche Firma« genannt, darauf die anderer deutscher und englischer Firmen. Dahinter dehnt sich auf grosser Fläche Nukualofa aus, dessen einzelne Häuser ziemlich weit auseinander liegen. Fast in der Mitte der Stadt ist auf einem grossen freien Platz, Namens Malae Kula, König Georg beigesetzt worden. Eine 440 Schritt lange Seite desselben nehmen die Häuser der Universität und ein langes einstöckiges Haus ein, das Mr. Baker für eine höhere Mädchenschule bestimmt hatte, ohne mit diesem Plan bei den Tonganern durchzudringen. Jetzt war das Gebäude der Universität überwiesen, stand aber leer. Unweit hiervon befinden sich die Anlagen der wesleyanischen Mission mit grosser Kirche, dem einzigen Steinbau der Hauptstadt. Die Weissen wohnen in mehr oder weniger hübschen Häusern aus Holz, die Tonganer in primitiven Häusern aus Brettern oder in tonganischen Hütten.

Diese sind ziemlich einfach und stehen unmittelbar auf dem Erdboden. In den Ecken eines länglichen Rechtecks werden leicht gebogene Pfeiler errichtet, die, nach oben gegen einander zulaufen; Querbalken verbinden sie in etwa Mannshöhe so, dass die der schmalen Seite eine halbkreisförmige Ausbuchtung erhalten (Tafel XXI). Auf diesem Gerüst befestigt man ein gitterförmiges, aus Latten gezimmertes, Gestell, welches das Dach zu tragen

hat; es wölbt sich rund von oben herab und ähnelt an den Seitenflächen einem halbirten Bienenkorb. Gewöhnlich besteht das Dach aus einer dicken Schicht von Blättern des wilden Zuckerrohrs, die Seitenwände entweder aus schräg über einander gelegtem Rohr oder aus unter einander verflochtenen Kokosnussblättern. Fenster besitzen die Häuser nicht; die Thür ist in der Mitte einer Längsseite angebracht, ist eine zweite vorhanden, so liegt sie dieser gegenüber, eine etwaige dritte und vierte, die jedoch selten sind, befinden sich an den Schmalseiten. Auf dem Fussboden sind Matten ausgebreitet, darunter meist eine Schicht trockenen Laubes. Durch Wände getrennte Räume sind selten, abends theilen die aufgehängten Mosquitonetze die einzelnen, durch Matten erhöhte Schlafstellen ab. Die Atmosphäre im Innern ist, obgleich nie im Hause gekocht wird, wegen mangelnder frischer Luft eine abscheuliche.

Besser als diese niedrigen Wohnhäuser sind die Kirchen gebaut, die in derselben Form, aber in grösseren Dimensionen erichtet sind. Das Gerüst ist aus ungemein dicken Balken hergestellt, die, ähnlich wie bei den Häusern auf Fidschi, oft vollständig mit buntem, aus den Fasern der Kokosnuss hergestellten Tauen umwunden sind. Mit demselben Tau verbindet man die einzelnen Theile untereinander, da auch heute noch Nägel, Schrauben oder dergleichen vermieden werden. Der Boden ist gedielt, Stühle und Bänke fehlen, da die Tonganer kauernd der Predigt zuhören, nur in der Hofkirche sind solche vorhanden.

Etwas abseits von Nukualofa liegen in Maofanga die Häuser der französischen Mission, wo katholische Brüder und Schwestern gemeinsam wirken; sie leben in getrennten Häusern, die von grossen Gärten umgeben sind, daneben ist eine steinerne Kirche mit Uhrthurm errichtet.

In mehrstündigem Ritt, auf dem man Pea passirt, eine frühere Festung, deren Wälle und Gräben theilweise noch erhalten sind, erreicht man Mua, früher die Hauptstadt der Insel und der Wohnsitz des Tuitonga. Der Ort liegt an einer, *Lagune* genannten, einem Binnensee gleichenden, grossen Einbuchtung des Meeres und war früher heilig, weil sich ganz in der Nähe die *Langi*, die Gräber der Tuitonga befanden. Niemand durfte hier am Landen verhindert werden und wer immer mit einem anderen zusammen traf, hatte sich freundlich gegen diesen zu benehmen, auch wenn er sein bitterster Feind war.

Mit dem Namen Mua, »die Erste«, wird heute ein Komplex von drei Ortschaften bezeichnet, der in das eigentliche Mua mit einer viereckigen, hölzernen, wesleyanischen Kirche, in Lapacha, mit Kloster und Kirche der katholischen Mission und in Talasiu, das fast ausschliesslich von Bekennern der »Freien Kirche« bewohnt wird, zerfällt. Gleich hinter letzterem im Schatten des Urwaldes liegen die Langi. *Langi* bedeutet: »Himmel«, *Papalangi*, womit der Weisse bezeichnet wird »das Brett (*papa*) am Himmel«, weil das erste Schiff,



LANGI, TONGA.



HAMONGA, TONGA.

mit dem er kam, wie ein Brett am Himmel oder, wie die Weissen selbst gern sagen, »aus dem Himmel« erschien.

Die Langi sind grosse, terrassenförmige Bauten; in der Mitte eines jeden befindet sich ein Königsgrab. Steine von ungeheurer Grösse sind dazu verwendet; bedenkt man, wie unvollkommen die Instrumente waren, mit denen die Werkleute dieselben brechen, behauen, an Ort und Stelle schaffen und aufrichten mussten, wie langsam die Arbeit, selbst bei grösstem Fleisse, fortschreiten konnte, so muss man Volk, Herrscher und Bau gleichmässig bewundern.

Das erste Langi liegt etwa 250 *m* vom Strand entfernt inmitten riesiger Bäume, die auch schon auf dem Grab selbst emporgeschossen sind und mit ihren Wurzeln die Terrassen bedecken. Der Bau bildet ein unten 37,65 *m* langes, 26,30 *m* breites, oben 32,90 *m* langes, 20,30 *m* breites Rechteck, aus drei Terrassen bestehend, deren Höhen 0,65 *m*, 0,58 *m* und 0,80 *m*, deren Breiten 2,00 *m* und 1,10 *m* betragen. Diese Breiten sind, wie auch bei den anderen Langi, nicht an allen Stellen gleich. Die Längsseite liegt in der Richtung Südwest-Nordost. Den Verschluss der in der Mitte liegenden Grabstätte bildet eine 1,90 *m* lange und 1,65 *m* breite Steinplatte; grosse zerbrochene, an der Südwestseite über den Terrassen liegende Steine zeigen an, dass früher ein Weg nach oben geführt hat.

Parallel zu diesem liegt dicht daneben ein zweites Langi, dessen Umgebung gesäubert war, weil man die

Absicht gehabt hatte, König Georg hier zu begraben. Die Gruft war noch unbenutzt; der Tuitonga, für den sie seiner Zeit erbaut wurde, hatte den Tod in den Wellen gefunden. Zu Lebzeiten des letzten Tuitonga hätte der Usurpator Georg Tubou gern den Bau käuflich von diesem erworben, um ihn für sich herrichten zu lassen, er hatte aber seinen Zweck nicht erreicht, weil ihm der Besitzer erklären liess: für alles Geld, das im Archipel aufzutreiben wäre, sei ihm das Grab nicht feil. Dem toten König wurde dagegen der Platz als Ruhestätte von den noch lebenden entfernten Verwandten des früheren Herrschergeschlechts ohne Entgelt überlassen. Auch dieses Langi hat drei Terrassen; die Maasse sind: am Fuss Länge 41,70 *m*, Breite 26,30 *m*; 1. Terrasse: Höhe 0,85 *m*, Breite 1,12 *m*; 2. Terrasse: Höhe 1,40 *m*, Breite 1,40 m; 3. Terrasse: Höhe 0,38 *m*; Oberfläche: Länge 35,60 *m*, Breite 20,33 *m*. Die Grösse der bei diesen Bauten benutzten Steine wird durch die Verhältnisse eines derselben gekennzeichnet: Länge 4,00 *m*, Höhe (mit Ausnahme des in die Erde eingelassenen Stückes) 1,50 *m*, Breite 0,40 *m*, während die Ecksteine wahre Kolosse sind.

Zwei andere Langi liegen weiter im Urwald in dichtem Gebüsch versteckt; das eine (Tafel XXIII) hat vier Terrassen, das andere nur eine. Die Maasse sind von ersterem: am Fuss Länge 50 *m*, Breite 42 *m*; 1. Terrasse: Höhe 0,85 *m*, Breite 1,57 *m*; 2. Terrasse: Höhe 0,95 *m*, Breite 1,60 *m*; 3. Terrasse: Höhe 0,90 *m*,

Breite 2,45 *m*; 4. Terrasse: Höhe 0,86 *m*; Oberfläche: Länge 40,35 *m*, Breite 32,00 *m*; von letzterem: Länge 51,80 *m*, Breite 53,75 *m*; Höhe der Steinmauer 1,45 *m*, von aussen, während sie im Innern 0,35 *m* über der Erdoberfläche hervorragt. Der vierterrassige Bau ist zerfallen; die Gewalt der in die Erde dringenden, riesenhaften Baumwurzeln treibt selbst solche Steine aus den Fugen, wobei sie bersten und zerbröckeln. Auf der einen Längsseite sind noch die Ueberreste eines aus grossen Platten hergestellten Aufgangs deutlich sichtbar. Das von nur einer Steinmauer umschlossene Langi weist einen Stein auf von 0,60 *m* Breite, 2,40 *m* Höhe und 7,45 *m* Länge, sodass vier, mit ausgestreckten Armen nebeneinander stehende Leute kaum seine Enden erreichen können.

Das Langi des letzten Tuitonga liegt nach Lapacha hin, zu seinen Füssen breitet sich der katholische Friedhof aus. Es hat nur zwei Terrassen, ist mit hohem Gras und Unkraut bewachsen und überhaupt vernachlässigt; die Gräber der gewöhnlichen Leute auf dem Friedhof sehen bei weitem besser aus. Die Maasse sind: am Fuss Länge 37,75 *m*, Breite 35,40 *m*; oben: Länge 35,75 *m*, Breite 31 *m*; Breite der Terrasse: 1 bis 2 *m*; Höhe der 1. Terrasse 1,25 *m*, der 2. Terrasse 0,80 *m*. Diese fünf Langi sind die, welche man mit Bestimmtheit als Begräbnisplätze der Tuitonga bezeichnen kann. Ein nicht sehr altes und kleineres birgt die Ueberreste der Frau eines der Herrscher, während früher die erste Frau des

Tuitonga beim Tode ihres Mannes getötet und diesem ins Grab mitgegeben wurde; alle übrigen, in weniger grossen Dimensionen gehaltenen, sind wohl nur Gräber hervorragender Häuptlinge.

Nicht weit von Mua, nur wenige Kilometer vom östlichsten Punkt der Insel entfernt, steht auf einem frei gehaltenen Platz im Urwald ein anderes Wunderwerk: ein aus drei Steinkolossen gebildetes Thor (Tafel XXIII), von dem Niemand zu sagen vermag, woher es kam, wie es hierher kam, wer es errichtete, noch welchem Zweck es diente. Der Bau wird einer Gottheit zugeschrieben, die aus Bulotu nach der Insel kam, doch wissen weder die jetzt lebenden Tonganer etwas darüber, noch haben uns die alten Quellen Genaueres berichtet. Die Dolmen, Hamonga genannt, liegen so, dass der Weg durch dieselben genau von Norden nach Süden führt. Das Meer ist nur ungefähr 250 *m* von denselben entfernt, das Ufer aber durch hohe Korallenriffe so unnahbar, dass ein Landen an dieser Stelle mit einem Kanu ebenso unmöglich ist, wie mit einem grösseren Fahrzeug. Ein verwahrloster Fussweg neueren Datums führt von der See zu den Steinen. Man nimmt an, dass diese Korallensteine nicht auf Tongatabu selbst gebrochen, sondern von einer anderen Insel hierher geschafft wurden, was die Arbeitsleistung noch bedeutend erhöhen würde, da man hierzu grosse und haltbare Schiffe hätte bauen müssen. Jedenfalls ist auf Tongatabu kein Ort zu finden, der darauf schliessen liesse, dass er für die Lieferung der

Steine gedient habe, auch sind keine Stellen vorhanden, wo die Steine für die Langi gebrochen sein können. An der Südküste der Insel bilden die Riffe Terrassen, denen man grosse Steinblöcke entnehmen könnte, doch verräth hier nichts, dass einst Menschenhände daselbst gearbeitet hätten. Diese Terrassen sind ihres schönen, besonders bei bewegter See grossartigen Anblicks wegen interessant. Die erste, ungefähr 2 *m* über dem Meeresspiegel liegende, wird von jeder Welle überschwemmt, die ihr Wasser durch unsichtbare Kanäle treibt und als gewaltige Fontänen durch kleine Löcher der Oberfläche herausschleudert.

Die Grundflächen der Steine bilden bei dem einen ein Rechteck von 3,00 *m* : 1,20 *m*, bei dem anderen ein ungleichseitiges Viereck von 3,70 *m* : 1,41 *m*; der erste ist 4,07 *m*, der zweite 4,47 *m* hoch; die untere Fläche ist nur wenig grösser, als die obere. Hier ist an dem westlich stehenden Stein eine 1,54 *m* tiefe und 0,78 *m* breite Oeffnung eingehauen, in welcher der Querstein ruht, der 5,07 *m* lang, 1,44 *m* hoch, 0,53 *m* breit ist und über dem östlichen Stein etwas hervorragt. Die Oeffnung des Thorwegs selbst misst 3 *m* in Breite und ebenso viel in Höhe. Um den Querstein an seinen Platz zu schaffen, hat jedenfalls ein fester, breiter Wall errichtet werden müssen; auch von diesem ist nichts mehr zu sehen; die Umgebung der Steine lässt ebenso wenig wie der Bau selbst auf die Geschichte ihrer Entstehung schliessen. Diese Dolmen gelten auch heute noch für heilig.

Auf der westlichen Seite der Insel, in Hihifo, liegt im Urwald dicht versteckt das den Langi nachgebildete Grab des Vorgängers König Georgs. Unweit davon findet man auf einem grossen freien Platz in dem Orte Kolowai sechs flach auf der Erde ruhende Steinplatten, umgeben von sieben *Toa*-Bäumen, mit feinen Nadeln, und sieben *Ovava*-Bäumen, mit mächtigen Blätterkronen. Es sind heilige Häuptlingsgräber, die hoch in Ehren stehen, wenn auch den Bewohnern der Bäume noch höhere erwiesen werden: einer Unzahl fliegender Hunde, die in ihrer Heiligkeit und Unantastbarkeit sämmtliche Feldarbeit in der Umgegend illusorisch machen. Trotzdem würde Niemand wagen, einen solchen zu töten, der Mörder liefe auch heute noch Gefahr, von seinen Mitmenschen dafür an seinem Leben gestraft zu werden. Die Thiere hängen tagsüber, mit dem Kopf nach unten, schlafend an den Bäumen, machen aber bei ihrer grossen Menge durch ununterbrochenes pipsendes Kreischen und durch ewiges Schlagen der Flügel, mit denen sie sich Kühlung zufächeln, einen solchen Lärm, dass man in ihrer Nähe kaum sein eigenes Wort versteht. Gegend Abend verlässt ein Theil des Schwarms den Ort, zu dem er bis Mitternacht zurückkehrt, worauf sich der andere entfernt, um erst bei Tagesgrauen die gewohnten Plätze wieder einzunehmen.

In Nukualofa befinden sich die Gräber von Tubou I. und seiner letzten Gattin Salote (Charlotte), die 1889, ungefähr 80 Jahre alt, starb; alle anderen Verwandten des Königs wurden in ihrer Heimath beigesetzt.

Georg Tubou war ein Häuptling von Haapai, das blieb er stets für die Eingeborenen der anderen Inseln, auch wenn sie ihn als König anerkannten und in der letzten Zeit, wegen seiner einsichtsvollen Regierung, verehrten. »Er war unser König, aber nicht unser Häuptling« sagten mir oft Leute von Tongatabu, denen der Geburtsadel ihrer Häuptlinge höher stand. Den höchsten Rang im Reich konnte nach des Tuitonga Tod von Rechts wegen Tungi beanspruchen, der Häuptling von Mua. Sowie er sich als *Tuihaatakalaua*, welcher Titel ihm zukam, proklamirte, stand er über dem König, der als *Tuikanokupolu* erst an zweiter Stelle nach dem *Tuitonga* rangirte. Jeder Tonganer würde dann beim Kawatrinken Tungi die erste Schale gereicht haben, da aber diese Georg als König beanspruchte, so wäre es zweifellos zur Fehde gekommen. Tungi war zu vernünftig, um eines Ranges willen einen Bruderkrieg zu entfachen, dessen Ausgang bei den kriegerischen Erfolgen des Herrschers wohl nicht zweifelhaft war, und auch sein Sohn Tukuaho, der augenblickliche Premierminister, wird sich nach seines Vaters Tode den Titel eines *Tuihaatakalaua* kaum beilegen, obgleich die Rangordnung durch den Thronwechsel umgestossen wurde, bei welchem Taufa Ahau sich nicht als *Tuikanokupolu*, sondern als *Kingi Jioaji Tubou H II.* zum König des ganzen Tonga-Archipels krönen liess.

Georg Tubou überlebte alle seine Frauen, Kinder und Enkel. Er liess sie sämmtlich, bis auf die Königin

Salote, in Uicha, einer Insel der Haapaigruppe beisetzen, wo er auch für sich eine Gruft herrichtete. Auch Salote sollte dort bestattet werden, aber da gerade kein Schiff zur Ueberführung der Leiche vorhanden war, so blieb sie auf Tongatabu. Ihr Grab liegt unweit des Schlosses nahe am Strand unter dem Schatten eines mächtigen Eisenholz-Baumes; es ist ein einfacher nicht ganz 2 *m* hoher, grosser, in der Mitte sich verjüngender Hügel, in der Form eines abgestumpften Kegels, aus Sand und Korallensteinen; ein schräger Weg führt hinauf, wo ein niedriger Hügel aus weissem Sand und kleinen schwarzen Steinen über dem eigentlichen Grab errichtet ist. Ein weissgestrichener Holzzaun schliesst das Ganze ein. Die Gräber in Uicha befinden sich in einer durch eine grosse Steinmauer gehaltenen, einem Langi ähnlichen Erhöhung; auf jedem hat der König ein Monument errichten lassen; zur Erinnerung an den ihm besonders theuren Prinzen Wellington Ngu steht ausserdem ein solches vor der Schlosskirche in Nukualofa. Dicht hinter dem Grab Salotes liegen Gräber von Leuten aus dem Volk. Auch hier ruht der eigentliche kleine Grabhügel gewöhnlich auf einem, bis 1 *m* hohen grösseren. Den Sand bringen die Leidtragenden bei der Beerdigung in eigens dazu geflochtenen Körbchen vom Strande herbei, da der gewaschene, gesalbte und in Matten gewickelte Körper den Korallenboden nicht berühren darf. Als Zeichen der Trauer hüllen sie sich dabei in zerrrissene Matten und in langem Gänsemarsch bewegen sie sich

langsam zwischen Strand und Grab hin und her. Nach dem Errichten des Hügels folgen andere Feierlichkeiten, die je nach dem Rang, den der Tote bekleidete, kürzer oder länger währen, die früher bei Häuptlingen zehn Tage, beim Tuitonga vier Monate dauerten.

Wie gross der Schmerz des tonganischen Volkes beim Tode eines Königs ist, lässt sich daraus erkennen, dass, nachdem Georg Tubou am 18. Februar 1892 gestorben war, Anfang Mai desselben Jahres noch kein Tonganer wieder fähig zu irgend einer Arbeit war. Die Häuptlinge sassen vereint in Nukualofa, verzehrten in ihrem Schmerz alle Schweine, Taros, Yams und Schildkröten, die von allen Inseln dem neuen König dargebracht wurden und vergassen nicht zur Erhöhung ihrer Leiden tüchtig *Kawa* zu trinken. Der Häuptling von Hihifo, der sein Heim in wenigen Stunden von Nukualofa aus zu Pferd erreichen konnte, war in dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Mal zu Hause gewesen. Offiziell waren zur Enthaltung jeder Arbeit acht Tage befohlen worden, doch dehnten dies alle Unterthanen wenigstens so lange aus, bis die Ceremonie des *Lanu Kili Kili*, auf welche ich noch zurückkommen werde, beendet war.

Vier Thronfolger hatte Georg sterben sehen, seine Söhne Wuna und Unga, seine Enkel Wellington Ngu und Laifoni, die Söhne Ungas. Seine Tochter Salote hatte er verbannt, weil sie der wesleyanischen Kirche treu geblieben und nicht zur »Freien Kirche« übergetreten war; sie heirathete einen Verwandten des

Tuitonga, welcher Ehe Belehaki entspross, der sich mit Fusipala, der Tochter Ungas, vermählte. Sein Sohn Taufa Ahau wurde als Georg Tubou II. Nachfolger seines Urgrossvaters väterlicher- wie mütterlicherseits. Er war am 18. Juni 1874 geboren, somit noch nicht 19 Jahr alt, als er zur Regierung gelangte. Seine Erscheinung war der Grösse nach königlich, er zählte zu den Grössten seines Volks.

Als ich den jungen König zum ersten Mal sah, trug er die Oberstuniform seiner Garde. Er kam von einem englischen Kriegsschiff, auf dem er mit königlichen Ehren empfangen worden war. Ein schönes Boot, ein Geschenk der »Deutschen Firma«, das vorn die Königsstandarte, hinten die tonganische Flagge trug, brachte ihn an Land. Zwölf prächtige Kerle ruderten, einer steuerte; der letztere zeichnete sich vor den anderen durch ein rothes turbanartig gewickeltes Kopftuch aus, während die anderen ein schwarzes trugen, sonst bestand die Kleidung bei allen aus einem weissen *Flani* mit Trauerflor und schwarzem *Vala* mit rothem *Sash*.

Der König trug einen rothen Rock mit rosafarbener Schärpe, weisse Hosen mit breiten Goldstreifen, schwarze Schuhe, weisse baumwollene Handschuhe und einen weissen Helm. Links neben ihm sass ein junger Mann in schwarzem Anzug mit langem priesterartigen Rock, ohne Kopfbedeckung, ein Vetter des Königs, Sohn des verstorbenen Wellington Ngu, neben diesem der englische Major der Garde in Paradeuniform, rechts vom König

Mr. Watkin, als Dolmetscher, in schwarzem Anzug und halbhohem Hut, daneben der Premierminister in dunkelblauem Anzug und hohem Cylinder, die Jacke durch einen schwarzseidenen Gürtel zusammen gehalten.

Als das Boot an der Landungsbrücke anlegt, tritt die Wache, die während der Anwesenheit des Kriegsschiffes ihre braune Uniform trägt, ins Gewehr, um beim Nahen des Königs zu präsentiren. Taufa Ahau ist von hellbrauner Farbe, er hat ein, trotz nicht feiner Züge, angenehmes, etwas dickes Gesicht mit ziemlich grader Stirn. Das wellige schwarze Haar trägt er halblang; seine Hände sind auffallend gross. Die Uniform kleidet ihn nicht, er sieht darin unbeholfen aus, um so mehr als sein Gang schwerfällig ist. Meinen Gruss erwidert er militärisch, die vor ihm niederkauernden Tonganer beachtet er nicht. Der Prinz ist ein schmächtiger Jüngling, der Premier ein untersetzter Mann, etwas dunkler als sein Gebieter. Er trägt ausschliesslich Anzüge nach der neuesten europäischen Mode, vom weissesten Flanellanzug mit gelben Stiefeln bis zum schwarzesten Frack mit ausgeschnittenen Lackschuhen; Hemd und Kragen sind stets von tadelloser Weisse und Stärke. Der König geht allein, erst nach einem angemessenen Zwischenraum folgt seine Begleitung.

Zum zweiten mal sah ich Georg II. in seinem Palast, als er seinen Schmerz über den Heimgang Georgs I. soweit bezwungen hatte, dass er seine vertrautesten Rathgeber zu einem kleinen Diner einladen

konnte. Verrathen wurde mir dies dadurch, dass er nachmittags bei der »Deutschen Firma« Champagner holen liess, der ihm gern überlassen wurde, da er sich unbeschränkten Kredits erfreute. Sein Urgrossvater vererbte ihm ausser allen seinen Liegenschaften baar 2000 £, seine Civilliste in Höhe von 1200 £ jährlich kommt ausserdem pünktlich ein, da die Tonganer seit der neuen Gesetzgebung eine feste Steuer bezahlen, wofür die früheren unregelmässigen Abgaben an König, Häuptlinge und Adelige weggefallen sind. Als ich zum Palast kam, sassen die Herrschaften in dem zu ebener Erde gelegenen Speisesaal, wo sie von zwei Frauen und einem Manne bedient wurden, die sämmtlich über dem schwarzen *Vala* Matten trugen. In dem Musikpavillon konzertirte die Militärkapelle. Die Musici waren heute in Gala: rother Rock mit gelben Husaren-Schnüren, weisse lange Hosen, keine Schuhe, schwarzes Käppi mit gelbem Streifen, und gerade so scheusslich wie ihnen diese stand, so scheusslich spielten sie auch auf den europäischen Instrumenten. Kein Vergleich mit der später gehörten vorzüglichen hawaiischen Musikbande oder gar mit den grossartigen Leistungen der tagalischen Militärkapellen auf den Philippinen. Um 9 Uhr hebt der König die Tafel auf; unter den Klängen der Nationalhymne begiebt sich das Gefolge in das andere Parterrezimmer, wo es dem Thron gegenüber auf Stühlen Platz nimmt. Als der König erscheint, erheben sich die Herren und bringen die Rechte in die

Höhe der Stirn, was sie auch thun, so oft sie aufstehen, um das Zimmer zu verlassen, oder sobald sie in dasselbe zurückkehren. Nachdem der König sich gesetzt, reichen die Dienerinnen Caffee und Cigarren, doch war die Zimmerluft nach dem Champagner wohl etwas schwül, denn der König lässt Stühle auf die Veranda setzen und zieht diesen kühleren Platz für den Rest des Abends vor. Er trägt schwarzen Frack, ebenso noch zwei andere Herren, die übrigen Geladenen mit Ausnahme des Majors, der in Uniform erschienen war, haben zur schwarzen Hose weisse Weste und eine kleine weisse Jacke angelegt, wie sie die Engländer in Indien bei Gesellschaften tragen. Der König bewegt sich ungezwungen und macht einen ganz anderen Eindruck als in Uniform.

Mein drittes Zusammentreffen mit ihm war bei der mir gewährten Audienz. Mr. Watkin begleitete mich. Eine Dienerin meldete uns dem Herrscher, der kurz darauf pfeifend die Treppe herunter kam, uns die Hände schüttelte und uns in den Thronsaal führte, wobei er mir den Vortritt liess. Hier wies er auf einen Stuhl und nachdem ich mich gesetzt, nahm er auf dem Thron Platz, Watkin neben ihm. Er trug einen schwarzen Anzug, eine Foulardkrawatte mit Schifferknoten um den weissen Stehkragen und ein gestärktes Hemd; an seiner mächtigen goldenen, doppelten Uhrkette hing ein Medaillon mit einer Krone, aus der eine geschlossene Hand hervorragt, ein Erbstück von seinem Oheim Wellington Ngu, der dieses Geschenk von der »Deutschen Firma« erhalten hatte.

Ich musste die Unterhaltung beginnen, worauf der König antwortete: »*I am very glad to meet you*«, dann aber, zu Watkin gewendet, auf Tonganisch fortfuhr, was mir dieser dahin verdolmetschte, dass der König alles verstünde, was ich auf Englisch spräche, dass er selbst aber vorzöge, tonganisch zu reden, da er das Englische nicht vollkommen beherrsche. Trotzdem antwortete er während des sich entspinnenden Gesprächs, das sich hauptsächlich um meine Reisen drehte, manchmal in dieser Sprache. Neu-Seeland, dessen nördliche Insel er selbst besucht hatte, interessirte ihn besonders. Auf meine Frage, ob er sich nicht einmal Europa ansehen wolle, meinte er, augenblicklich ginge dies nicht an, vielleicht aber später. Der Gedanke an eine solche Reise schien ihn freudig zu bewegen. Meine Bitte, mir sein Palais zu zeigen, bedauerte er ablehnen zu müssen, weil es wegen Umräumung in grosser Unordnung sei, doch führte er mich zu dem Bilde Kaiser Wilhelms, vor welchem ich mich mit Händedruck von ihm verabschieden durfte.

Das letzte Mal sah ich ihn als tonganischen *Kingi*, als der er mir unbedingt am besten gefiel. Es waren wieder einmal Trauernde von anderen Inseln gekommen, 20 Boote mit Männern und Frauen von Haapai und Vavau, die dem *Lanu Kili Kili* beiwohnen wollten. Aus ihren Kähnen schleppten sie nach dem Hause ihres Herrschers Schweine von einer Grösse, wie man sie bei uns nicht kennt, die sie aber beim Schlachten mit einem

einzigen Schnitt geschickt in zwei Hälften zu theilen verstehen, Schildkröten, die auf dem Rücken geschleift wurden, wozu sich eine ganze Anzahl Männer vorspannen mussten, Taros und Yams in ungezählter Menge, von denen manche Frucht kaum von zwei Männern auf der Schulter getragen werden konnte, so gross, wie sie auf Tongatabu gar nicht wachsen, Kawa und anderes mehr. Im Garten an der Rückseite des Palastes wurde alles niedergelegt, dann kauerten die Geber im Kreise, und auch der König liess sich dicht neben der Thür nieder, aus der er soeben in *Vala* und Hemd, ohne Fuss- und Kopfbedeckung, getreten war. Schwarzer *Vala* und weisses, weit offenes Hemd war seine gewöhnliche Tracht, ebenso hatte sich auch, besondere Veranlassungen ausgenommen, Georg I. stets gekleidet. Die Leidtragenden trugen schwarze Jacken, schwarze *Valas* und kostbare Matten, auch die auf den Schiffen verbliebenen Frauen. Nach kurzer Rede und Gegenrede schleppen die Leute die Geschenke in einen Schuppen, nehmen dann ihre Plätze wieder ein und erhalten Kawa. Nachdem das Trinken beendet, entfernen sie sich, worauf die Gaben unter das Volk vertheilt werden, wobei Jeder seinem Range nach berücksichtigt wird, auch die Weissen, wie denn der tote König dem deutschen Consul z. B. ausser anderen Schätzen schon mehrere Schweine eingetragen hatte.

Kaum war Georg I. gestorben, als der Streit darüber begann, wo er beigesetzt werden sollte. Er selbst

hatte sich, wie bereits erwähnt, seine Gruft neben seinen Söhnen in Uicha herrichten lassen, für diesen Platz stimmten auch alle Häuptlinge von Haapai. Tungi, der sein Ansehen noch zu vergrössern glaubte, wenn der König in Mua läge, plädirte für das Langi und liess dasselbe von Bäumen, Sträuchern und Unkraut säubern. Andere Häuptlinge stimmten für Hihifo, den Begräbnisplatz der früheren Tuikanokupolu, noch andere für Nukualofa. Letztere wurden von den weissen Händlern unterstützt, die ihre Hoffnungen auf ein gutes Geschäft mit den vielen, von anderen Inseln her zu erwartenden Gästen in die Worte kleideten: »Das Grab des Königs gehört in die Hauptstadt des Landes, wo allein es in Ehren und in Ordnung gehalten werden kann, während es auf einer Insel der Haapaigruppe oder im Urwald in Mua oder in Hihifo bald vergessen sein wird«. Wirklich entschloss man sich für Nukualofa, wo der in der Mitte der Stadt gelegene grosse Platz Malae Kula gewählt wurde. Zufällig hatte gerade acht Tage vorher ein Schiff von Auckland die Marmorplatten gebracht, die der König für Tungi's Grabstätte bestellt hatte — nun sollten sie für seine eigene dienen.

Der Begräbnisplatz wurde abgesteckt und eingetheilt; jede Insel, von Tongatabu jeder Distrikt, ja jede Ortschaft erhielt einen bestimmten Raum angewiesen, damit Jeder an der letzten Ruhestätte seines Königs arbeiten konnte. Sand und Steine wurden in Unmengen in Körben und auf Karren zugetragen oder -gefahren; der

Himmel bekundete seine Trauer durch häufige Regengüsse und weichte den Boden dermaassen auf, dass bald alle Wege der Insel auf Monate hinaus unbenutzbar waren.

Inzwischen verwandelte sich das Palais allabendlich in einen Feenpalast, man konnte meinen, der König veranstalte ein »Venetianisches Fest«: unzählige Lampen erleuchteten den Palast auf allen Seiten; der Musiktempel, sowie ein kleiner im hinteren Theil des Gartens gelegener Pavillon, in welchem der König Kawa zu trinken liebte, auch die Wirthschaftsgebäude waren mit bunten chinesischen Lampions geschmückt, auf der Gartenmauer brannten kleine Oellämpchen und von den zusammengeströmten Eingeborenen, die, nach Inseln oder Ortschaften zusammen kauernd, während der ganzen Nacht einen grossen, nach dem Meer zu offenen Halbkreis um Schloss und Garten bildeten, wurden ausserdem noch zahlreiche, mit dem Bast von Kokosnüssen genährte, Feuer unterhalten. Unheimliche Stille lagerte über dem Ganzen, das beste Zeichen dafür, wie ergriffen das sonst so lärmend fröhliche Volk war.

Am 20. Februar wurde der Tod des Königs dem Volke vom Premierminister durch eine gedruckte Proklamation bekannt gegeben, und an demselben Tage die Leiche im Thronsaal aufgebahrt. Sie ruhte in einem Zinn- und starken Holzsarg, ersterer war verniethet, nicht verlöthet, da hierzu das Material fehlte. Unter dem Salut der Truppen und während die Kapelle den Trauermarsch aus »Saul« spielte, wurde der König

aus seinem Schlafgemach in das Parterrezimmer getragen; das Schiessen dauerte 95 Minuten, ebenso lange verbrach die Musik ununterbrochen den Trauermarsch. Der Thronsaal, die Veranden und alle Wege im Garten waren mit Tapa belegt.

Am gleichen Tage traf zu Schiff Taufa Ahau mit seinem Vater Belehaki ein. Letzterer bekleidet einen höheren Rang als der König selbst, nicht etwa als Vater seines Sohnes, der den Thron durch seine Mutter geerbt, sondern weil er dem verstorbenen Tuitonga verwandtschaftlich näher steht, als dieser. Am Abend war Häuptlingsversammlung; der Premierminister las die betreffenden Verfassungs-Paragraphen vor, worauf er Taufa Ahau zum König proklamirte. Eine Berathung über das Alter des Verstorbenen ergab, dass er etwa 95 Jahre erreicht hatte; 60 Jahre hatte er über Haapai, 50 über Vavau und 48 über den ganzen Tonga-Archipel geherrscht.

Nachdem die Erörterungen über die Begräbnisstätte beendet waren, wurde am 27. mit der Errichtung des Steinhaufens begonnen. Als das Werk ungefähr anderthalb Meter hoch war, wurde die marmorne Gruft in der Mitte erbaut, dann mit dem Aufwerfen fortgefahren; am 4. März hatte der Berg eine Höhe von 3 *m* erreicht.

Am 6. März Nachmittags 3 Uhr wurde die sterbliche Hülle König Georgs beigesetzt. Studenten der Hochschule von Nukualofa mit langen Trauerfloren bildeten Spalier, dahinter kauerten Tausende und Aber-

tausende schwarzgekleideter Unterthanen in tiefstem Schweigen. Die Königliche Garde in Paradeuniform, die Mündung der Gewehre nach unten, eröffnete unter dem Kommando ihres Majors den Zug; die Kapelle folgte, den unvermeidlichen Trauermarsch aus »Saul« spielend. Dann kamen der Reverend Mr. Watkin, Hofkaplan und Präsident der »Freien Kirche« mit den eingeborenen Predigern, hierauf der Katafalk, auf dem die Krone ruhte, von zweiunddreissig *Eikis*, Adeligen, getragen. Es folgten der König in der Oberstuniform seiner Garde mit Trauerabzeichen, diesem, nach einem grossen Zwischenraum, Belehaki und Tukuaho, sowie die Konsuln Deutschlands und Englands; hierauf Verwandte des Königs, Distrikshäuptlinge, Eikis, Regierungsbeamte, Ausländer, Unterhäuptlinge und Volk. Der Vorbeimarsch nahm über eine Stunde in Anspruch. Beim Nahen des Katafalks warfen die Studenten Blumen auf den Weg, die zur Rechten rothe, die zur Linken weisse; der Aufstieg zur Gruft war mit schwarzem Tapa belegt und ebensolcher auf hohem Gerüst über den ganzen Hügel gespannt. Der grosse Platz war voller kauernden Menschen. Den Hügel hinauf nahm rechts und links die Garde Aufstellung, um Georg I. zum letzten Mal militärische Ehren zu erweisen, oben rangirten sich König, Geistlichkeit und die höchsten Würdenträger um die Gruft. Nachdem Watkin in längerer Rede den Toten gefeiert und die Leiche eingesegnet, wird der Sarg von der Bahre gehoben und in die Gruft gesenkt. Vorher aber sind plötzlich die vornehmsten

Häuptlingsfrauen erschienen und haben durch Emporheben feiner *Gafigafi*-Matten diese Ceremonie den Blicken der Zuschauer entzogen. Es ist nicht geziemend für einen Tonganer, dass seine Augen sehen, wie die Grösse und Macht seines Herrschers in eine Gruft versenkt wird.

Gleich darauf werden alle Fahnen hochgezogen, die seit dem 18. Februar auf Halbmast geweht hatten. Am folgenden Tag leistete der neue König den Eid auf die Verfassung vor den Häuptlingen, den Konsuln Deutschlands und Englands: erst damit begann seine Regierung. Der tote König bleibt auf Tonga so lange noch König, bis er bestattet ist. Am 17. März fand in der Hofkirche die Salbung und Krönung ziemlich still statt. Viel feierlicher war im Gegensatz zu dieser mehr oder minder europäischen Ceremonie die Proklamation *Faka Tonga*, d. h. nach tonganischer Sitte. Auf die Eidesleistung und die kirchliche Krönung giebt der Tonganer wenig, erst dann erkennt er den Thronfolger als König an, wenn diesem vor allem Volk im Kreise der Häuptlinge die erste Kawaschale gereicht worden ist; dies geschah am Morgen des 21. März. Statt wie früher in Hihifo fand die Feierlichkeit, da der »Königsbaum« nicht mehr vorhanden war, diesmal in Nukualofa und zwar auf dem Platz vor den Regierungsgebäuden statt. Schon frühzeitig war er dicht von Zuschauern besetzt, die nur in der Mitte einen freien Raum liessen; hier hockten die Häuptlinge nieder. Kurz nach 9 Uhr brachte eine Prozession eine riesige *Kumete*, Kawa-

schüssel, die sie vor dem Regierungsgebäude niederstellte; bald darauf erschien Taufa Ahau von den beiden vornehmsten Häuptlingen begleitet und einer bunten Suite gefolgt; er war tonganisch gekleidet und in unheimlich viel *Gafigafi*-Matten gehüllt. Auf der Veranda des Gebäudes liess er sich auf einem Haufen Matten nieder, auf dem Erdboden sassen zu seiner Rechten Motua Buaka, zu seiner Linken Lauaki, an welche sich gegen 200 Häuptlinge und Eikis im Halbkreis anschlossen. Bald ertönte von fern Gesang; es nahte ein Zug geschmückter Jünglinge, die unzählige Kawawurzeln brachten. Nachdem sie diese neben der *Kumete* niedergelegt, nahmen auch sie Platz, um die Bereitung des Trankes vorzunehmen. Motua Buaka ergriff zuerst das Wort, legte die Gründe dar, warum die Versammlung berufen, warnte davor, die Wurzeln anzufassen oder den wichtigen Akt sonstwie zu stören und gab Befehl mit der Herstellung des Getränks zu beginnen. Dann folgte eine Ansprache Lauakis, dieser ein längeres Zwiegespräch zwischen Motua Buaka und dem Ersten der Kawabereiter, das sich auf die einzelnen Phasen der Bereitung bezog. Auf die Meldung, dass die Kawa fertig sei, erhielten zuerst zwei *Eikis* zur Prüfung des Getränks, um einer etwaigen Vergiftung vorzubeugen, zu trinken, erst dann rief, auf die Frage: »Wem bring ich diese Schale?« der Häuptling: »Bring sie Georg Tubou II., dem König von Tonga«. Diese Schale galt als die erste. Nach dem König erhielt jeder der Anwesenden einen

Trunk und zwar in genau vorgeschriebener, nach dem Rang bestimmter Folge. Motua Buaka hatte ein schwieriges Amt; er musste bei jeder Schale den Namen des Betreffenden ausrufen. Wehe wenn er ein Versehen machte! Früher stand auf ein solches der Tod, was jetzt mit dem Ceremonienmeister geschehen wäre, kann ich nicht sagen; mit angenehmen Tagen hätte er sein Leben jedenfalls nicht beschlossen. Die Feierlichkeit verlief indess ohne Störung, wie eine solche auch in früheren Zeiten nur selten vorkam. Der Motua Buaka, wie der betreffende Häuptling bei dieser Ceremonie stets genannt wurde, auch wenn er nicht, wie zufällig diesmal, so hiess, zeichnete sich stets durch ein fabelhaftes Gedächtnis aus. Nachdem allen Kawa gereicht worden war, stand Georg Tubou auf, warf seine Matten von sich, die unter die Häuptlinge vertheilt wurden und ging, als nunmehr anerkannter König über alle Tonga-Inseln, nach seinem Palast zurück.

Noch eine feierliche Handlung, das *Lanu Kili Kili*, war nothwendig, um das Grab des verstorbenen Königs seinem Range gemäss zu schmücken. Sie wurde auf den 5. Mai angesetzt, musste aber wegen der ungünstigen Witterung, die einige Haapaihäuptlinge hinderte rechtzeitig einzutreffen, um mehrere Tage verschoben werden. Erst nach Beendigung derselben fingen die Regierungsbeamten wieder an zu arbeiten, während bis dahin alle Staatsgeschäfte geruht hatten. Die Zwischenzeit verbrachte der König mit Empfängen. Jeder Distrikt Ton-

gatabus, jede Insel hatte einen Tag angewiesen bekommen, an dem die Bewohner dem König, wie schon beschrieben Geschenke, die unter alles Volk vertheilt wurden, darbringen und mit ihm Kawa trinken durften.

Das *Lanu Kili Kili*, (*Lanu*, reinigen, *Kili Kili*, kleine Steine), besteht im Auslegen des Grabhügels mit gewissen kleinen, abgerundeten, schwarzen Steinen, die nur auf einigen vulkanischen Inseln des Reichs vorkommen, wobei man sich Mühe giebt hübsche Muster herzustellen. Nur nahe Verwandte werden dieser Ehre theilhaftig. Nach dem Legen werden die Steine mit Oel beträufelt, um ihren Glanz zu erhöhen, sodass sie noch mehr gegen den blendend weissen Sand abstechen. Nach Jahresfrist wiederholt man letztere Handlung unter grossen Feierlichkeiten und Schmausereien.

Ganze Schiffsladungen schwarzer Steine kamen daher jetzt in Nukualofa an, aber nur die besten wurden ausgesucht. Diese Arbeit verrichteten Häuptlingsfrauen von Haapai und Vavau, die dabei nicht mit vorn übereinandergeschlagenen Beinen kauerten, sondern niedersassen und die Beine seitwärts ausstreckten, da es für eine Häuptlingsfrau nicht anständig ist, wie die gewöhnlichen Leute zu hocken. Erst mit Legung der Steine ist das Königsgrab beendet.

Dieses hatte in der Zwischenzeit merkwürdige Wandlungen durchgemacht. Der viereckige, aber doch unregelmässige Steinhaufen wurde zuerst so hergerichtet, dass ein hoher breiter Steinwall den inneren Raum umschloss,

auf dem sich der Grabhügel befand, worauf das Ganze einem Fort nicht unähnlich sah. Der Wall würde jedoch das auf dem Grab zu errichtende Monument verdeckt haben, deshalb wurde diese Form verworfen und nach verschiedenen Versuchen das Grab den Langi nachgebildet und zwar in drei Terrassen. Die Maasse derselben sind: am Fuss: Ostseite 24,60 *m*, Südseite 24,50 *m*; erste Terrasse: Höhe 1,25 *m*, Breite 3,00 *m*; zweite Terrasse: Höhe 1,00 *m*, Breite 3,65 *m*; dritte Terrasse: Höhe 0,95 *m*; obere Fläche: Ostseite 11,30 *m*, Südseite 11,60 *m*. Der frühere schräg hinaufführende Weg wurde wieder abgetragen. Nachdem der Bau soweit gediehen war, sahen die Tonganer selbst ein, dass er so nicht stehen bleiben konnte; einige tüchtige tropische Regengüsse würden alle Steine weggewaschen haben, denn es waren nicht Kolosse, wie zu den Langi verwendet worden, die Jahrhunderte lang der Witterung trotzen konnten, sondern Blöcke und Steine, wie man sie am Riff oder sonst wo gerade gefunden hatte. Am Grab wollte Jeder geholfen haben, aber schwere Arbeit wie früher dafür verrichten, dazu war Niemand bereit. Daher entschloss man sich, das Ganze mit einer Zementmauer zu umziehen, der Weg hinauf wurde in Gestalt von breiten Treppen wieder hergestellt und als nach Jahresfrist auch das Monument aus Auckland ankam, konnte das Grab endlich fertiggestellt werden.

Gehen wir heute die Stufen hinan, so empfängt uns oben zur Rechten ein auf hohem Postament stehender

Löwe, dessen linke Tatze auf einer Weltkugel ruht, dann treten wir an den mit den schwarzen Steinchen belegten Grabhügel, hinter welchem sich das hohe Monument mit dem Medaillonbildnis Georgs I. als spitz zulaufende Säule erhebt, um schon von weitem aus die Stelle zu weisen, wo ewige Ruhe gefunden hat: *Jioaji Tubou*, der erste König über Gesammt-Tonga.

Der Kilauea auf Hawaii.

(SANDWICH-INSELN.)

Selten bin ich so enttäuscht worden, wie in den Stunden, während deren sich der Dampfer, nachdem die Hawaii-Inseln in Sicht gekommen waren, der Küste von Oahu näherte.

Die Insel ist in vielen Reisebeschreibungen so oft als paradiesisch schön geschildert worden, dass ich in ihr die Perle der Südsee zu finden hoffte. Noch sah ich im Geiste das dichte, saftige, tropische Grün der samoanischen Berge: da liegt plötzlich ein fast vollständig kahles Eiland vor mir mit einer amerikanischen Stadt, die ebenso gut auf den Goldfeldern Californiens oder sonst wo in der Welt hätte entstehen können, denn das Grün, das sie aufzuweisen hat, verdankt sie künstlichen Anlagen und ihre Gärten erinnern, einige wenige Palmen ausgenommen, mehr an Südfrankreich als an die Tropen. Die Berge sind meist kahle, ausgebrannte Krater, mit grossen Strecken kahlen Landes zu ihren Füssen, die nur hie und da durch Zuckerrohrfelder, Bananen- und Taroplantagen unterbrochen werden. Etwas grüner sah zwar die jenseits der Berge gelegene Küste

aus, aber paradiesisch konnte ich auch diese durchaus nicht finden.

Die anderen Sandwich-Inseln ähneln Oahu. Die grösste derselben, Hawaii, ist allerdings an der Nordostküste zumeist grün und stellenweis wildromantisch, aber dafür sind West- und Südseite mit riesigen Lavafeldern überzogen. Wohl kommen auch auf den Hawaii-Inseln schöne, sogar recht schöne Punkte vor, und im Mondschein sehen die kahlen, scharfgekanteten Kraterwände recht gut aus; die Mondscheinnächte Honolulus sind aber nur dadurch so berühmt geworden, dass die zwischen Sydney und San Francisco verkehrenden, grossen *Mailsteamer* hier eine Nacht liegen bleiben und den Passagieren gerade Zeit lassen, sich von einigen abgelebten *Hula*-Mädchen etwas vortanzen zu lassen, dabei Champagner zu trinken, von Schönheit und Liebe zu schwärmen, um, wenn der Kopfschmerz des nächsten Tages überwunden ist, die Insel für das irdische Paradies zu erklären.

So wenig einnehmend wie das Land sind seine jetzigen Bewohner, die aus amerikanisirten Eingeborenen, aus Chinesen, Japanern und aus Weissen bestehen, die entweder Amerikaner sind oder es zu sein zum grössten Theil vorgeben. Die Kanakas bilden einen solchen Mischmasch von Polynesischem und Amerikanischem, dass sie gerade auf der Stufe stehen, wo einem der Mensch am unangenehmsten ist. Das frühere, schöne, harmlose und immer fröhliche, durch seine anmuthenden Lieder und

Tänze berühmte Naturvolk, ist längst ausgestorben, was übrig geblieben, wird auch nicht mehr allzu lange auf dieser Erde weilen; die Hawaiier gehen ihrem Ende schnell entgegen, um so schneller als die Mädchen statt ihresgleichen zu heirathen, lieber nach den Städten wandern, um nach einem kurzen, Eros, Tralles und Terpsichore geweihten Leben zu Grunde zu gehen.

Das Interessanteste auf den Hawaii-Inseln, zugleich eine der grossartigsten und erhabensten Erscheinungen unseres Planeten, ist der Kilauea auf Hawaii mit dem feuerflüssigen Lavasee Halemaumau, »das Haus des ewigen Feuers«.

Es ist jetzt nicht mehr schwer, dorthin zu gelangen. Gehören die Schiffe, die zwischen Oahu und Hawaii verkehren, auch nicht zu den besten, ist der zurückzulegende Landweg auch keine Kunststrasse, so sieht und hört man auf der Reise doch so viel Interessantes, dass die Zeit schnell genug vergeht. Die Schiffe verlassen Honolulu des Morgens. Schon an der Landungsbrücke bietet sich ein belebtes, anziehendes Bild. Die Abreisenden werden von Freunden dermaassen mit Blumen behangen, dass sie oft einer wandelnden Blumenpyramide ähneln, die vom Träger nur einen Hut und das Ende von ein Paar Beinen sehen lässt. Blumen sind auch heutigen Tages noch der Lieblingsschmuck der Kanakas, und die Sitte, Blumenketten zu verschenken, ziehe ich der unsrigen, Damen Blumensträusse mitzugeben, entschieden vor, man

behält dabei wenigstens die Hände frei. Das Schmücken geschieht nicht bei Frauen allein, auch Männer bekommen ihr Theil und je mehr sie erhalten, desto stolzer sind sie. Verkäuferinnen finden sich mit Ketten verschiedener Grösse vor der Abfahrt eines Schiffes in Mengen ein, während sie sonst in einer bestimmten Strasse der Stadt, auf den Trottoirs kauernd, von früh bis in die späte Nacht mit ihrer duftigen Ware handeln (Tafel XXV). Als wir abfuhren, war ich der einzige Unbekränzte an Bord.

Der Dampfer »W. G. Hall« wurde von einem kanakischen Mischling als Kapitän befehligt, Steuerleute und Maschinisten waren mehr oder minder dunkel, die Stewards Japaner, der Obersteward war ein carolinisch-spanisches Mischblut, der Zahlmeister ein von schottischen Eltern stammender, in Honolulu geborener Weisser. Die Passagiere, auch die der ersten Klasse, bestanden zum grössten Theil aus Kanakas, der einzige rein Weisse war ich. Die Reinlichkeit meiner Umgebung, der Passagiere ebenso wie des Schiffes, liess manches zu wünschen übrig; das Ganze bot daher ein anchauliches Bild von den augenblicklichen Verhältnissen auf der Inselgruppe.

Kaum hatten wir Diamond-Head, den nördlichsten Punkt von Oahu passirt, als ein Nordostwind unser kleines Schiff packte und uns im Kaiwi-Kanal so lange hin- und herwarf, bis wir Schutz vor Wind und Wellen hinter der Südküste Molokais fanden. Gegen Abend erreichten wir die Insel Maui und gingen, schon im Halbdunkel, bei Lahaina vor Anker.



HAUS DER KANAKAS.

HAWAII.

Das Landen im Boot war der vorgelagerten Riffe wegen ziemlich schwierig, an der Landungsbrücke erwartete uns eine bunte Menge. Die dunklen, verwegen aussehenden Gestalten, nur mit Flanellhemden und Hosen bekleidet, die in hohen ledernen Gamaschen mit riesigen Sporen endeten, mit grossen breitkrämpigen Stroh- oder Filzhüten auf den ungekämmten Köpfen, erinnerten mich lebhaft an die Leute, denen ich auf den Goldfeldern Californiens und in den Prairien Amerikas begegnet war, wozu auch die in der Nähe angebundenen Pferde mit den mexikanischen Sätteln vortrefflich passten. Die Frauen trugen entweder helle Taillenkleider oder einen einfacheren hemdartigen Rock. Der Ort machte, obgleich er im Grünen lag, keinen besonders freundlichen Eindruck; die meist einstöckigen, aus Steinen gebauten Häuser waren vielfach zerfallen, was bei den häufigen Erdbeben, von denen die Inselgruppe heimgesucht wird, nicht zu verwundern ist.

Viel praktischer als Steinbauten sind unter solchen Verhältnissen Häuser, wie sie früher von den Eingeborenen gebaut wurden, leichte Hütten, die über einem einfachen Gerüst aus Holz oder Bambus ein dickes Gras- oder Blätterdach und ebensolche Wände zeigten (Tafel XXIV). Leider giebt es solcher nur noch wenige und auch diese werden bald modernen Bauten weichen müssen.

Dicht hinter dem Ort hört das Grüne wieder auf, wie das Kahle auch auf Molokai und auf der zur Rechten passirten Insel Lanai überwogen hatte. Nach-

dem die für Lahaina bestimmte Ladung gelöscht war, setzten wir die Fahrt fort, die recht günstig anfing und recht schlecht endete, als wir in später Nachtstunde den Alenuihaha-Kanal passiren mussten.

Bei Tagesanbruch lag Hawaii vor uns, dessen berühmte Berge: Mauna Kea, 4253 *m*, Mauna Loa, 3194 *m*, und der 2530 *m* hohe Hualalai zu uns herüber grüssten. Um 7 Uhr ankern wir vor Kailua, am Fusse des letzteren. Am Strand zeigen mehrere Meter breite Steinwälle die Ueberreste einer früheren Festung, in deren Mitte sieht man die Ruinen eines Hauses mit dicken Steinmauern, in welchem König Kamehameha I. gestorben ist. Der Ort zieht sich am Ufer hin; in seiner Mitte steht am Strand das Haus Kalakauas, das er bewohnte, bevor er den Königspalast in Honolulu baute. Kailua ist der bedeutendste Platz von Kona, dem westlichen Distrikt von Hawaii, der wegen seiner Kaffeeplantagen und Viehzucht bekannt ist. Von hier aus werden Kaffee, Butter und Vieh, neben Orangen und Ananas, nach Honolulu und von da theilweise nach San Francisco ausgeführt.

Auch hier erwartete uns eine in jeder Beziehung gemischte Gesellschaft, wie gestern in Lahaina, doch interessirte mich zuerst das Königliche Gebäude. Es war eine Etage hoch, aus Holz errichtet, aber mit Zement bekleidet, sodass es wie aus Stein gebaut erschien. Eine von zwei vergoldeten Stäben flankirte Treppe führte zur Veranda der nach dem Meer zu gelegenen

Front, von wo aus man in das, aus drei Zimmern: Empfangs-, Arbeits- und Speisesaal, bestehende Parterre gelangte. Die Räume sind einfach aber gut, selbstverständlich europäisch, eingerichtet, eine Anzahl von Bildern und Büsten europäischer Herrscher schmücken dieselben, eine Drehorgel fehlt in keinem; im Empfangszimmer sind *Kahilis* aufgestellt, ursprünglich Fliegenwedel aus bunten Vogelfedern, die später als sie Grössen von fünfviertel Meter Höhe und dreiviertel Meter Breite an einem Stab von fünf bis sechs Meter Länge annahmen, zu Abzeichen der Häuptlinge wurden; im Arbeitszimmer steht ein grosser, sogenannter Diplomatentisch. Von hier aus führt eine Treppe in den oberen, aus nur zwei Räumen bestehenden, Stock, den Schlafzimmern für König und Königin. Leider konnte ich diese nicht besichtigen, da das Haus verschlossen war und der Pförtner den Schlüssel verlegt haben wollte. Der Speisesaal nahm eine Seite des Erdgeschosses ein, an das sich ein kleiner überdeckter Gang schloss, der zur abseits gelegenen Küche führte. Neben dem Palast lag eine grosse offene Halle, ebenso ein einstöckiges Wohnhaus für das Gefolge, augenblicklich nur von dem Wächter bewohnt, dahinter ein kleineres für Bad und andere nothwendige Räume. Das Ganze war von einer Steinmauer umgeben, doch gehörten auch ausserhalb derselben dem Könige noch einige für das Gefolge bestimmte Häuser.

Dicht hinter dem Ort begann die Steigung, wie man überhaupt an der ganzen Westküste wenig flaches

Land zu sehen bekommt. Auch hier sah es ziemlich kahl aus, doch soll der Boden weiter oben in den Bergen besser und für Plantagen günstig sein. Der Aufenthalt an Land war kurz, da wir noch im Laufe des Tages an mehreren Küstenplätzen anzuhalten hatten, theils um Waren zu löschen, theils um Fracht einzunehmen. Alle boten wenig Interessantes, bis auf einen: Kaawaloa, wo ein einfacher Steinobelisk mit Inschrift die Stelle bezeichnet, auf welcher der bedeutendste aller Südseefahrer im Jahre 1779 von den Eingeborenen, die ihn erst als Gott verehrt, erschlagen wurde, während ein ungefähr eine Meile höher in den Bergen errichtetes Kreuz den Ort kennzeichnet, wo die Hawaiier die Gebeine Cooks verbrannt haben sollen. Das Wasser in der Kealakakua-Bai ist bei klarem Himmel von einer prachtvoll dunkelblauen Farbe, aber so tief, dass es nicht möglich ist, hier zu ankern, das Schiff verliess die Bucht deshalb sofort, nachdem es uns ans Land gesetzt und kam später noch einmal zurück, um uns wieder aufzunehmen. Die Rückwand der Bucht wird von hohen senkrecht abfallenden Felsen gebildet, die eine grosse Anzahl von Höhlen enthalten, in denen, wie die Kanakas behaupten, früher die Häuptlinge in der Weise beigesetzt wurden, dass man die Leichen von oben mit Stricken herabliess. Der Ort Kaawaloa besteht aus wenigen Häusern, an der anderen Seite der Bai sieht man auf einer grünen Landzunge unter Palmen das kleine Dorf Napoopoo mit hochgelegener Kirche.

Gleich hinter diesem lieblichen Ort wird das Land wieder rauher und bald passiren wir Lavafelder von so ungeheuren Dimensionen, mit so verschiedenen Formationen, ohne jedes Zeichen irgend etwas Lebensfähigen zwischen den Riesenblöcken, dass man unwillkürlich mit Schrecken und Grauen vor den Naturmächten erfüllt wird, die hier gehaust haben. Nachdem wir die Südspitze der Insel umfahren, sah die Küste weniger trostlos aus, leider wurde aber die See wieder unruhig und erst in stockfinsterer Nacht erreichten wir Punaluu, wo wir bei günstigerem Wind und Wetter schon gegen Abend hätten eintreffen sollen.

Punaluu ist ein kleiner Ort, eigentlich nur der Landungsplatz für die höher gelegene Zuckerfabrik Pahala, hat aber ein, allerdings recht primitives Hotel, in welchem nicht Zimmer, sondern nur Betten vermiethet werden; indes gelang es mir, einen Verschlag für mich allein zu erhalten. Am nächsten Morgen benutzte ich für die erste Wegstrecke die kleine schmalspurige Eisenbahn, die die Zuckerfabrik gebaut hat, um ihre Waren nach und von Pahala zu befördern. In Pahala miethete ich von einem Kanaka zwei Pferde, eins für mich und eins für den Jungen, der sie beide zurückbringen sollte, und schlug den Weg bergauf ein.

Der Kilauea ist kein freistehender Berg wie die meisten Vulkane, sondern nur ein Krater an der Seitenwand des Mauna Loa; sein oberster Rand liegt ungefähr 1200 *m* über dem Meeresspiegel. Genau nach sieben

Stunden erreiche ich die Höhe, wobei ich allerdings in der Mitte des Weges den Pferden eine anderthalbstündige Erholungspause gegönnt hatte. Zuerst führt der Weg durch Zuckerrohrfelder, dann über endlose Strecken kurzen Grases, das auf der Lava gedeiht und kräftig genug ist, um grosse Viehherden zu unterhalten, die wir, sowohl in eingezäunten Paddocks bis zu einer Stärke von 1000 Stück antrafen, als auch verwildert in kleineren Trupps im Freien weiden sahen. Später ändert sich die Scenerie; grössere oder kleinere ebenfalls mit Gras überzogene Felsen wechseln mit, von *Lehua*-Bäumen und *Akala*-Sträuchern bewachsenen Strecken ab. Leider sieht der Lehuabaum nur in der Blüthezeit schön aus, wo er über und über mit rothen Blumen bedeckt ist, sonst zeigen seine zwar dicken aber kleinen Blätter ein trocknes Grün und lassen die schwarzen knorrigen Stämme und Aeste überall durchschimmern. In grösserer Höhe treten zu diesen beiden Arten noch der *Kukui*-Baum und Farnkräuter hinzu. Die Felsen verschwinden hier wieder, wodurch der Blick frei wird auf den Mauna Loa, der noch eine Strecke hoch mit Gras bewachsen, in seinem obersten Drittel aber ganz mit kahler Lava übergossen ist. Am Rande des Kraters erwartet uns ein kleines Hotel, das sich getrost auf jedem Schweizer Berg sehen lassen könnte. Es wurde von unternehmenden Amerikanern in der Hoffnung erbaut, dass das Sternenbanner bald über den Hawaii-Inseln schweben würde. Das Schönste im Hotel ist ein natürliches Dampf-

bad. Rings um das Haus steigen aus unzähligen Spalten Schwefeldämpfe auf, hie und da ist der Boden so weich, dass man ihn ohne einzusinken nicht betreten kann, oder so heiss, dass man schleunigst darüber hinwegzukommen sucht. Ueber einer solchen Spalte ist das Bad errichtet, das aus einem Sitz mit hölzernem Mantel besteht. Hat man diesen geschlossen, so steckt der Körper bis an den Hals in einer Kiste, aus der nur der Kopf hervorragt. Nun zieht man an einer Schnur, welche die Klappe hebt, die sonst die Spalte schliesst, und man erhält so den Dampf direkt aus der Erde; man badet eben in den Ausströmungen eines thätigen Vulkans.

Vom Kraterrand steigt man zuerst 140 *m* tief hinab, wandert dann fast 5 *km* über erkaltete Lava und steht darauf vor einem neuen kleinen 85 *m* tiefen Krater, in dessen Mitte der Lavasee sich befindet. Die Verhältnisse der beiden letzteren wechseln beständig; die Sohle des Kraters ist in den letzten 5 Jahren 20 *m* gestiegen, der See verändert von Zeit zu Zeit Form und Grösse. Der Abstieg in den ersten Krater ist nicht schwer, unweit des Hotels führt ein leidlicher Weg hinunter; es ist dies zugleich der einzige Ort, wo es überhaupt möglich ist, in den Krater zu gelangen; im Gegensatz zu den sonst überall senkrecht abfallenden oder überhängenden kahlen Wänden, ist diese Stelle auch ziemlich bewachsen. Gerade hier ist ein beliebter Sammelplatz für Wolken und die grosse Feuchtigkeit in Verbindung mit der für die Entwicklung der Pflanzen günstigen Bodenwärme,

hat einen grünen Flecken hervorgezaubert, der aus Gräsern und Sträuchern, aus Farnkräutern und Lehuabäumen besteht. Fast romantisch wird der Weg, wenn er sich zwischen hohen Lavablöcken hindurchwindet, die theilweise bewachsen sind, theilweise originelle Bildungen zeigen. Unten angekommen, glaubt man sich auf einem versteinerten Meer zu befinden: wellenförmig hebt und senkt sich der Boden in einer Ausdehnnng von ungefähr 15 *qkm*. Furchen und Spalten durchziehen zu Tausenden das Lavagestein, viele kann man nur mittelst Bretter, eine nur auf einer Brücke passiren; überall steigen Dampfsäulen empor, um einer Täuschung über die scheinbare Ruhe dieses Kraters vorzubeugen. Sie beleben in etwas das Bild, das sonst nur den Eindruck des Trostlos-Oeden hervorruft, mögen auch hier und da in den Rissen einige kecke Farnkräuter emporspriessen. Das Klettern über die Lavablöcke ist ziemlich beschwerlich, man kommt nur langsam vorwärts, wird aber am Ende des Wegs reichlich für die Mühe belohnt. Der zweite Krater thut sich auf und man sieht ein Bild so grausig schön, wie es zum zweiten Mal auf der Welt nicht existirt. Früher befand sich die Sohle dieses Kraters in ziemlich gleicher Höhe mit der des grossen; vor mehreren Jahren stürzte sie bei einer Eruption 210 *m* ein. Seitdem steigt sie wieder langsam, augenblicklich lag sie nur noch 85 *m* tiefer. In der Mitte des Kraters, der 2 bis 2,5 *km* im Umfang messen mochte, lag der Halemaumau mit einem Umfang von ungefähr 1 *km*, den Raum



BLUMENVERKÄUFERINNEN IN HONOLULU.

zwischen Kraterwänden und See füllt braun-schwarze, den letzteren selbst glühende, feuerflüssige Lava. Erstere steigt ein wenig nach der Mitte zu an, wo sie einen dicken, über 1 *m* hohen, ellipsenförmigen Kranz bildet, in welchem die letztere auf- und niederwallt, sodass, wenn diese das Becken ganz ausfüllt, ihre Oberfläche fast 2 *m* höher liegt, als die Kratersohle an den Wänden. Der See ist in fortwährender Bewegung, ein Moment vollständiger Ruhe ist ausgeschlossen, dagegen wechseln die Bilder zwischen Aufwallen, Aufbrausen und Eruptionen beständig und gewähren ein grossartiges Schauspiel.

Der Abstieg in diesen zweiten Krater ist sehr beschwerlich, stellenweis sogar gefährlich und will man, unten angekommen, endlich aufathmen, so werden plötzlich die Beine zu einem *perpetuum mobile*, denn die Lava ist so heiss, dass ein ruhiges Stehenbleiben unmöglich ist. Noch gefährlicher als der Abstieg ist das Gehen auf der Kratersohle, fortwährend bricht man durch. Die Lava zieht sich beim Abkühlen unter der erstarrten Decke zusammen, sodass unter der nur einige Centimeter dicken Kruste ein hohler Raum entsteht. Der Rand des Sees (Tafel XXVI) erwies sich höher, als er von oben aus erschienen war, man musste ein Stück auf riesigen, zusammengestauten Lavaplatten hinaufklettern, um die feurigflüssige Masse zu erblicken, doch war die Gluth derartig und die Hitze der Platten so gross, dass man hier nicht lange weilen konnte. Nur gerade so viel Zeit nahm ich mir, um mit einem Stab

etwas der flüssigen Lava aus dem See zu fischen und schnell damit einen Kranz um Kalakauas Bild zu formen, das jedes hawaiische Geldstück trägt, dann zog ich mich aus der Nähe der Stätte, wo einst der Feuergöttin Pele viele Opfer gebracht worden waren, und aus dem Krater selbst zurück. Entgegen den Versicherungen des mich begleitenden Kanakas, dass in den nächsten Zeiten kein Ueberfliessen des Sees zu erwarten wäre, da er erst vor drei Wochen übergelaufen sei, schien mir, ein solches Ereignis nahe bevorstehend, weil ich ein zwar langsames, aber doch fortgesetztes Steigen der Lava im See beobachtete, nachdem das Aufwerfen derselben bedeutend nachgelassen hatte und eine unheimliche Stille eingetreten war. Wir kletterten die steile Wand wieder in die Höhe und kamen im richtigen Augenblick am Kraterrande an.

Die Sonne war bereits untergegangen, es war stockfinster; über den See hatte sich eine dunkle Kruste gelagert, die durch unzählige glühende Streifen durchschnitten wurde, sodass der Anblick an das Bild erinnerte, das eine erleuchtete Stadt nachts von einem Berge aus gewährt. Da plötzlich dumpfes Krachen, ein Aufwerfen einer haushohen, glühenden dicken Säule, Aufwallen des ganzen Sees und Ueberfliessen desselben zuerst an einer, dann an zwei, drei und so fort, bis schliesslich an zwölf Stellen. Feuerfälle stürzten in die Tiefe, wie sie keine Feder zu beschreiben im stande ist: war die Höhe auch nicht bedeutend, so nahm doch die Breite

an einzelnen Stellen 30 *m* ein, während der schmalste Fall noch 3 *m* maass. Und mit einer Geschwindigkeit jagten diese ungeheuren, glühenden Massen hintereinander her, dass das Auge kaum zu folgen vermochte. Als ich den See zuerst am Tag erblickt hatte, zeigte er ein anderes Gesicht. Er belustigte sich damit hie und da, (ich zählte zusammen acht Stellen), seinen Inhalt thurmhoch in die Höhe zu schleudern und dadurch ein Feuerwerk und einen Funkenregen zu erzeugen, gegen die alle Werke menschlicher Hände nichts bedeuten. Ich hatte dies für unerreichbar gehalten, von dem nächtlichen Schauspiel wurde es aber doch noch weit übertroffen; ich konnte den Blick nicht davon wenden, mochte auch die Vorderseite meines Körpers fast rösten, während die hintere durch einen feuchtkalten Wind geplagt wurde. Erst als gegen Morgen das Niveau des Sees wieder fiel und das grossartige Naturschauspiel sein Ende erreichte, während die Kratersohle zur Hälfte mit glühender Lava überschwemmt worden war, brach ich zum Rückmarsch auf, doch dauerte es lange, ehe sich das Auge in der finsteren Nacht an das Licht einer schlechten Laterne gewöhnen konnte, nachdem es soeben im blendenden Glanze von Millionen von Zentnern glühender Elemente geschwelgt hatte.

Für den nächsten Tag richtete ich mich so ein, dass ich den Kraterrand erst erreichte, als es bereits finster war; wie ich erwartete, war der Effekt noch grösser als tags vorher, wo ich den See zuerst bei Tageslicht gesehen hatte.

Wiederum waren acht Stellen in Thätigkeit, dann trat genau wie gestern zeitweise etwas mehr Ruhe ein, bis plötzlich auf einmal drei Feuersäulen in die Höhe fuhren, wie ich sie doch noch nicht gesehen hatte. Der ganze nördliche Theil des Halemaumau war in Thätigkeit und verbreitete Tageshelle in der stockfinstern Nacht. Das Gewicht der aufgeworfenen Massen zu taxiren ist unmöglich, oft wurden grosse kompakte Mengen in die Höhe geschleudert, die erst oben platzten und als Millionen Funken in ihr Bett zurückfielen. Die drei grossen Eruptionsherde näherten sich nach und nach, bis sie nach Stunden in einen einzigen verschmolzen, worauf nach einem nochmaligen Aufschleudern wieder Ruhe eintrat. Sicherlich war das heutige Fontainenspiel ebenso grossartig gewesen, wie die gestrigen Feuerfälle, ob vielleicht noch grossartiger, weiss ich nicht zu sagen, das aber fühlte ich, dass ich etwas Erhabeneres, als in diesen beiden Nächten hier überhaupt nicht sehen könnte, es sei denn, dass der ganze See als einzige Säule in die Luft geflogen wäre. Deshalb vermied ich es, obgleich ich noch einige Zeit auf dem Kilauea blieb, noch einmal zum Halemaumau zurückzukehren, nachdem ich mir zur Errinnerung an Pele schon am ersten Tag einige Strähnen ihres Haares, eine Lavaformation, die dem Haar einer Frau sehr ähnlich sieht, zur Erinnerung an das »Haus des ewigen Feuers« mitgenommen hatte.

Nach der Ostküste der Insel führt ein besserer Weg vom Krater hinab, als der ist, den ich von Südwesten

her gewählt hatte. Kaum wenige Schritte vom Hotel beginnt nach dieser Seite hin die Vegetation und der Boden ist gut genug, um Gemüsebau zu lohnen. Ich schlug nicht diesen direkt nach Hilo führenden Weg ein, sondern ritt in südlicher Richtung auf fast ungegangenen Pfaden nach dem Unabezirk, dem südöstlichen Theil der Insel, weil sich hier noch in hawaiischen Häusern hawaiisches Leben unverfälscht erhalten haben sollte. Leider war dies nicht der Fall, von ersteren fand ich eins, von letzterem überhaupt nichts vor, doch erhielt ich dadurch Gelegenheit, einige sehr interressante Lavaformationen zu sehen. Unter anderem kam ich an eine Stelle, wo man glauben konnte in eine Gegend versteinerter Farnbäume gerathen zu sein. Die Lava hatte, als sie den Berg hinabschoss, die hier stehenden Bäume mit einer dünneren oder stärkeren Kruste überzogen und dadurch vollständig, bis auf die kleinsten Einzelheiten, deren Form angenommen, während der Baum selbst verkohlt und verschwunden war.

Hilo ist ein recht hübsch gelegener Ort an der Ostküste, doch leben dort leider vorwiegend Chinesen. Eine Dampferlinie fährt von hier nach Honolulu; ich konnte daher, diese benutzend, auch die Ostküste der Insel zu sehen bekommen. Sie macht einen ganz anderen, vortheilhafteren Eindruck, als die Westseite. So kahl und tot dort alles aussieht, so belebt und grün ist es hier. Grosse Strecken Zuckerrohrfelder wechseln mit Zuckerfabriken und kleinen Ortschaften bis zum Nord-

ende der Insel; wo noch keine Plantagen angelegt sind, ist der Boden wild bewachsen. Ausser Zucker ist hier auch Kaffee angepflanzt worden, der vortrefflich gedeihen soll; bald will man daran gehen, noch andere Kulturen anzulegen, nachdem Versuche im kleinen günstig ausgefallen sind. Das Land senkt sich langsam nach der Küste zu, wo es plötzlich steil abfällt; grosse Spalten bilden romantische Thäler, kleine Bäche schöne Wasserfälle.

Als die Kinau, ein etwas besseres, aber leider noch leichter schaukelndes Boot als der Dampfer »W. G. Hall«, den Alenuihaha-Kanal erreichte, war ich wieder auf bekannter Strasse; an den Inseln Kahoolawe, Maui, Lanai und Molokai vorbei, ging es zurück nach Honolulu.

Der Abschied von den Hawaii-Inseln wird mir stets in Erinnerung bleiben. Damals war gerade die Königin Liliuokalani, (»Lilie des Himmels«), gestürzt worden und ein Theil der Bewohner der Insel für ein amerikanisches Protektorat eingetreten. Mit meinem Schiff zugleich verliess ein Zeitungskorrespondent die Hauptstadt, der für die alte Dynastie gewirkt hatte. Die haufenweise erschienenen Anhänger derselben liessen sich diese Gelegenheit zu einer Kundgebung nicht entgehen. Auch hatten gerade die Schulferien begonnen und einige der amerikanischen Lehrerinnen wollten diese zu einer kleinen Erholungsreise nach Chicago benutzen, dessen Weltausstellung sie anzog. Darum erschienen

alle erwachsenen Schülerinnen auf dem Schiff, um Blumen zu bringen und Abschied zu nehmen. Schliesslich fuhr auch noch der Sohn des »Zucker-Königs«, eines amerikanisirten Deutschen, mit, weshalb natürlich sein ganzer Anhang erschienen war. Wer sonst keinen Grund für seine Anwesenheit gefunden hatte, kam ohne einen solchen; bei der Abfahrt eines Schiffs versammelt sich überhaupt immer ganz Honolulu auf der Landungsbrücke, wo die vorzügliche hawaiische Musikkapelle eine Stunde lang konzertirt. Heute spielten sogar zwei Kapellen: die alte »Königliche«, die nicht zur neuen provisorischen Regierung übergegangen war und die neue, welche der einst von Kalakaua importirte preussische Militärkapellmeister dirigirte, die zum Theil auch aus Weissen bestand, aber von den hawaiischen Spielleuten in ihren Leistungen übertroffen wurde.

Die Abfahrenden glichen wandelnden Blumensäulen, aber auch die Zurückbleibenden waren mit Blumen geschmückt und während die Männer ihre besten Kleider angelegt hatten, glänzten die Frauen und Mädchen durch hübsche helle Sommertoiletten. Hinter der Landungsbrücke lag die Stadt, die man vom oberen Deck aus recht gut überblicken konnte, in den grünen Gärten, dahinter ragten die mächtigen Wände der ausgestorbenen Krater hervor, während das sanft rauschende, dunkelblaue Meer das Bild nach der anderen Seite schloss.

Als das Schiff sich langsam von der Brücke löste, auf den Wellen sich zu wiegen begann, die Kapellen

die Nationalhymne spielten, die Hunderte von festlich geputzten Männer und Frauen, die reizenden Mädchen Abschiedsgrüsse mit Blumen und Tüchern winkten, bot das Ganze ein unvergesslich schönes letztes Südseebild.



DER FEUERSEE HALEMAUMAU.

HAWAII.

REGISTER.


150
Englische
Deutsche
Amerikan.
Französische
Post-Dampfer-linien
Deutsche Konsulat
D. Factoreien
Honolulu
Hilo
Hawaii
Palmyra
Fanning
(Engl.)
Christmas I.
Walker I.
Aequator
Jarvis
E A N
Malden
(Engl.)
Starbuck
Tongarewa
Caroline
Rakahanga
Manihiki I.
Suwaroff I.
Matahiva
Gesellschafts I.
Ururutu
Bolabola
Raiatea
Tahiti
Aitutaki
Mangea
Sands I.
Tubuai
Tubuai I.
Rapa-iti
Marquesas
(Fr.)
Manga-reva
(Fr.)
Oahu I.
Molokai I.
Lahaina
Maui I.
Haleakala Berg
Lanai I.
Kawaihae
Mauna Kea
Hilo
Kailua
Hawaii
Anapauka
Kanalea
Mauna Loa
Honuapo